3 1761 04408 7443

740.

Leonore.

Ein

Gemählde aus der gewöhnlichen Welt.

Von

Caroline Pichler,

geborne

von

Greiner.

Erster Theil.

Wien, 1813.

Gedruckt und im Verlage bey Anton Strauß.

PT
2445
P8L4

Erster Brief.

Baron Wallner an Frau von Valsin.

* * * den 15. Aprill 1797.

Ich schreibe Ihnen schon wieder, meine schöne Freundinn, obwohl ich auf meinen letzten Brief seit fünf Wochen keine Antwort erhielt, und also Recht hätte, ein bißchen zu schmollen, wenn das, Ihnen gegen über, möglich wäre. Aber wenn ich auch weder schmollen kann noch darf, so ist es mir doch unmöglich, über Ihre lange Abwesenheit ganz ohne Ärger zu bleiben; und so eine hübsche Sache kindliche Zärtlichkeit seyn mag, so finde ich sie doch im gegenwärtigen Falle herzlich langweilig, und Ihre schätzbare Frau Mutter könnte kaum sich selbst oder Ihnen einen größeren Gefallen thun, wenn Sie wieder gesund werden möchte, als mir. Was soll ich denn mit so mancher Stunde meines Tages machen, die ich sonst in Ihrer Gesellschaft köstlich verbrachte? Womit soll ich diese peinlichen Lücken ausfüllen,

wohin mich wenden, um einen Verluſt zu erſetzen, den mir in der ganzen groſſen Stadt nichts, ſchlechterdings nichts vergüten kann? Denn wo fände ich wieder Verſtand, Schönheit, Anmuth und Witz in ſo harmoniſchem Bunde, jedes für ſich ſelbſt reitzend und in dem göttlichen Verein unwiderſtehlich? Und ich hatte es gefunden; ich genoß das überſchwänkliche Glück, ich durfte mir ſchmeicheln, zu dem Zirkel Ihrer vertrautern Freunde zu gehören, vor welchem die reiche Fülle Ihres Geiſtes, der hinreiſſende Zauber Ihres ganzen Weſens ſich ungehindert im freyen ſchönen Spiele zeigte. Da muß ein feindlicher Dämon Ihre Mutter auf's Krankenbett werfen; und nun fliegen Sie zu ihr, laſſen bereits durch zwey Monathe den Kreis ihrer zahlloſen Verehrer unzufrieden und mißmuthig ſich nach Ihnen ſehnen, und bringen ſo viele ſchöne Tage Ihres Lebens, die der Freude und Ihren Freunden geweiht ſeyn ſollten, in einer dumpfen Stube, an dem traurigen Lager einer ſiechen Mutter zu. Wiſſen Sie wohl, daß Sie einen Raub begehen, daß wir Sie vor dem Tribunal Amors und der Grazien darüber belangen werden? denn ſeit Sie von uns gewichen ſind, iſt auch Frohſinn, Scherz und heitere Laune mit Ihnen entflohen.

Aber im vollen Ernſte, meine ſchöne gnädige Frau! ich wünſchte Sie jetzt ſehnlichſt zurück, und aus mehr als einer Urſache. Es iſt ein neuer Stern an unſerm Himmel erſchienen, der allgemeine Aufmerkſamkeit erregt hat, und allem Anſehen nach, wenn anders meine Welt- und Menſchenkunde mich nicht betriegt, nicht allein zu den ſeltenſten Erſcheinungen in ſeiner Art gehört, ſondern auch vielleicht bedeutenden Einfluß auf das Syſtem unſerer geſellſchaftlichen Verhältniſſe haben wird. Doch ohne Allegorie zu ſprechen: unſer rechtskundiger Freund, Herr von Wichmann, iſt (Gott weiß auf welchen Wegen) zum Vormund über ein ſehr liebenswürdiges und ſehr reiches Mädchen ernannt worden, die er zu ſeiner Schweſter Schöndorf in die Koſt gegeben hat. Die Mutter, eine phantaſtiſche Frau, wie es aus allem ſcheint, hatte nun freylich Herrn von Wichmann nicht im Teſtament ernannt, ſondern die Sorge für ihre zärtlich geliebte Tochter einem alten treuen Freunde ihres verſtorbenen Mannes übergeben; unglücklicher oder glücklicher Weiſe aber ſtarb der ernannte Vormund wenige Monathe nach der Mutter, und Herr von Wichmann, der aus Erfahrung weiß, wozu ein reiches Mündel nützt, wußte es ſo zu karten, daß die Gerichte ihm die Vormund-

schaft auftrugen. Sie wissen, er versteht seine Sachen zu betreiben, und man sagt, er habe dieß Mahl mit einem Steine zwey Würfe machen, sich die einträgliche Vormundschaft, und seinem jüngern Neffen Schöndorf ein reiches Weib verschaffen wollen; und darum sey Fräulein Leonore Brandner (so heißt die neue Schönheit) zu seiner Schwester gegeben worden. Daß er, was die zweyte Hälfte betrifft, die Rechnung ohne Wirth gemacht habe, davon läßt er und seine Schwester sich freylich nichts träumen; aber wir wissen es besser. So lange Schöndorf die Verbindung mit seiner hübschen Kaufmannsfrau hat, wird aus jenem Projecte nichts, obwohl Schöndorf nicht klug ist, und weit besser thäte, beyde Sachen, die sich, mit ein Bißchen Klugheit, gar wohl vereinigen lassen, zusammen zu nehmen. Das habe ich ihm schon ein paar Mahl gesagt; aber er ist noch zu verliebt, um von einer vernünftigen Vorstellung etwas hören zu wollen; und wenn Fräulein Brandner alle die Eigenschaften, die ihr die Sage beylegt, besonders in Finanzsachen, wirklich besitzt, so werde ich mich wohl hüthen, Heinrichen noch öfters zuzureden, und lieber versuchen, welchen Eindruck meine Person und mein Betragen auf sie zu machen im Stande seyen.

Doch da habe ich Ihnen auf einmahl alles geplaudert, was ich Sie erst langsam und nach manchen Vorbereitungen errathen lassen wollte, nähmlich, daß ich Lorchen, seit ich sie kenne, genau beobachte und studiere, wenn ich so sagen darf, daß ich mir eine Idee von ihrem Charakter entworfen, und auf diesen einen allerliebsten Plan gegründet habe, der mir hoffentlich nicht fehlschlagen wird. Aber eben, weil ich meiner Einsicht nicht ganz traue, weil ich nicht weiß, ob ich den Charakter dieses liebenswürdigen Geschöpfes richtig aufgefaßt habe, wünschte ich Sie zurück, und würde von Ihrem Scharfblick, von Ihrer Weiblichkeit jene Beobachtungen erwarten, welche meine Art, die Dinge zu betrachten, und selbst mein Geschlecht mich zu machen hindert. Unstreitig haben die Damen hierin eine eigene Gabe, ich möchte sagen, einen feinen Tact von der Natur erhalten, der ihnen das oft auf den ersten Blick und ganz unfehlbar erkennen läßt, was uns Männern bey all unsern Vorkenntnissen und langwierigen Menschenbeobachtungen doch noch oft entgeht. Ich glaube, man könnte von ihnen sagen, sie *fühlen* sich in die Charaktere der Menschen, mit denen sie umgehen müssen, hinein, und *empfinden* das Urtheil, was sie darüber fällen sollen; und dieß empfun-

dene Urtheil wird sie allzeit um desto sicherer leiten, als sinnliche Wahrnehmungen stets weniger Täuschungen unterworfen sind, als abstracte Ideen und gewagte Hypothesen. Besonders aber wird ein Weib in ihrem eigenen Herzen immer den untrüglichsten Schlüssel zu den verborgensten Tiefen eines andern Weiberherzens finden, und den Gehalt und Werth desselben weit besser würdigen, als wir Männer, wenn nur kein Neid, keine Eifersucht die ruhige Beobachtung hindert. Aber das ist es eben, was euch so oft irre leitet, und wovon ich jetzt eben bey unserer Freundinn Juliane ein auffallendes Beyspiel sehe. Sie wissen, daß es Julianen Schöndorf weder an Verstande noch geübtem Kennerblicke fehlt, um die Menschen zu bemerken und zu würdigen; dennoch läßt sie, wie es mir vorkommt, Lorchen allzu wenig Gerechtigkeit widerfahren. Sie betrachtet sie mit so viel Geringschätzung, behandelt sie im Gefühle ihrer Überlegenheit an Weltkenntniß und Lebensklugheit so sehr als Kind und Unmündige, daß es mir scheint, Julianens Urtheil sey nicht so unbefangen, als sie selbst es vielleicht glaubt, und Lorchens unbestreitbare Vorzüge, die sich gerade in jenen Gelegenheiten am liebenswürdigsten zeigen, wo Julchens Charakter manches zu wünschen übrig

läßt, ließen dieß stolze und der allgemeinen Huldigung gewohnte Geschöpf eine allzu furchtbare Nebenbuhlerinn in dem sanften, immer gleichen, immer gefälligen Mädchen finden. Wie dem auch seyn mag, so hoffe ich alles von Ihrer Zurückkunft, und will Ihr Urtheil durch keine vorschnelle und vielleicht unrichtige Behauptung bestechen. Daß ich aber Sie, meine schöne Freundinn, so ganz geschickt zu Lorchens Beurtheilung, und so ganz über allen Neid und alle mögliche Collisionen mit diesem wahrhaft anziehenden Wesen erhaben glaube, um mit voller Zuversicht ein unbefangenes Urtheil zu erwarten, das sollte Ihnen wohl eine treue Bürgschaft für die hohe Meinung seyn, die mein Herz von Ihrer eigenen Liebenswürdigkeit hegt, und die — zürnen Sie nicht über diese Anmaßung — auch selbst ein Glücklicherer als ich, der beneidenswürdige Van der Werth nicht inniger, nicht wärmer empfinden kann.

Zweyter Brief.

Frau von Valsin an Baron Wallner.

G** den 2. May 1797.

Sie hätten wenigstens vor acht Tagen schon Antwort von mir erhalten, wenn ich recht mit mir selbst darüber hätte einig werden können, ob ich Ihnen zürnen sollte oder nicht; und so lange ich das nicht wußte, wäre es mir eine platte Unmöglichkeit gewesen, Ihren schmeichelhaft unartigen Brief zu beantworten. Das werden Sie selbst einsehen. Sagen Sie mir aufrichtig, wollen Sie mich bestechen? Sind Sie in Ihr Lerchen verliebt, oder wollen Sie mich auf eine kitzliche Probe stellen, und so eine Art von moralischem Versuch an mir machen, ob wohl die Erscheinungen, die Sie an meinem Charakter sehen würden, in Ihre Hypothese passen, und sie bestätigen würden oder nicht? War's das nicht? Sollte ich mich getäuscht, und zum ersten Mahl in meinem Leben etwas Böseres hin-

ter Ihren Absichten gesucht haben, als wirklich dahinter steckt? Doch da sich das alles nicht auf der Stelle beantworten läßt, so will ich großmüthig darüber hinausgehen, und, allen Groll vergessend, die Frage beantworten, die Ihnen so sehr am Herzen liegt, und ohne daß Sie sie deutlich aussprachen, doch unverkennbar der einzige und Hauptinhalt Ihres ganzen Briefes ist, die Frage nähmlich: was ich von Ihrem Lorchen halte?

Ich kenne zwar dieß merkwürdige Mädchen nicht, ich habe sie nie gesehen, und mehr als zwanzig Meilen trennen mich von ihr; dennoch aber hat ein freundlicher Dämon, bekannt mit den Herzensnöthen meines abwesenden Freundes, mir oder vielmehr ihm den Gefallen gethan, mich vorläufig ziemlich genau von der Lage der Dinge zu unterrichten. Ich wußte wirklich drey Tage, ehe ich Ihren Brief erhielt, mehr von Lorchen, als Sie vielleicht selbst wissen, und Ihr Brief diente nur dazu, mein vorgefaßtes Urtheil zu bestätigen. Wie ich dazu kam? Geduld! Sie sollen alles hören, wenn es Zeit seyn wird, den geheimnißvollen Schleyer zu lüften. — Vor vier Wochen ungefähr befand ich mich im Geiste plötzlich bey Schöndorf in einer ihrer glänzendsten Gesellschaften. Da öffnete sich die Thür des

Boudoirs, und herein trat zuerst die majestätische Juliane in allem blendenden Glanze ihrer Junonischen Schönheit; hinter ihr schwebte an Lisettens Arm ein zartes schlankes Wesen in den Saal. Das dunkle sinnende Auge haftete am Boden, und ihre Schüchternheit erlaubte ihr kaum, es zuweilen auf Momente zu erheben; das braune Seidenhaar wallte in natürlichen Locken, ihr Anzug war weder modern noch auffallend; und doch fühlte man sich versucht, diese sittsamen lieblichen Formen als Mode nachzuahmen. Die Blicke der jungen Herren waren sogleich auf sie gerichtet; sie schien das zu fühlen. Eine leichte Rosenfarbe flog über das etwas blasse Gesichtchen, und sie setzte sich am äußersten Ende des Zirkels dort hin, wo die minderhelle Beleuchtung ihr eine Art von Unbemerktheit zuzusichern versprach. Die Stutzer nahten sich ihr; man merkte ihr an, daß das schale Geplauder sie nicht unterhielt. Jetzt wurde zum Fortepiano gegangen. Die Gesellschaft drang in Julianen, sich hören zu lassen; sie ließ sich lange, sehr lange bitten — so lange, daß, wenn ich mitgebethen hätte, mir alle Geduld vergangen wäre. Endlich setzte sie sich hin, und spielte eine prächtige Sonate; aber kein Zureden war im Stande, sie auch zum Singen nur Eines Liedchens zu

bringen. Sie hatte Migraine, war heiser — kurz — übel gelaunt. — Nun trat Baron Wallner hinzu, wendete sich mit seiner gewohnten feinen Art an die Fremde, und bath sie zu singen. Sie erröthete, und entschuldigte sich mit ihren wenigen Kenntnissen; als aber die gutherzige Lisette mit einem herzlichen: o liebes Lorchen, spiel' und singe mir zu Gefallen! in sie drang, so ging sie schnell an's Clavier, zog die seidenen Handschuhe aus, und nun gaukelten zehn niedliche Finger, aus Rosengluth und Lilienschnee gewebet, wie eben so viele Sylphen über die Tasten, und lockten, ohne auf überwundene Schwierigkeiten Anspruch zu machen, durch ein leichtes feines Spiel so liebliche Töne aus dem Claviere, daß man ein anderes Instrument zu hören glaubte. Man bath sie zu singen; sie that es ohne weitere Umstände, und sang ein artiges Liedchen mit einer melodischen Stimme und meisterlichem Vortrage. Man klatschte ihr lauten Beyfall zu, ihr Gesicht überzog sich mit Purpur; sie stand schnell auf, neigte sich und verbarg sich im Kreise der andern Mädchen. Nun war Julianens Migraine auf einmahl verschwunden, sie setzte sich hin, und präludirte mit einer solchen Kühnheit, Stärke und Präcision, daß alles erstaunt und be-

wundernd horchte, und nun fiel sie mit ihrer hellen Stimme ein, und sang eine Italienische Bravourarie, die nur Crescentini besser singen kann. Ein lärmender Beyfall belohnte ihre Bemühung, und Heiserkeit und üble Laune waren so weggeblasen, daß sie nun eine Stunde lang am Fortepiano sitzen blieb, und mit der größten Gefälligkeit alles sang und spielte, um was man sie bath. Freylich war die Fremde nun ganz in Schatten gestellt; nur wenige Männer, unter denen ich aber in meinem Traume Sie immer deutlich unterschied, beschäftigten sich um sie, und hatten über jenen Schimmer dieses milde Licht nicht vergessen. Die unsichtbare Rolle, die ich an diesem Abende spielte, gewährte mir nicht allein den Vortheil, alles ungehindert bemerken, sondern auch hier und da in die Herzen der Menschen blicken zu können; ein Vortheil, den ich nicht zu theuer durch das Opfer der Unsichtbarkeit erkauft zu haben glaubte. Vermittelst dieser Gabe entdeckte ich nun in dem Herzen der stolzen Juliane einen tiefgegründeten Widerwillen gegen ein Mädchen, das sie in so manchem Betrachte verdunkeln konnte, und das besonders auf die Länge und dauerhaft zu fesseln versprach, wo jene nur des ersten blendenden Eindrucks sicher war. In der Seele der

Fremden aber fand ich Trotz der Schüchternheit und Verwirrung, in der sie war, kein geringes Wohlgefallen über den Eindruck, den sie gemacht hatte, und besonders ein — aus Dankbarkeit und Achtung gemischtes Gefühl von Wohlwollen, welches sie zu dem Manne zog, der ihr durch seine Bitte den ersten Anlaß zu diesem Genusse verschafft hatte, und der sie auch jetzt mit einer Zartheit, Ehrerbiethung und Feyerlichkeit unterschied und behandelte, die mich an diesem Manne so komisch dünkte, daß ich meiner Geisterhaftigkeit vergaß, laut auflachte, und über dieses Gelächter aus meinem Traume erwachte, ehe ich Zeit hatte, auch in seinem Herzen zu lesen. Doch was ich damahls nicht sehen konnte, hat mir sein Brief mehr als zu deutlich gezeigt; und ich bin nun vollkommen überzeugt, daß mein Traum, der ohne dieß, wie alle bedeutenden Träume, mit der Morgenröthe gekommen war, auch aus dem hornenen Thore gegangen ist.

Doch Scherz bey Seite; denn ich fühle wohl, daß ich meine Geisterrolle nur so lange behaupten könnte, bis Sie sich erinnerten, daß Van der Werth an jenem Abende nebst Ihnen bey Schöndorf und Zeuge jener Scenen war, die er mir freylich nicht ganz, so wie ich sie Ihnen beschrieb, in einem Briefe mittheilte. Sie werden

manche Züge darin finden, die ich schwerlich von einem Beobachter Ihres Geschlechtes, sondern von Weiberhand haben muß; und so ist es denn auch wirklich. Juliane hat schon in zwey Briefen von der schönen Fremden Meldung gemacht, und aus ihren und Van der Werth's Nachrichten habe ich mir ein Bild von Lorchen und ihren Verhältnissen gegen Julianen und gegen den planvollen Liebhaber, der sich ihrem Herzen nach allen Regeln der feinsten Tactik nähert, entworfen, das der Wahrheit so ziemlich nahe kommen wird. Vermöge dessen kann ich zwar Ihren Entwurf nicht anders als billigen, muß Ihnen aber als eine treue Freundinn die größte Achtsamkeit und Klugheit empfehlen, um ja nie aus Ihrer (Ihnen etwas fremden und drückenden) Rolle zu fallen. Glauben Sie mir, es gibt nichts Fordernders, nichts Eklers und Anspruchvollereres auf der Welt, als so ein gar zu sanftes, zartes, aus lauter Schönheitssinn und Empfindung zusammen gewebtes Wesen; und es ist erstaunlich, welches reitzbare Gefühl, welchen überfeinen Tact diese Leutchen haben. Der kleinste Mangel an Aufmerksamkeit, ein Ausbruch von unschuldigem Spott, ein unzarter Ausdruck, eine unbedeutende Zweydeutigkeit empört ihr leicht zu reitzendes Wesen, und scheucht sie

gewaltsam auf. Kommen solche Züge denn nur ein paar Mahl vor, so ist es um ihre gute Meinung von der Person, an der sie sie bemerken, gethan; sie gehört nun zu den gemeinen Seelen, zu den Alltagsmenschen, den rohen Naturen; und aus dieser moralischen Hölle ist bey jenen zarten, hohen Geistern keine Erlösung mehr. Bedenken Sie das, mein Freund, und prüfen Sie sich genau, ob das Glück, ein schönes und reiches Weib zu bekommen, (denn ich vermuthe, daß die hundert tausend Gulden keinen geringen Antheil an Lorchens Liebenswürdigkeit bey Ihnen haben werden) die gewaltsame Spannung, die immerwährende Selbstverläugnung, und das ganze Gewebe von Verstellung und List vergelten kann, dem Sie sich durch lange Zeit werden unterwerfen müssen. Ich hoffe jetzt in wenig Tagen nach meinem lieben *** zurück zu kehren; denn meine gute Mutter ist fast ganz hergestellt, und bedarf meiner nicht mehr. Wie sehr ich mich darauf freue, wie herzlich ich mich darnach sehne, werden Sie mir ohne Schwur glauben. Über dieß ist mein Mann auch schon ungeduldig, mich so lange im Hause zu vermissen; und obwohl weder sein Kopf noch sein Herz etwas von diesem Bedürfnisse weiß, so gibt es doch eine Menge kleiner häuslicher Geschäfte, bey

welchen ihm seine fleißige Ehewirthinn und erste Magd ganz unentbehrlich geworden ist. Ich werde also so sehr eilen, als mir möglich ist, und freue mich nebst dem Vergnügen, alle meine Freunde wieder zu sehen, auch nicht wenig auf die Bekanntschaft des ätherischen Mädchens, und die Unterhaltung, welche Baron Wallner in der Rolle des schmachtenden, übersinnlichen Liebhabers dem unterrichteten Zuschauer verschaffen wird. Und nun leben Sie wohl! grüßen Sie Van der Werth tausend Mahl, und sagen Sie ihm, daß ich ihm den Tag meiner Ankunft pünctlich melden werde; denn ich zähle darauf, ihn noch vor *** zu sehen. Adieu!

Dritter Brief.

Leonore von Brandner an Thereſe Friedberg.

*** den 3. May 1797.

Dein Brief, den ich vorgeſtern erhielt, hat mich aus einer wahrhaft peinlichen Lage geriſſen. Fünf Wochen waren vergangen, und ich hatte kein Lebenszeichen von dir geſehen, keine Antwort auf vier dringende Briefe erhalten. Die Schreckbilder, die ſich meine Phantaſie über die Urſache dieſes Stillſchweigens ſchuf, alle die Krankheiten, Unglücksfälle, Mißverſtändniſſe, die ich mir als möglich, als wahrſcheinlich, ja oft als gewiß geſchehen dachte, kannſt du dir nicht vorſtellen, und ich würde mich ſchämen, ſie zu erzählen; ja in dem Verhältniſſe, worin ich jetzt lebe, würde ich mich ſogar durch die bloſſe Ahndung, daß ich mir ſolche Schreckbilder ſchaffen konnte, lächerlich machen. Und das war's eben, was mich am meiſten und ſchmerzendſten drückte. Ach, ich fühlte mich wieder ſo ganz al-

lein, so unendlich verlassen, so von allem, was mir auf Erden theuer war und ist, gerissen, vergessen, wie im Anfange meines Aufenthalts hier. Je mehr Menschen mich umgaben, je grösser das Gewühl war, desto drückender war mir mein Fremdseyn unter diesen wandelnden Gestalten; denn mehr waren sie nicht für mich. Manches Mahl mußte ich mich entfernen, und meinem Herzen, das unter der Zentnerlast dieses Gefühles zu brechen drohte, durch einen Thränenstrom Luft machen.

Wie seltsam hatte das Schicksal mit mir gespielt! Ich, die bis in mein neunzehntes Jahr nie aus den schützenden Mauern des mütterlichen Hauses gekommen war, deren weiches Herz von ihrer Kindheit an immer nur Liebe, Freundschaft und Zärtlichkeit gepflegt, nie die rauhe Berührung einer fremden kalten Hand erfahren hatte, ich, die von Mutter, Schwester, und Geliebten immer mit allzu großer unverdienter Schonung und Güte behandelt worden war — ich mußte nun durch den Tod meiner Mutter, gerade als du schon verheirathet und Ferdinand abwesend war, in die Welt hinaus gestoßen werden. Zwar so lange mein guter erster Vormund lebte, fand ich in seinem stillen Hause, in dem freundschaftlichen Umgange sei-

ner edlen Gattinn und Tochter Troſt und Beruhigung für meinen großen Verluſt, und, wieder mit Liebe und Geradheit behandelt, fühlte mein Herz den Abſtand des mütterlichen Hauſes zu dem ſeinigen nicht ſehr. Aber als der Tod auch dieß Band zerriß, als ich nun wie ein herrenloſes Gut in ganz fremde Hände überging, und plötzlich durch einen Zauberſchlag aus der tiefſten Stille in das lärmende Gewühl des Schönborf'ſchen Hauſes, mitten in den Strudel der großen Welt verſetzt wurde, da wurde mir ſehr ſonderbar und ſehr übel zu Muthe. Ich erkannte beſtimmt und mit einem Gefühle, das mein Herz in ſeiner innerſten Tiefe verwundete, was mancher Dichter von dem Gegenſatze des Ideals und der Wirklichkeit ſingt: ich war aus einer phantaſtiſch-ſchönen idylliſchen Welt auf einmahl in die wirkliche verſetzt worden, die mich von allen Seiten beunruhigend, lärmend, ſchmerzend umgab, und jedem meiner Gefühle gerade zu widerſprach. O meine Thereſe! wie gern wäre ich entflohen! wie oft entwarf meine aufgeregte Phantaſie in den qualvollen Stunden meiner ſchlafloſen Nächte die abenteuerlichſten Plane, wie ich mich aus dem Hauſe ſchleichen, heimlich einen Wagen beſtellen, und zu dir fliehen wollte! Wenn dann ein mitleidiger

Schlummer meine Lebensgeister beschwichtiget hatte, und am andern Morgen der helle Tagesstrahl der Vernunft die phantastischen Geburten der Nacht beleuchtete, dann fand ich freylich, daß ich thöricht entworfen hatte, und noch thörichter ausgeführt haben würde. Aber du kannst aus diesem Geständnisse schließen, in welcher Stimmung meine Seele sich damahls befand.

Nach und nach hört nun freylich diese Spannung auf; und hätte nicht in diesen letzten Tagen die Angst um dich meine Phantasie so unangenehm beschäftigt, so könnte ich sagen, ich fange an, mich leidlich in meine neuen Verhältnisse zu fügen. Es sind nun zwey Monathe, daß ich in diesem Hause lebe. Wie wohlthätig hat sich die Natur an uns armen Sterblichen bewiesen, da sie uns die Gewohnheit, mit solchen stillwirkenden, aber allmächtigen Zauberkräften versehen, zur Begleiterinn gab! Wie manches, das mir im Anfange, als ich hierher kam, unleidlich schien, ist mir jetzt durch Gewohnheit gleichgültig; wie manches, das mir unverzeihlich vorkam, lernte ich zuerst entschuldigen, und bey vielen Gelegenheiten mußte ich es sogar billigen, weil es viel tausend Dinge gibt, die freylich, wenn man sie für sich allein betrachtet, Tadel verdienen, aber gerade an ihrem Orte, zu

dieſer Zeit nicht allein nicht tadelnswürdig, ſondern ſogar zu empfehlen ſind. Du weißt zum Beyſpiele, wie wir beyde von jeher über das Kartenſpiel dachten. Je nun, meine liebe Thereſe, ſeit ich dieſe aus ſo heterogenen Gliedern gemiſchten Geſellſchaften, dieſen Hang zur Verleumdung, dieß Auflauern auf Worte, Blicke, Äußerungen, Anzüge u. ſ. w. kennen gelernet habe, ſegne ich die Erfindung des Kartenſpiels, dieſe bunten nichts bedeutenden Blätter, die auf einmahl den ſteifen Kreis der Damen trennen, die fluthende Menge in viele kleine Häufchen theilen, und, indem ſie den Eigennutz und durch ihn Hoffnung und Furcht in ein lebendiges Spiel ſetzen, die herumſchwärmenden boßhaften Blicke und Gedanken auf einen Punct feſt halten. Du wirſt mir freylich einwenden, das Mittel ſey nicht viel beſſer als das Übel; aber der Eigennutz, der beym Spiele in Bewegung geſetzt wird, iſt, obgleich eine niedrige Leidenſchaft, doch verzeihlicher, als die Schmähſucht, und ſtiftet bey weiten nicht ſo viel Böſes, weil ſein Wirkungskreis beſchränkter iſt.

Doch mußt du nicht glauben, jene elenden Behelfe mit den Karten ſeyen das einzige Mittel, die Geſellſchaft zu zerſtreuen und zu unterhalten. Nein, man hat in manchen Häuſern,

und besonders bey uns, auch bessere: gesellschaftliche Spiele, Tanz, Musik. Juliane, die älteste Tochter, singt und spielt das Fortepiano in einem hohe Grade von Vortrefflichkeit; der ältere Sohn des Hauses, der zwar schon verheirathet ist, aber selten einen Gesellschaftstag bey seinen Ältern versäumt, spielt die Violine meisterlich; seine Frau, ein artiges Geschöpf, singt leidlich; der zweyte Sohn, Heinrich, hat eine angenehme Stimme; dann sind noch mehrere aus den fleißigen Besuchern des Hauses musikalisch, z. B. ein gewisser Baron Wallner, der einen reinen Tenor singt, und viel Musik versteht, auch überhaupt ein feingebildeter, artiger Mann ist. So bringen wir denn leicht ein kleines Concert zusammen, und unterhalten uns recht angenehm; und da diese kleinen Übungen meinen Fleiß in der Musik anspornen, und meinen Geschmack bilden helfen, so gewähren sie mir zugleich beydes, Vergnügen und Nutzen. In solchen Stunden, wo bloß der reine geistige Genuß vortrefflicher und gut ausgeführter Musikstücke alle meine Seelenkräfte angenehm beschäftigt, vergesse ich aller lästigen Verhältnisse und trüben Stellen in meinem Schicksale, und schmecke auf Augenblicke jenen innern Frieden, jene gleichmäßige harmonische Thätigkeit aller meiner

Kräfte, die von jeher das Ziel meiner Bestrebungen, der höchste Grad irdischer Seligkeit für mich war, und die ich leider in meiner jetzigen Lage so selten fühle.

Überhaupt unterscheidet sich mein jetziger Zustand von meinem vorigen hauptsächlich dadurch, daß ich damahls am glücklichsten war, wenn ich, ganz in mich selbst zurückgezogen, von allen zerstreuenden Gegenständen entfernt, langsam und in vollen Zügen die Seligkeit meines stillen Glückes im Arme der Liebe oder Freundschaft genoß, und mich an dem behaglichen Zustande meines Gemüthes gleichsam beschauend mit innigstem Dankgefühle gegen den Schöpfer weiden konnte. Jede Zerstreuung, jeder äußere Vorfall, der mir einen Blick oder ein kleines Hinhorchen abnöthigte, störte meine Seligkeit und minderte sie. Jetzt, unzufrieden mit meiner Lage, getrennet von allem, was mir theuer war, fliehe ich mit ängstlicher Sorgfalt jeden Rückblick auf meinen Gemüthszustand; ich gehe am liebsten aus mir selbst heraus, hasche begierig nach jeder Zerstreuung, die mich mir selbst entfremden und auf Augenblicke einen täuschenden Schein von Zufriedenheit und Genuß gewähren kann, und ich bemerke, daß die meisten Menschen um mich her es eben so machen. Glücklich oder unglücklich,

zufrieden oder mißvergnügt, trachtet alles nur sich selbst zu entfliehen, und strebt mit rastloser Geschäftigkeit und mit oft nicht geringem Zeit- und Geldaufwande, um Zerstreuungen zu ersinnen oder zu genießen, die so recht alle Geistesthätigkeit erschöpfend beschäftigen, und die ganze Aufmerksamkeit auf äußere Gegenstände heften können. Daher je lärmender, desto lieber; und wenn nun vollends auch die natürliche Ordnung des Tages oder der gewohnten Beschäftigung auffallend gestört, und alles so zu sagen auf den Kopf gestellet wird, ist es ihnen am allerliebsten. Sind erst die Zimmer so voll gedrängt mit Menschen, daß man sich kaum bewegen und vor Unruhe mit niemand ein zusammenhängendes Gespräch führen kann, wogt und fluthet die Menge summend, wie ein Bienenschwarm hin und her, ertönt neben den Spieltischen eine rauschende Musik, reitzen leckerhafte Erfrischungen und Näschereyen ihren Gaumen, und währt das alles noch dazu bis um ein oder zwey Uhr nach Mitternacht, dann haben sie einen angenehmen Abend genossen und fühlen sich vergnügt. Ich versichere dich, daß mir im Anfange wie einer Trunkenen zu Muthe war, und daß ich vor Mißbehagen und Betäubung nicht im Stande gewesen wäre, jene Bemerkungen

zu machen. Jetzt habe ich mich ein bißchen daran gewöhnt, und fange bereits an, mich an dem Lärmen und Getöse — nicht zu ergetzen — aber als beobachtende Zuschauerinn zu belustigen. —

Ferdinand schreibt fleißig, und seine Briefe sind die einzige wahre Freude, die ich hier genieße. O wann wird die selige Zeit kommen, die ihn mir wiederbringt! Auch er ist äußerst unzufrieden mit dem Gange der Begebenheiten, und besonders mit dem Aufenthalte, den man für mich gewählt hat. Er hat freylich in den allermeisten Stücken Recht; aber in einigen, dünkt mich, geht er doch zu weit, und macht sich Schreckbilder, wo gar nichts zu besorgen ist. Er fürchtet für meinen innern Frieden, für das Glück meines Lebens, für unsere Liebe, ja sogar für meine Tugend. Schwärmer! dachte ich, als ich den Brief las; und doch rührte er mich tief, und ich gelobte ihm mit heißen Thränen, so übertrieben ich seine Äußerungen fand, von neuen warme Zärtlichkeit und unverbrüchliche Treue. Nein, Ferdinand! die große Welt soll dein Mädchen nicht verderben, soll dir ein Herz nicht rauben, das unter deiner Leitung, für dich, mit dir gebildet wurde. Kehre nur wieder, biethe mir die Hand, mich aus dem Geräusche zu retten; öffne mir in deinem Arme eine Freystätte, wohin ich

als deine Gattinn fliehen kann, und du wirst sehen, wie gern, wie freudig ich die große Welt mit allen ihren schimmernden Reitzen verlassen, und wie unbefangen und unverdorben ich zu dir und zu meiner theuern stillen Einsamkeit zurückkehren werde. Ich werde abgerufen — es ist Besuch da. Lebe wohl, liebste Schwester! ich will den Brief sogleich schließen, denn es ist heute Posttag. Leb' wohl!

Vierter Brief.

Leonore von Brandner an Thereſe Friedberg.

*** den 1. Junius 1797.

Nein, meine theure geliebte Schweſter! ich verdiene deine Vorwürfe nicht. Ich hänge nicht ſo ſehr an den Freuden der Welt, als du zu glauben ſcheineſt; aber ich kann nicht läugnen, daß ich manches Angenehme in dieſer Lebensart finde, die nur durch den ſcharfen Contraſt mit meiner vorigen mir im Anfange ſo peinlich war. Das verliert ſich nach und nach; ich habe mich an manches gewöhnt, zu manchem bequemt, und manches kennen gelernt, was an ſich ſelbſt gewiß für jeden gebildeten Menſchen Werth haben muß; und das zu erkennen und zu würdigen, iſt ja Pflicht und kann gar nicht einmahl vermieden werden, wenn man nicht vorſetzlich mit zugedrückten Augen durch die Welt gehen, und abſichtlich jede Berichtigung ſeiner Begriffe vermeiden will. Es würde dir gewiß eben ſo ge-

hen, wenn du hier wäreſt. Die Leichtigkeit des Umganges, der gute Ton, der in manchen Zirkeln herrſcht, die Eleganz der Formen in Häuſern, Meublen, Kleidungen, der Umgang mit ſo vielen wirklich gebildeten Menſchen, der ſtäte mannigfaltige Umtauſch der Ideen, die Abwechſelung von Geſellſchaften und Unterhaltungen — gewährt wirklich nicht bloß den Sinnen und der Phantaſie eine angenehme Beſchäftigung, ſondern dient, wie ich das ſehr wohl fühle, auch dazu, den Geiſt auszubilden, den Geſchmack zu berichtigen, den Schönheitsſinn zu wecken und zu nähren. Zwar werden dieſe höheren Forderungen nicht in allen, ja eigentlich zu reden, nur in den allerwenigſten Zirkeln erfüllt; aber wo ſie es werden, da ſchwelgt auch Verſtand und Geſchmack in Genüſſen, von welchen ich vorher in meinem ſtillen einfachen Leben keine Vorſtellung hatte. So habe ich neulich die Bekanntſchaft einer gewiſſen Frau von Valſin gemacht, die mit den Schöndorf'ſchen ſehr genau bekannt iſt, und jetzt nur auf einige Zeit bey ihrer Mutter abweſend war. Welch eine Frau, Thereſe! Stelle dir eine äußerſt anziehende Geſtalt vor, nicht mehr in der erſten Blüthe der Jugend, aber noch voll Lebhaftigkeit und raſchen Gefühls. Eine unnachahmliche Anmuth begleitet jede ihrer Bewegun-

gen; die Wahl ihres Anzuges könnte immer zur Regel für uns andere gelten, — wenn es nur die andern auch so verständen, wie sie, jedes Bändchen, jede Blume so zu stecken, daß man gestehen muß, es könnte nicht anders seyn, wenn es schön seyn sollte. So reitzend das Äußere dieser Frau ist, so anziehend und zauberisch ist auch ihr Umgang. Sie spricht die meisten Sprachen so fertig, wie ihre Muttersprache, und diese selbst mit dem reinsten Hochdeutschen Accent, — eine wahre Seltenheit in unsern Zirkeln; — sie zeichnet und mahlt als Künstlerinn, sie kennt die neueste Literatur vollkommen, und daß ihr auch die ältere nicht unbekannt ist, hätte mir schon ihr richtiger Geschmack gezeigt, wenn ihr auch nicht hier und da kleine Bemerkungen und Ausdrücke entschlüpft wären, die es verriethen, obwohl sie diese Kenntniß, so wie überhaupt alle die andern in den gewöhnlichen Zirkeln sorgfältig verbirgt. Mit desto liebenswürdigerer Offenheit enthüllt sie die Schätze ihres Verstandes in dem kleineren Zirkel ihrer vertrautern Freunde; und in diesen Gesellschaften bey der Valsin war es, wo mein Geist zuerst jene Freuden kennen lernte, von denen ich im Anfange meines Briefes sprach. Diese interessante Frau zeichnete mich sogleich beym Anfange unserer Bekanntschaft auf

eine Art aus, die mir sehr schmeichelhaft und um so erwünschter war, weil unsere Juliane, die auch zu der Gesellschaft der Valsin gehört, und wegen ihres gebildeten Geistes diesen Platz wohl verdient, mich im Gefühle ihrer Überlegenheit an Welt- und Menschenkenntniß immer so — ich möchte sagen, schnöde behandelt hat. Du wirst das vielleicht Eitelkeit nennen, liebe Therese! — vielleicht ist es auch das — aber ich konnte nicht umhin, mir in jener Auszeichnung und überhaupt in Valsin'schem Hause sehr zu gefallen. Auch versammeln sich dort nicht bloß artige und witzige, sondern auch manche gelehrte Männer, deren unterrichtender Umgang mir unendlich schätzbar ist. Unter den erstern zeichnet sich vor allen jener Baron von Wallner aus, von welchem ich dir, wie ich glaube, schon einmahl geschrieben habe. Alle Wochen ein Mahl ist eine Soirée bey der Valsin, durch ein kleines Soupée geendigt, wozu die wenigen Personen, die sie ihrer besondern Achtung würdigt, gebethen sind. Es herrscht bey weiten nicht die Pracht und Verschwendung, welche bey Schöndorf, und in manchen andern Häusern recht bis zum Übermuth getrieben wird; aber alles ist niedlich, geschmackvoll, und wo der Geist so angenehm beschäftigt wird, vergißt man gern auf die Befriedigung der Sinne. Überhaupt

ist dieß Haus, Trotz des bekannten Reichthums des Herrn von Valsin, im Vergleich mit dem Schöndorf'schen und anderen sehr eingeschränkt; auch scheint mir aus allem, daß die gute Frau in ihren häuslichen Verhältnissen nicht sehr glücklich ist. Ihr Mann ist wenigstens um dreyßig Jahre älter als sie, und nicht im Stande, ihren Werth ganz zu fühlen, oder auch nur von fern an den feinen Vergnügungen Geschmack zu finden, die das Glück seiner Gattinn ausmachen, und ihr ihre Lage und Abhängigkeit von einem mürrischen, alten, und, wie man sagt, geitzigen und rohen Manne ertragen zu helfen scheinen. Wie dem immer sey, sie beträgt sich vor der Welt ganz gut gegen ihn, und weiß ihr Schicksal, wie ihren Putz und ihren Körper mit unbeschreiblicher Anmuth zu tragen. O wenn Ferdinand diese Frau wird kennen lernen, dann wird er mich nicht mehr so streng über mein Vergnügen an der großen Welt tadeln, und ihre Liebenswürdigkeit wird ihn mit manchem aussöhnen, was ihn jetzt unverzeihlich dünkt. Es ist doch sonderbar, wie verschieden der Umgang mit der Welt und den Menschen auf uns beyde gewirkt hat! Ferdinand scheint, je länger er reiset, je mehr Menschen er kennen lernt, je schlechter von ihnen zu denken, je scheuer und verschlosse-

ner zu werden; ich hingegen, die die Bühne der großen Welt wohl mit nicht geringeren Vorurtheilen dagegen betrat, fühle diese je mehr und mehr verschwinden, und finde tausend Reitze und Annehmlichkeiten, von welchen ich vorher keinen Begriff hatte. Ist das nicht sonderbar? Ist es überhaupt recht und gut, daß zwey Menschen, welche Schicksal, Erziehung und Liebe so ganz mit und für einander geschaffen und gebildet hatten, von derselben Sache so ganz verschieden gerührt werden? Ach! was gäbe ich darum, daß Ferdinand mit meinen Augen sähe, oder daß ich nie die Dinge kennen gelernt hätte, die ihm so abscheulich vorkommen! Was wird noch daraus werden? Wird nicht diese Verschiedenheit in unsern Ansichten auch einen Mißklang in unsere Liebe, in unsere Verbindung bringen?

Doch warum quäle ich mich mit finstern Vorstellungen, und denke mir mögliche Unglücksfälle, die vielleicht, ja die gewiß — mein und Ferdinands Herz bürgen mir dafür, — nie eintreffen werden. Unsere Liebe wird alle Unebenheiten ausgleichen; sie wird uns beyden Nachsicht und Schonung gegen verschiedene Meinungen einflößen, ja, sie wird selbst diese Verschiedenheit aufheben, und in zwey Wesen, die von ihrer Kindheit an bis auf diesen unglücklichen Zeitpunct keinen Ge-

danken, kein Gefühl kannten, das nicht vollstimmig und im reinsten Einklange aus dem Herzen des andern wiedertönte, diese beseligende Harmonie wieder herstellen. Nicht wahr, Thereſe, ich habe nichts zu fürchten? Blum wird mich ertragen, und ich werde mich kindlich in ſeinen, mir von jeher theuern Willen fügen; es wird alles gut gehen. Adieu, Thereſe! bethe für mich, daß alles gut geht, und denke und ſchreibe recht oft deiner

treuen Schweſter
Leonore.

Fünfter Brief.

Juliane von Schöndorf an Madame Hortense Desencay.

*** den 20. Junius 1797.

Ich weiß zwar nicht, ob dieser Brief ein besseres Schicksal haben wird, als so manche seiner Vorgänger, ob er mitten durch zwey streitende Heere seinen Weg in ein von unsern Feinden besetztes Land finden wird; und ich bin auch durch diese Rücksichten in manchem Puncte sehr beschränkt. Denn wer weiß, in welche Hände er fallen, und wie man meine Ansichten der Dinge, die ich nun einmahl unmöglich in die gewöhnlichen Formen schmiegen kann, deuten und auslegen möchte. Indessen — es ist mir Bedürfniß, Ihnen, meine mütterliche Freundinn, zu schreiben, Ihnen, welche von je her, so lange Sie in unserm Hause lebten, und auch jetzt, seit die große welterschütternde Katastrophe Sie von meiner Seite gerissen hat, die einzige wa-

ren und sind, mit der ich, ohne Gefahr mißverstanden zu werden, und ohne mich über Armseligkeiten ärgern zu müssen, aufrichtig sprechen kann. Sagen Sie mir, meine theure Freundinn, warum hat es das Schicksal so gewollt, mich in diesen Kreis von armseligen, verächtlichen, oder, wenn's hoch kommt, mittelmäßigen Menschen zu bannen? Warum konnte ich nicht das Licht in Ihrem Vaterlande oder auf den Alpen der Schweiz erblicken? Dann hätte ich den großen Kampf streitender Kräfte, der das Wohl der Menschheit auf Jahrhunderte entscheiden muß, vor meinen Augen vorgehen gesehen; ich hätte vielleicht daran Theil genommen, meine Rolle gleich den gepriesenen Göttinnen der Seine, einer Tallien, Louvet, Stael mitgespielt, oder ich wäre in dem Sturme zu Grunde gegangen, wie Charlotte Corday, und so viele tausend Opfer der Fusilladen und der Guillotine, und dieß zweck- und fruchtlose Daseyn wäre entweder ruhmvoll oder wenigstens nicht alltäglich geendet worden.

Aber so — und hier! hier, wo das armselige Volk um mich her, unbekümmert um die großen Vorgänge, sein kleinliches Wesen in Unterhaltungen und zwecklosen oder unbedeutenden Geschäften treibt, nie weiter denkt, als wie

es ſich den nächſten Tag unterhalten, oder in welchem Anzuge oder Equipage es ſich nächſtens auf der Promenade zeigen wird! Wahrlich das Leben iſt herzlich ſchal! Ich ſtürze mich gefliſſentlich recht mitten in den Strom der großen und, wie man ſie nennt, gebildeten Welt, um vielleicht doch ein Mahl in dem Wirrwarr einigen Erſatz für die arme Wirklichkeit zu finden, die mich umgibt. Vergebens. Langeweile und Ekel verfolgen mich überall, und meine Tage haſpeln ſich einer wie der andere, höchſtens der durch eine Spazierfahrt, jener durch eine Stadtneuigkeit bezeichnet, einförmig und ermüdend ab. Wie lange ſoll das fortwähren? Sehen Sie, liebe Hortenſe, wenn ich nur verliebt werden könnte! Wenn es nur möglich wäre, daß eines von den ſchwächlichen flatternden Geſchöpfen, die wie Mücken um das Licht — nicht meiner Vorzüge — ſondern meines Reichthums ſchwärmen, (glauben Sie nicht, Hortenſe, daß ich das nicht vollkommen zu unterſcheiden weiß?) mir Achtung einflößen könnte, wahre Achtung, Ehrfurcht, ohne welche meinem Herzen Liebe undenkbar iſt! Aber das kann gar nicht ſeyn, und ich brauche mich bey Ihnen in keine nähere Erklärung des Warum und Wenn einzulaſſen. Sie kannten die jungen und die ältern Männer in dem Krei-

se, der uns vor sechs Jahren umgab. Diese sind freylich größten Theils verschwunden; aber die jetzt an ihre Stelle getreten sind, sind um kein Haar besser, ja beynahe noch schlechter. Auch unter meinem Geschlechte finde ich keinen Ersatz. Die Valsin war und bleibt noch stets die Perle unter allen. Sie wissen, welches Urtheil wir einst von ihr gefällt haben. Sie hat tausend Vorzüge, aber auch tausend Eigenheiten, in denen ich mit ihr nicht harmoniren, und über die ich mich eben so wenig in einem näheren Verhältnisse hinaussetzen könnte. So kann ich ihr z. B. ihre noch immer fortwährende Parteylichkeit für den einmahl geliebten Wallner jetzt noch nach zwölf Jahren — und ihr neues Verhältniß mit dem Grafen Van der Werth nicht recht verzeihen. Nicht daß sie liebt, das ist's nicht, was ich an ihr tadle; denn daß sie ihren Mann nicht lieben kann, ist ihr wohl zu verzeihen, und daß sie sich zu entschädigen sucht, auch, obwohl ich glaube, ich hätte an ihrer Stelle nicht so gehandelt, ich hätte mit meinem Schicksale gerungen, und eine Art von stolzer Beruhigung darin gefunden, seinen Schlägen nicht so feige auf einem Nebenwege auszuweichen. Das ist's aber nicht, wie gesagt, was ich an ihr tadle, aber daß sie diesen Grafen lieben kann,

dieß zierliche, parfümirte Geſchöpf, deſſen ganze Kenntniſſe in Logogryphen und Charaden beſtehen, und ſeine Talente in Verfertigung witziger Boutsrimès und Calembourgs, das iſt mir unbegreiflich von einem Weibe, die ſelbſt echten Witz und reiche Talente beſitzt. Ich fürchte, liebe Hortenſe, der Graf zahlt reichlich; und das iſt ſein Hauptverdienſt. Ich fürchte, ſage ich, denn es dünkt mich unausſprechlich niedrig, einen ſonſt unbedeutenden Menſchen nicht bloß zu dulden, ſondern ihm Liebe zu heucheln; — mehr kann es nicht ſeyn — weil er uns reiche Geſchenke macht. Dem ſey, wie ihm wolle, Sie ſehen, und ich fühle, mit der Valſin iſt es nichts. Indeſſen ſind wir einander gut, und die fürchterliche lange Weile verläßt mich noch am längſten, wenn ich mit ihr oder in ihrem Hauſe bin, wo ſich wirklich ein gewählter Zirkel von Menſchen einfindet, und wo doch von etwas Beſſerem, als Neuigkeiten, Moden und Spiel geſprochen wird.

Ich habe noch eine andere Bekanntſchaft gemacht, die auf einer Seite nicht ohne Intereſſe, auf der andern aber ſo ganz das Widerſpiel meines Weſens iſt, daß bey aller Gerechtigkeit, die ich ihr widerfahren laſſen muß, doch zwiſchen uns beyden eine Art von ewigem Kriege beſte-

hen wird, wie unter Grenznachbarn, und vielleicht aus derselben Ursache — wir stehen uns zu nahe.

Mein Oheim hat sich wieder ein reiches Mündel verschaft (Sie kennen seine Künste), und dieß Mündel ist bey uns in die Kost gegeben worden; eine gewisse Leonore von Brandner, hübsch, reich, voll Kenntnisse, voll Talente, sanft, gefällig, gutmüthig. Nun das wäre ja etwas für Sie! höre ich Sie sagen. Nein, liebe Hortense, das ist doch nichts für mich. Das ist so ein weiches, schmelzendes Geschöpf, so ohne Charakter, ohne Menschenkenntniß, ohne alle auch nur gewöhnliche Klugheit, eine solche Taubeneinfalt, daß es mir unmöglich ist, auch nur in den geringsten Dingen mit ihr übereinzustimmen. Und doch hat das Dämchen verzweifelt viel Stolz, ja auch eine Portion Eitelkeit; und es soll mich wundern, wenn diese Eitelkeit nicht zur Schlinge wird, in der ihr Herz und ihr Glück sich auf ewig erbärmlich fängt. Baron Wallner stellt ihr nach, er hat sie durchschaut, wie denn das nicht schwer ist, sein Plan ist gut angelegt; ich wette, sie geht in die Falle. Zwar hat sie schon eine Art von Verbindung mit einem jungen, reichen, und wie man sagt, sehr hübschen Banquier, der jetzt auf Reisen ist, und mein

Oheim hatte noch ein anderes Plänchen mit ihr und meinem Bruder Heinrich entworfen. Daraus wird aber nichts, denn Heinrich hat ein Verhältniß mit einem Weibe; indessen das weiß man nicht, und sucht in dieser glücklichen Unwissenheit das Mädchen von ihrer ältern Verbindung auf tausenderley Art loszumachen. Man führt sie zu allen Unterhaltungen, man schmeichelt ihr, man macht ihr das Köpfchen drehend, und man jagt sie gerades Weges in Wallners aufgespanntes Netz, der vorsichtig und schlau im Mittelpuncte seines Gewebes gleich einer Spinne lauert, und jeden Schritt, den die andern für sich thun, und jede Blöße, welche seine unerfahrne Göttinn häufig genug gibt, zu seinem Vortheile zu benutzen weiß. Er hat sich jetzt zu ihrem Lehrer und Rathgeber aufgeworfen, und es ist zum Lachen für jemand, der sein Spiel so ganz durchsieht, und ihn so genau kennt wie ich, zu sehen, mit welcher Zartheit des Gefühls, mit welcher strengen Moralität und welcher unaussprechlichen Sanftmuth, die durch einen gewissen männlichen Ernst noch mehr Werth erhält, dieser zweyte Lovelace seine Rolle zu spielen weiß. Ich begreife nur nicht, wo er die Maske hergenommen hat; denn in seinem Innern hätte ich gemeint, läge auch nicht ein Zug von dem, was er äußerlich scheint.

Er macht aber seine Sachen vortrefflich, und könnte wohl eine Klügere täuschen, als diese Leonore ist. Sie schmiegt sich mit Kindersinn an seinen Geist, und es ist zum Erstaunen, welchen Fortgang sie in der kurzen Zeit in Rücksicht ihres äußern Betragens gemacht hat. Doch bleibt es für's erste bey den allgemeinen Unterredungen über die Welt, die Menschen und das nöthige Verhalten gegen sie; und Wallner ist fein genug, das Wort Liebe nicht zu nennen, ja sie überhaupt keine solche Absicht auch nur ahnden zu lassen, um sie nicht zu verschüchtern, welches bey ihren schwärmerischen Begriffen von Treue und ihrer Anhänglichkeit an ihren ersten Geliebten gewiß geschehen würde. Aber er macht täglich Riesenschritte in ihrer Achtung und Zuneigung, um so mehr, da er das einzige gebildete Wesen von dem andern sowohl als unserm Geschlechte ist, das sich ihr mit freundlicher Theilnahme nähert, und ihr zugleich Achtung einflößt.

Daß die Valsin die letztere Wirkung nicht auf sie gemacht hat, ist mir aus einigen entfallenen Reden Leonorens deutlich geworden, und es ist wohl sehr begreiflich. Ein Mädchen von ihrer überspannten Denkart kann das Verhältniß, in welchem die Valsin zu Van der Werth steht, unmöglich ohne Widerwillen und Tadel betrach-

ten. Indessen fühlt sie sich doch von dem unwiderstehlichen Zauber dieses reitzenden Wesens angezogen, und der nähere Umgang mit ihr und Wallners Unterricht werden sie bald jene zu gewissenhaften Bedenklichkeiten als unnütz und kleinstädtisch verwerfen lehren.

Ich stehe denn so dabey, mache meine Bemerkungen, und das ist noch das einzige, was mir auf einige Zeit wenigstens eine angenehme Unterhaltung gewährt. Ach Hortense! warum kann ich nicht zu Ihnen fliegen? warum fesseln mich bey allem Schein von Freyheit doch tausend lastende Verhältnisse? Ich möchte mit Klärchen im Egmont ausrufen: Ich bin frey, und in dieser Freyheit liegt die Angst der Ohnmacht!

Und warum soll ich denn hier bleiben? wäre es denn gar so ein abenteuerlicher oder unausführbarer Entschluß, wenn ich zu Ihnen käme? Wahrlich, je mehr ich dem Dinge nachdenke, je reiflicher ich alle Schwierigkeiten, die tausenderley Hindernisse, das maulaufsperrende Erstaunen meiner Bekannten, ihr albernes Geschwätz darüber, das Urtheil der Menge u. s. w. erwäge, je reitzender erscheint mir mein Plan. Je nun, wer weiß, was noch geschieht. Leben Sie wohl, theure, mütterliche Freundinn, und schreiben Sie wo möglich sehr bald Ihrer u. s. f.

Sechster Brief.

Leonore v. Brandner an Thereſe Friedberg.

*** den 30. Junius 1797.

Er iſt hier, Ferdinand iſt hier, Thereſe! theile mein Glück und meinen Schmerz! O er iſt der edelſte beſte Mann auf der Erde, und ich das glücklichſte Geſchöpf durch ſeine Liebe! Und doch möchte ich lieber weinen als lachen. Aber du wirſt mich nicht verſtehen, du wirſt dich vielleicht an mir ärgern. Nun ſo höre denn den ganzen Hergang ſo ordentlich und vernünftig, als mein hochklopfendes Herz, das ſich bald in Freuden- und bald in Wehmuths-Thränen ausgießen möchte, ihn zu erzählen vermag. Vorgeſtern kam er an; ich wußte den Tag ſeiner Ankunft nicht genau vorher, und hatte ihn nicht ſo bald erwartet. Still ſaß ich an meinem Arbeitstiſche und beſchäftigte mich eben, die Brieftaſche fertig zu machen, womit ich ihn bey ſeiner Ankunft beſchenken wollte. Da öffnete ſich raſch die

Thür, ich blicke hin, und — Ferdinand fliegt mir entgegen. Was ich zuerst sagte oder that, weiß ich nicht; nur als ich mich besinnen konnte, lag ich an seiner Brust, und meine Thränen flossen reichlich. Wir vermochten beyde lange nicht zu reden, und auch sein männliches Auge floß über. Endlich als der erste Freudentaumel vorbey war, fingen wir an, über unsere Schicksale, unsere Hoffnungen zu sprechen — und ach Therese! — was mußte ich hören! Sie werden wieder nicht erfüllt, diese freundlichen, lachenden Hoffnungen, wenigstens jetzt nicht! und die Ursache dieser Verzögerung ist so beschaffen, daß, obgleich sie mich innig schmerzt, ich mich doch darüber freuen, ja stolz darauf seyn muß. Liebe Schwester! was sind unsere Vorhaben, unsere Gewißheiten? Spinnengewebe, die des Westes leisester Hauch zerreißt! Wie sicher hoffte ich nicht, sobald Ferdinand angekommen seyn würde, endlich das Band geknüpft zu sehen, wozu wir beyde von unserer Jugend an bestimmt, erzogen und gebildet wurden, das tausend neidische Umstände früher zu knüpfen hinderten, das stets das Glück meines Lebens gemacht hätte, aber jetzt mir mehr als je unverschiebbar nothwendig schien! Und doch müssen wir wieder warten, und mehrere Monathe werden vergehen, ehe ich Fer-

dinands Gemahlinn heissen kann. Dieß Mahl ist er selbst Schuld daran. Sein Bruder hat durch eine unglückliche Speculation, noch mehr aber durch den Fall von mehreren Correspondenten so beträchtliche Summen verloren, daß er auf dem Puncte stand, selbst Bankerott zu machen. Er schrieb Ferdinanden seine traurige Lage; und der edelmüthige Bruder flog zu ihm, gab ihm alles, was er entbehren konnte, und verwandte seinen Credit, ihm noch mehr zu verschaffen, bis er ihn endlich ganz und so schnell als möglich gerettet hatte. Der glückliche Bruder, ein liebenswürdiges Weib und fünf Kinder danken Ferdinanden nun ihr ganzes zeitliches Glück; aber diese starken Aufopferungen machen ihm für einige Zeit Einschränkung zur Pflicht, und er darf vor mehreren Monathen nicht an die Erweiterung seines Haushaltes und alle die unausweichlichen Ausgaben denken, welche die erste Einrichtung einer auch noch so mäßigen Wirthschaft nothwendig macht. Siehe, so muß ich nun wieder warten, und wenn ich gleich Ferdinands Gesinnungen, welche Schuld an dieser Verzögerung sind, ehren muß, so darf ich doch dir gestehen, daß ich in meinen jetzigen Verhältnissen mehr als je vor diesem Aufschube zittere. Ich weiß, daß Blum meinen Aufenthalt in diesem Hause

mißbilliget, und ich weiß auch, daß es unmöglich ist, meinen Vormund zu bewegen, mich wo anders hinzugeben. Wo sollte ich auch mit mehrerem Anstande seyn können, als bey seiner Schwester? denn zu dir zu gehen, daran darf ich nicht denken, weil Wichmann findet, es wäre wider seine Pflicht, wenn er mich der Gelegenheit beraubte, die jedem Weibe nöthige Welt- und Menschenkenntniß zu erlangen, und sich immer ärgert, wenn ich diese Saite berühre. Setze noch hinzu, daß Blum auch bereits anfängt, meinen Geschmack an dem Leben, das ich hier führe, zu tadeln, daß er jederzeit zum Mißtrauen und zu einer düsteren Ansicht der Dinge geneigt war, so wirst du mich keiner übertriebenen Furcht beschuldigen können, wenn ich dir gestehe, daß ich bange vor der Zukunft bin, und tausend unangenehmen Scenen zwischen Blum, mir, dem Vormunde, und vielleicht dem ganzen Hause entgegen sehe. Wie wird das noch enden? welche Stürme stehen mir vielleicht noch bevor? Schilt mich nicht, Therese; aber ich kann mich einer gewissen melancholischen Ahndung nicht erwehren. Auch Ferdinand ist nicht so heiter wie ehemahls, und das so lang ersehnte, so heiß gewünschte Wiedersehen hat uns das Glück nicht gebracht, das wir beyde davon erwarteten. Ist

es vielleicht das allgemeine Loos der Menschheit, daß uns die Erwartung mit schöneren Versprechungen schmeichelt, als die Wirklichkeit hält? Und liegt dieß in der Unart des menschlichen Herzens, das, allzu selbstsüchtig, mit keiner Freude, wie die Wirklichkeit sie bieten kann, zufrieden ist? oder, Liebe, ist das ein Zeichen, daß in unseren Seelen ein Ideal von Seligkeit liegt, dem kein irdisches Vergnügen entsprechen kann, weil nichts Irdisches hoch und rein genug ist um jene himmlischen Bilder in ihrer ganzen Schönheit zu verwirklichen? und sollte das nicht ein Beweis von unserer mehr als irdischen Abkunft und Bestimmung seyn? Damit habe ich mich schon oft zu trösten versucht, wenn mein begehrliches Herz so gar keine Befriedigung in den Gegenständen fand, die mich umgaben; ein Fall, der mir, seit ich aus dem Schooße der Meinigen gerissen wurde, viel öfter als vorher begegnet ist.

Mein Leben geht übrigens seinen gewöhnten Gang fort, und mich unterhält die bunte Welt, die vor meinen Blicken in immer wechselnden Farben, Gestalten und Beziehungen herumgaukelt; ja es gibt, wie ich dir schon gesagt habe, Unterhaltungen und Personen, welche zwar nicht meinem Herzen, aber meinem

Kopfe vollen, angenehmen Genuß gewähren. Auch hierin fürchte ich Widersprüche von Ferdinands Seite. Er beurtheilt das alles so ganz anders, und ist unzufrieden mit allem; das sehe ich ihm an, wenn er gleich aus Schonung und Liebe nicht gleich in den ersten Tagen seinen ganzen Unmuth zeigt. Er spricht wenig, aber macht sehr oft jene Miene, die wir an ihm kennen, und ihn so oft darüber aufgezogen haben, mit der er deutlicher als mit einer ganzen Predigt sein Mißvergnügen zu erkennen gibt. Wenn ich nur so viel von ihm erhalten könnte, daß er mich gelassen und ohne zu viel Vorurtheil anhörte, dann hoffte ich, es würde sich manches geben; er würde von seinen überstrengen Forderungen nachlassen, ich würde ihm hier und da ein kleines Opfer bringen, und es würde alles gut gehen. Warum soll ich das nicht hoffen? Wir lieben uns ja, und die Liebe hat oft größere Wunder bewirkt, als den Umtausch einiger zufällig angenommenen Vorstellungen. Und so lebe wohl, liebe Therese! ich will mich nicht niederschlagen lassen von meinen trüben Ahndungen, ich will hoffen, und heiter seyn. Mit heiterem Sinne greift man jedes Werk leichter an, und das Glück ist dem Frohen günstig. Lebe wohl!

Siebenter Brief.

Juliane von Schöndorf an Madame Hortense Desencay.

H*** den 10. Julius 1797.

Wenn ich nur wüßte, warum der Himmel mich gerade in dem Schooße dieser Familie geboren werden ließ! und wie es kommen konnte, daß mitten unter fünf, einander mehr oder weniger ähnlichen, Wesen ein sechstes ganz heterogenes entstehen mußte, das sich und den übrigen fünfen zur Qual, und wieder von allen fünfen, von jedem auf seine eigene Art, gequält, mitten unter ihnen leben und bleiben muß, und doch sich bey jedem täglichen Vorfall fragen möchte, wie kommst du hierher? Da sind sie nun in den Garten gegangen, — meine Ältern, meine ich — auf's Land, wie sie es zu nennen pflegen. Das ist mir ein Landleben! Es ist halb zum Ärgern und halb zum Lachen, wenn man diesen armseligen Zwitter von Stadt und Dorf einen länd-

lichen Aufenthalt nennet. Das einzige, was wir gewinnen, ist, daß es noch ein bißchen langweiliger zugeht, als in der Stadt, weil bey der kleinern Anzahl von Nachbarschaften der Kreis der Besuchenden immer derselbe ist, und dieselben Gestalten mit unbedeutenden Veränderungen alle Tage auf der Promenade und Abends beym Spiel in tödtender Einförmigkeit langweilig vor mir vorübergehen. Heute ist Gesellschaft bey Frau von**. Da kommt Frau v. X. und Y. und Z., und Herr v. A., B. und C. u. s. w. Morgen ist Soirée bey Frau v. X.; da kommt abermahl Frau v. Y. und Z. und **, und die Herren A., B. und C. Übermorgen ist Tafel bey Frau v. Y.; da kommt wieder dieselbe Clerisey, und im Parke begegnen wir sie wieder, und das sitzt sich so nahe eines dem andern auf dem Halse, und hat nichts Angelegeneres zu thun, als zu forschen, wie viel der neue Hut gekostet hat, den die Nachbarinn links gestern aufhatte, und warum die Nachbarinn rechts heute mit ihrem Manne, und nicht mit ihrem Liebhaber, in die Stadt gefahren ist, und was das kleine Wickelkind der dritten macht, das sie inoculirt haben, und warum die vierte gestern nicht bey dem Spiele erschienen ist u. s. w., was denn der wich-

tigen und interessanten Begebenheiten mehr sind. O, es ist zum Verzweifeln! —

Unter andern, Leonorens Liebhaber ist angekommen, eine schöne männliche Figur, Festigkeit und düsterer Ernst in der Miene, durch einen einnehmenden Zug von Sanftheit und weicher Güte um den Mund gemildert. Die erste Handlung, mit der er sich bey uns ankündigte, war ein Beweis von Stärke der Seele, der mich sehr zu seinem Vortheile eingenommen hat. Er stand im Begriff, dieser Leonore, die er innig zu lieben scheint, seine Hand, nach einer langen Trennung, zu reichen; aber sein Bruder brauchte eine ansehnliche Unterstützung an Geld, um seiner fast gesunkenen Handlung aufzuhelfen. Blum bedenkt sich keinen Augenblick, zwischen seinem und seines Bruders Glücke zu wählen, gibt ihm alles, was er ohne den größten eigenen Nachtheil nur immer entbehren kann, und setzt sich dadurch außer Stande, Leonoren vor mehreren Monathen sein nennen zu können. Dazu gehört doch wohl ein Bißchen mehr Energie des Geistes, als unsere jungen Herren gewöhnlich haben, und das ist es, was mir den jungen Mann interessant gemacht hat. Mich unterhält es, diese Erscheinung näher zu beobachten, und zu sehen, wie ein Mensch, der eines solchen Entschlusses fähig

war, sich in den gewöhnlichen Verhältnissen des Lebens benehmen wird. So viel ich ihn beobachten konnte, hatte sein Betragen etwas Rauhes, Finsteres, Verschlossenes, das an einem jungen Manne, der eben von Reisen kommt, selten ist. Seine Begriffe von Moral scheinen übertrieben strenge, so wie überhaupt seine Ansichten der großen Welt sehr sonderbar, excentrisch und schwärmerisch sind. Wir würden oft mit einander in Streit kommen, das fühle ich; aber ich meine, es würde mich unterhalten und ihm nützen, wenn die schiefen Ecken seines Charakters im Umgange abgeschliffen würden. Doch dann wird er aufhören interessant zu seyn; und es ist ärgerlich, daß selbst der nähere und längere Umgang mit der großen Welt in solchen sehr individuellen Charakteren diese Individualität verlöschen, und so das Seltene, Überraschende der Erscheinung nothwendig aufheben muß, wie die Kerze eben dadurch, daß sie leuchtet, sich selbst verzehrt.

So muß mich alles peinigen, selbst, indem mich's unterhält, und jeder Genuß sich selbst zerstören. Warum das? Ich bin verstimmt, übel gelaunt, das fühle ich; und da es unartig ist, wenn man nicht wohl ist, in Gesellschaft zu gehen, und den Leuten vorzuklagen, so ist es auch

nicht artig, eine liebe Freundinn mit dem Ausbruche unserer üblen Laune zu unterhalten. Leben Sie also wohl, theure Hortense, und theilen Sie mir, wenn es möglich ist, nur einen kleinen Theil von jener Gelassenheit und Fröhlichkeit mit, die Sie so geschickt macht, nicht bloß Widerwärtigkeiten, sondern, was noch ärger ist, auch Narren und Dummköpfe zu ertragen.

Achter Brief.

Frau von Valsin an den Grafen Van der Werth.

*** den 15. Julius 1797.

Mein Mann ist auf ein paar Tage in Geschäften verreiset. Warum sind Sie nicht hier, theurer Freund, daß ich diese zwey köstlichen Tage der ungestörtesten Ruhe mit Ihnen verleben kann? Oder warum konnte mein Mann den sehr vernünftigen Einfall, mich auf ein paar Tage in Frieden zu lassen, nicht zwey Wochen früher haben? Doch das wäre denn vielleicht des Glückes zu viel gewesen; und da auf dieser armen, besten Welt kein Glück und keine Pein vollkommen seyn kann, so ist's eben recht in der Regel, daß, wenn mein Hausdespot mich den ganzen Tag über mit grämlichen Anmerkungen, mit Jammer über die schweren Zeiten, und mit fürchterlichen Schilderungen des Elends, das da noch kommen wird, müde gemartert hat, ich

dann in Ihrem Umgange Entschädigung, Erhohlung und Freude finde. Hingegen, wenn ich von jener Plage erlöset bin, bedarf und verdiene ich vielleicht auch jenen Ersatz nicht. So will ich denn nicht weiter klagen, und nur die wenigen stillen Stunden, die mir meine häusliche Einsamkeit gewähret, dankbar und froh genießen. Ach! was das für ein Himmel wäre, wenn ich einmahl ein halbes Jahr durch keine Klagen über meine Verschwendung, keinen Vorwurf über die Armuth meiner Familie, kein Vorzählen all der Herrlichkeiten anhören dürfte, deren ich, durch die preiswürdige Verbindung mit ihm, theilhaftig geworden seyn soll! Es ist mir seit gestern Nachmittag, wo er sich abführte, so leicht, so wohl um's Herz, wie wenn man aus dem betäubenden Geklapper und Geräusche einer Mühle plötzlich heraus in's Freye kommt, und nun die liebliche Stille uns wohlthätig umfängt. Ja, lieber Adolph, wenn nur Sie jetzt hier wären! ich wäre wie im Paradiese. Wann kommen Sie denn wieder? Wie ewig lange dünken mich die acht Tage, seit ich Sie nicht gesehen habe! Sie mangeln mir überall, alles erinnert mich an Ihre Abwesenheit, und wohl hundert Mahl des Tages überrasche ich mich bey dem Gedanken — das muß ich heute Abends meinem Adolph erzählen,

darum muß ich ihn fragen — und ach — dann fällt mir ſchmerzlich ein, daß Adolph nicht kommt, daß ich ihm nichts erzählen kann! Doch ja, ich kann Ihnen erzählen, ich kann Ihnen ſchreiben; aber welcher Behelf iſt der todte Buchſtab für einen lebhaften Geiſt, ein mittheilendes Herz! Dennoch muß ich dieſe einzige Zuflucht getrennter Liebenden, für die ja ganz eigentlich, wie Pope ſagt, die Schreibekunſt erfunden wurde, ergreifen, um Ihnen zu ſagen, wie es mir geht, und was ich anfange, die ſchleichende Zeit zu betriegen, und der läſtigen Stunden los zu werden.

Geſtern verging der ganze Vormittag mit Zurüſtungen zu der großen Reiſe, und ſechs Hände, nähmlich meine, der Jungfer und des Bedienten waren in Bewegung, um — einen Mantelſack zu packen. Sie lachen, nicht wahr? Ich hätte auch gelacht, wenn ich mich nicht hätte ärgern müſſen. Aber wenn man ſo die erſte Rolle in dem tragiſch-komiſchen Schauſpiele hat, iſt es bey weiten nicht ſo ſpaßig, als wenn man bloß zuſieht. Jedes Hemd, jedes Tuch mußte zwanzig Mahl beſehen, mit der größten Vorſicht gepackt, wieder herausgenommen, und mit einem andern vertauſcht werden. Dieß war zu gut, und konnte durch die Reibung verdorben

werden, jenes war doch gar zu schlecht; ein Stück war zu klein, das andere zu groß, eins zu lang, das andere zu kurz. Der Mantelsack sollte ganz voll seyn, damit nichts geschüttelt werden könnte, und doch sollte die Wäsche so bequem liegen, daß sie durch den Druck nicht zerknittert würde u. s. w. Kurz, das Unmögliche sollte möglich gemacht werden, und als das nicht ging, entstand üble Laune; der Herr keifte, die Leute brummten, ich schwieg und verschluckte meine Galle. So kamen endlich die sehnlich erwarteten Postpferde, und nach eben so viel überwundenen Schwierigkeiten, Gefahren und Zänkereyen beym Aufpacken rollte zu meiner, und ich glaube, des ganzen Hauses, Freude der Wagen mit unserm Hauskreuze davon. Ach! dachte ich, und meinte in den Gesichtern meiner Leute vollkommene Übereinstimmung zu finden — wenn er doch so bald nicht wieder käme!

Abends ging ich zu Schöndorf, die schon in ihrem Garten sind, und wo ich den neuen Ankömmling, auf den wir alle längst begierig waren, Eleonorens Liebhaber, zu treffen hoffte. Ich hatte ihn noch nicht gesehen, und wurde ganz angenehm durch sein Äußeres überrascht, das ich mir, dem Gerüchte zu Folge, bey weiten nicht so elegant, und, die Wahrheit zu sagen, auch nicht

ſo angenehm vorgeſtellet habe. Er iſt wirklich ein ſehr hübſcher Mann, und ich glaube, es würde nur auf ihn ankommen, da er auch ſehr reich iſt, bedeutenden Eindruck, wo er ſich nur immer zeigte, zu machen, wenn er nicht viel zu ernſt und zu pedantiſch wäre. Indeſſen müßte mich alles betriegen — und meine Wahrnehmungsgabe hat mich doch ſelten irre geführt — wenn er nicht, Troz ſeiner Pedanterie, ſchon eine ſehr bedeutende Eroberung gemacht hätte, eine Eroberung, die unter vielen ihm die meiſte Ehre machen, und der armen Leonore am gefährlichſten werden könnte. Ich möchte es außer Ihnen niemand ſagen, denn bis jezt ſind es bloße Vermuthungen; aber ganz kann ich mir den Triumph über die Niederlage dieſer ſtolzen Schönen nicht verſagen, die bis jezt auf uns arme Geſchöpfe, bey denen ſich unter der linken Bruſt manches Mahl etwas zu regen pflegte, ſo verachtend niederſah. Hören Sie alſo, was ich bemerkt zu haben glaube, hören und ſtaunen Sie! Juliane, die ſtolze, ſpröde, majeſtätiſche Juliane iſt verliebt — und das nicht wenig — und das in einen Mann, der der erklärte Liebhaber einer Andern iſt, welche ſie tief unter ſich glaubt, in einen Mann, der außer den gewöhnlichen Höflichkeitsbezeigungen ihr gar keine Aufmerkſamkeit

zeigt. Ich weiß nicht, ob ich nicht zu weit gehe, und von meiner, so oft von Ihnen belachten, Vorhersehungsgabe wieder einmahl einen zu ausgedehnten Gebrauch mache; aber mich dünkt, daß diese Verliebung, wenn ich so sagen darf, wichtige Folgen für Leonoren, Blum und Julianen haben wird. Wir wissen alle, daß diese letzte nicht gewohnt ist, eine Idee, die sie einmahl gefaßt hat, so leicht wieder aufzugeben; zweytens, ist sie viel zu wagen im Stande, und drittens, wird ihre Abneigung gegen Leonoren durch dieses Ereigniß wohl nicht vermindert, sondern vielleicht — ich kenne Julianen, zum entschiedenen Hasse werden. — Auf der andern Seite höre ich, daß Blum mit Leonoren und ihrem Aufenthalte in dem geräuschvollen Hause nichts weniger als zufrieden ist, Leonore aber viel Geschmack an der großen Welt zu finden scheint. Überdieß rückt Wallner ihr immer näher, und fängt an, die Festung nach allen Regeln zu belagern. Dieß alles zusammen genommen, läßt mich eine recht unterhaltende Komödie erwarten, bey welcher ich zwar eine müßige, aber theilnehmende Zuschauerinn seyn werde; und ich bin äußerst neugierig, was aus dem Zusammenstoße so vieler entgegen gesetzter Neigungen und Absichten, bey Menschen von so ganz verschiedenen

Charakteren, entstehen wird, wer seine Plane am festesten und zweckmäßigsten ausführen, und zuletzt Sieger bleiben wird. Kommen Sie nur bald zurück, mein Freund, daß ich mich mit Ihnen gemeinschaftlich an dem interessanten Schauspiele ergetzen kann; denn so allein genossen hätte es nicht die Hälfte des Reitzes für mich.

Leben Sie wohl, lieber, theurer Adolph! eilen Sie, Ihre Geschäfte zu schließen, und denken Sie, daß Sie mit liebevoller Ungeduld erwartet

Ihre

treue Sophie Walsin.

Neunter Brief.

Leonore von Brandner an Thereſe Friedberg.

H** den 15. Auguſt 1797.

Die düſtern Ahndungen, die ich mir vergeblich auszureden, und für Schwärmerey zu erklären ſuchte, bewähren ſich leider immer mehr. Es iſt nicht mehr alles ſo, wie es ſeyn ſollte. Blum iſt verändert. Ich habe auch vieles geſehen und gelernt, das ich vorher nicht kannte, und es ſcheint, daß dieſelben Umſtände auf unſere Gemüther eine ganz entgegen geſetzte Wirkung gemacht haben, oder daß ſie uns unter ganz verſchiedenen Geſichtspuncten erſchienen ſind. Die Bekanntſchaft mit mehreren Menſchen, die groſe Welt hat Ferdinands Ideen von der Welt und den Menſchen ſehr tief herabgeſtimmt, ſein zartes Gefühl peinlich geſpannt, ſeine Reizbarkeit bis zum Übertriebenen erhöht, und überhaupt ſeinen Hang zum Argwohn und zur Eiferſucht unendlich vergröſert. Bey mir hat ſie die blöde Schüchtern-

heit vermindert, meine grotesken Vorstellungen von der Verderbtheit der Menschen haben sich der Wahrheit und Duldung mehr genähert, meine schwärmerischen Vorstellungen haben von ihrer Spannung verloren, und der leichte fröhliche Umgang, die Eleganz und Zerstreuung des Lebens, das mich umgibt, erhält meine Seele in einer angenehmen Schwebung, welche meinem sonst zu reitzbaren Gefühle sehr wohl thut. Wir haben oft Erörterungen darüber, die leider nicht immer mit der gehörigen Sanftmuth und Kälte geführet werden. Ferdinand macht mir häufige Vorwürfe, bald über meinen Anzug, bald über die Zerstreuungen, denen ich mich zu sehr überlasse, wie er meint, bald über meinen Umgang mit dieser oder jener Person, bald über meine Lebensordnung; kurz es geschieht fast nichts, an dem er nicht etwas zu tadeln hätte, das er nicht anders wünschte. Ich fühle wohl, daß er in den meisten Stücken im Grunde Recht hat; aber er geht zu weit, und besonders — das ist gewiß keine Selbsttäuschung — fehlt er in der Weise, wie er mich tadelt. Ach, Therese! ich fürchte, unsere Seelen verstehen sich nicht mehr so rein, so ganz, so schnell, wie einst; und es wird lange brauchen, und noch mancher Kampf überstanden werden müssen, ehe jenes stille harmonische Ver-

hältniß, in dem wir einst beyde unser Glück fanden, wieder hergestellet werden kann.

Daß es doch wieder so wäre! daß ich uns beyde hinüber zaubern könnte über diese Zeit der Stürme und Mißverständnisse, welche plötzlich und schnell zu heben, jedem von uns nach unserer jetzigen Ansicht der Dinge, unmöglich ist. Wie gern ich meine Hand und alle meine Kräfte dazu biethen wollte, weiß Gott; auch bin ich unstreitig der billigere, parteylosere Theil. Ich lasse es zu, daß vieles anders und den Vorschriften der Vernunft mehr angemessen seyn könnte; aber erstlich kommt es nur auf unsere individuelle Stimmung an, um doch Trotz aller Thorheiten, die rund umher vorgehen, vernünftig zu bleiben, wie es denn überhaupt wohl bey jedem bösen oder verführerischen Beyspiele nicht so wohl auf die Macht desselben, als den Grad unserer Empfänglichkeit ankommt; und zweytens möchte ich den Stand, das Verhältniß, die Lebensweise auf der Erde kennen, an welcher nicht die Vernunft mit Recht etwas auszusetzen fände! Es ist wahr, ich lebe mitten im Geräusche, ich habe mehr Zerstreuungen, ich verwende mehr Sorge auf meinen Putz, als in dem Hause meiner Mutter; aber folgt daraus, daß ich meine moralische und Geistesbildung vernachlässige, daß ich

schal und gedankenlos werden, daß ich mich zur Coquetterie erniedern würde? Mich ergetzt das bunte Gewimmel, mir entgeht keine der Thorheiten, Schwächen und Armseligkeiten, die da geschehen; ich lerne die Menschen und ihr eitles Trachten nach luftigen Gütern kennen, ich unterhalte mich mit der Betrachtung der verschiedenen Charaktere und Absichten, ich gehe täglich um einige richtige Bemerkungen und Klugheitslehren reicher zu Bette, ich bilde meine Maximen und meinen Charakter. Das ist doch, wie ich denke, reiner Gewinn, der wahrlich mit einigen kleinen Aufopferungen, einigen Abänderungen in meiner einst gewohnten Lebensordnung, einer gefälligen Nachsicht gegen fremde Wünsche und Schwächen, und einem größeren Aufwande in Putz, den mir meine Lage unentbehrlich macht, nicht zu theuer erkauft wird. Ferdinand ist gewiß äußerst unbillig; denn er läßt mir von allem dem nichts gelten, und sieht nichts als Gefahren und Verführungen in allem, was mich umgibt, und selbst diese überspannte Ansicht, die auffallende Parteylichkeit bürgt mir, wenn ich es genau betrachte, für das unbefangene und also richtigere Urtheil meines Geistes.

Wenn es doch möglich wäre, geistige Eigenschaften so von Einem auf den Andern zu über-

tragen, wie man Geld oder Geräthschaften, die dem Einen mangeln, von Andern entlehnen kann! Wie gern möchte ich Ferdinanden etwas von Wallners Gelassenheit, von seiner oft zu weit getriebenen Toleranz, die an Indolenz grenzt, von seiner Gabe, über alles, was er nicht ändern kann, mit gutartigem Witze zu lachen, mittheilen, und dafür in Wallners übrigens schätzbaren Charakter etwas von Ferdinands überflüssiger Energie, von seinem allzureitzbaren Gefühle, seiner übertriebenen Strenge legen! Es würden, das versichere ich dich, zwey ganz vortreffliche Menschen werden. Was ich thun konnte, sie einander näher zu bringen, mit einander bekannt zu machen, und durch Umtausch der Ideen eine Verschmelzung der Sinnesarten zu bewirken, habe ich oft, aber immer mit schlechtem Erfolge, versucht. Sie fliehen und stossen sich ab, wie die gleichnahmigen Pole des Magnets; kein Kunstgriff und kein offenbares Zureden ist im Stande, diese entgegen gesetzten Naturen auch nur bis auf einen gewissen Punct einander zu nähern; und es ist gerade, als ob jeder, sich seiner Vorzüge mit übermüthigem Selbstgefühle bewußt, des andern Verdienste, aus Furcht verdunkelt zu werden, nicht neben sich dulden möchte. Doch auch hier ist Wallner wieder billiger

als Blum, der jenen beynahe zu verachten scheint, während Wallner ihn zwar mit sichtlichem Widerwillen, aber doch immer mit der Achtung, die er Ferdinands Tugenden schuldig ist, behandelt. Das hat mich oft gekränkt; und ich nehme mir vor, nächstens mit Blum darüber zu reden, an dessen reiner schönen Seele ich die garstigen Flecken des Neides sehr ungern bemerken würde Doch man ruft mich in den Garten, weil Gesellschaft da ist. Adieu!

Zehnter Brief.

Ferdinand Blum an Ludwig Seltig.

*** den 20. August 1797.

Weißt du noch, Ludwig, wie du meiner lachtest, und über meine düstere Ansicht der Zukunft spottetest, als wir uns das letzte Mahl auf meiner Herreise sahen? Du schaltest mich einen Schwärmer, einen Hypochondristen u. s. w., du mahltest mir alles in rosigem Lichte; und nach deiner Meinung war nichts leichter, als Leonoren aus dem Strudel zu reissen, der sie umgibt, und von allen Thorheiten der großen Welt wieder zu den einfachen reinen Gefühlen zurückzuführen, die einst unser Glück machten, und meines ewig machen würden, wenn sie daran theilnehmen möchte. Möchte! — ja Ludwig, das ist das rechte Wort — aber sie mag nicht. — Sie hat das Geräusch und die Zerstreuungen lieb gewonnen; ihr ist wohl unter den schalen Menschengestalten, die sie umgeben, ihre Eitel-

keit ist erwacht, und der junge Keim findet nur allzureiche Nahrung auf dem Boden, in dem er steht. Das sind Menschen, diese Schöndorf! Aber gerade so, wie ich mir sie einbildete, nicht zu verdorben, um Abscheu einzuflößen, und doch so armselig, so schal, so nichtig, daß man ihnen nicht einmahl gut seyn kann. Frau v. Schöndorf ist eine ziemlich gute Mutter, eine ziemlich gute Hausfrau, eine ziemlich treue Gattinn, dienstfertig und höflich; ihr Mann und ihre Kinder, die älteste Tochter ausgenommen, (ein sehr schönes, aber, wie mich dünkt, sehr sonderbares Mädchen) sind eben solche Geschöpfe, und der Charakter der ganzen Familie ist Leichtsinn, Eitelkeit und ein rasender Hang zu Zerstreuungen. Der Tag, den sie zu Hause allein zubringen müssen, scheint ihnen verloren, und ein Spectakel, ein Feuerwerk, das sie nicht mit ansehen könnten, wäre eine Quelle von Reue und Sorge für sie. Sie fühlen sich unglücklich, wenn die erwartete Gesellschaft nicht zahlreich genug ausfällt, und gedemüthiget, wenn eine oder einer ihrer Bekannten mit einem prächtigeren Putz, oder in einer prächtigeren Kutsche erscheint. Das allein ist auch das Ziel ihres Dichtens und Trachtens — glänzen, sich unterhalten, und nach allem forschen, was darauf Bezug hat. Und un-

ter diesem Volke kann Leonore der seligen, stillen, durch Geist und Herzensgenüsse erhöhten Lebensart im Hause ihrer Mutter vergessen, und an Zerstreuungen, an Kleidertrachten und Gesprächen Geschmack finden, vor denen sie einst vielleicht gebebt haben würde! Welcher Unterschied nur in ihrer Art sich zu kleiden! Wo sind die anspruchslosen, sittsamen Formen, diese Wahl von Schnitt und Farbe hin, denen man es ansah, daß sie jedes Aufsehen zu vermeiden suchten, und die doch selbst durch ihre liebliche Einfachheit Leonoren doppelt schön machten? Es ist wahr, sie kleidet sich noch ungleich weniger frey, als alle ihre Gespielinnen; aber selbst das ist sehr wenig gesagt. Sie rennt nicht mit derselben Gierigkeit, wie diese, nach allen Zerstreuungen und Unterhaltungen; aber sie läßt sich's wohl gefallen, wenn sie sich ihr anbiethen, und ihr gebildeterer Verstand, ihr feineres Gefühl weiß sie mit einem Geschmacke und folglich mit einem Vergnügen zu genießen, das jenen ewig entgeht. Ihre schöne Seele saugt, wie die Biene, auch aus den schlechtesten Blumen Honig, ach! und von lauter Wiesenblumen umgeben, vergißt sie, daß sie einst nur auf Rosen und Lilien lebte! —

Ludwig! wenn es möglich wäre, die Erfüllung einer Pflicht zu bereuen, so möchte ich wün-

ſchen, mich jetzt nicht außer Stand geſetzt zu haben, Leonoren meine Hand auf der Stelle zu biethen. Ich weiß es, ſie liebt mich noch, — warm, innig, wenn gleich nicht mehr ſo hingegeben, wie einſt; ſie würde mir folgen, ſie würde die rauſchende Lebensart verlaſſen, mir zu Liebe ſich im Anfange Gewalt anthun, und, nur kurze Zeit in den Taumel verſchlungen, die thörichten Gewohnheiten und Sitten der ſchimmernden Welt bald in dem ſtillen Raum unſerer einfachen Wohnung vergeſſen. Aber es müßte auf der Stelle ſeyn können — ſonſt — ach Ludwig! laß mich das ſchmerzende Geheimniß an deiner treuen Bruſt ausſprechen — ſonſt — fürchte ich, es möchte zu ſpät ſeyn. Mir ſcheint, es ahndet ihr ſelbſt. Ihr Schrecken, als ich ihr jenes Hinderniß entdeckte, die Heftigkeit ihrer Klagen, einige entfallene Worte, alles, alles ſcheint mir anzudeuten, daß ſie ſelbſt den Zuſtand ihres Gemüths und unſer Verhältniß ſehr klar erkennt. Und doch ändert ſie nichts, doch verharrt ſie in ihrer Lebensart; ja ſie findet tauſend Scheingründe, und bedient ſich aller ihrer Waffen im Streite gegen mich, wenn ich ihr Vorſtellungen mache, und auf eine Änderung dringe. Es flattert ein Heer von Gecken um ſie; Schönheit und Reichthum, den die Sage ſo gern vergrößert, ziehen es an ſie. Leonore achtet ihrer nicht; aber

es schmeichelt ihr doch, sich so bewundert, auf jedem Schritt ehrfurchtsvoll begleitet, auf jeden Wink von zwanzig Händen bedient zu sehen. — Diese alle fürchte ich nicht; es ist ein armseliges Geschlecht, dessen Nichtigkeit Leonore wohl kennet, nach Verdiensten würdiget, und nur als dienstbare Geister zu ihrer Verherrlichung um sich duldet. Aber da ist ein gewisser Baron Wallner, ein alter Bekannter und genauer Freund des Schönborf'schen Hauses, eine von den abgeschliffenen glatten Seelen, die in alle Formen passen, und von den Wogen der großen Welt so auf allen Seiten abgerundet sind, wie die Bachkiesel. Das wüste Leben der Leute von gutem Ton, wie sie es nennen, oder vielleicht noch etwas Ärgeres, spricht deutlich aus diesen bleichen verfallenen Zügen, welche sonst nicht unangenehm, ja sogar regelmäßig wären, aus den erloschenen tiefen Augen, aus der ganzen Geistergestalt. Aber er hat Witz, Kenntnisse, Anstand, ist nie verlegen, kann stundenlang über lauter Nichts sprechen, und doch einen ganzen Zirkel unterhalten. Lorchen schätzt ihn, er hat sich zu ihrem Lehrer und Rathgeber aufgeworfen; sie hat eine außerordentlich günstige Meinung von ihm, und biethet alle ihre Kräfte auf, mich auch zu dieser Meinung zu bekehren.

Das ist mir nun schlechterdings unmöglich. Mir ist der Mensch unaussprechlich zuwider, und wie das gewöhnlich wechselseitig ist, so fühle ich recht wohl, daß ich ihm auch keine Zuneigung einflöße. Aber seine große Artigkeit und die unselige Verläugnung aller Individualität, die eines der ersten Gesetze des guten Tones ist, gibt ihm Anleitung und Kraft, mir mit einer Art von zuvorkommender Gefälligkeit und geheuchelter Achtung zu begegnen, die mich weit mehr empört, als wenn er mir seine Abneigung offen zeigte. Lorchen sieht das, und gibt mir wohl mit unter gute Lehren über die Duldung, über die Nothwendigkeit, sich in allgemein angenommene Formen zu fügen, und richtet ihre Reden immer zwar ganz fein, aber doch nur allzu sichtlich so ein, daß ich wohl fühle, sie stellt mir Wallners Beyspiel zur Nachahmung auf. Daß mich das verdrießt, daß ich es nicht gelassen anhören kann, kannst du — kann irgend jemand auf der Welt mir das verargen? Und sie thut es doch, sie gibt mir, freylich sehr verblümt, zu verstehen, es wäre Anwandlung von Neid, die dem edlen Manne nicht zieme; das echte Verdienst müsse fremdes ohne Bitterkeit neben sich dulden, und so weiter. Ludwig! Ludwig! es gehört alle mögliche Fassung und Gewalt über sich selbst, und

eine Liebe, wie meine, dazu, um da nicht alle Geduld zu verlieren, wenn man sich um solch eines Menschen willen belehrt, zurecht gewiesen, geschulmeistert sieht. Großer Gott! Lorchen, die sonst nur an mir hing, deren Gedanken und Gefühle wie Saiten eines gleich gestimmten Instruments mit dem meinigen bey jeder Berührung harmonisch erklangen, sie, die nichts kannte, nichts dachte, nichts wollte, als für mich und mit mir still und einsam zu leben, sie achtet jetzt diesen Burschen eben so hoch, und vielleicht noch höher als mich, sie findet Tugenden an ihm, die mir fehlen, sie rechnet ihm seine Charakterlosigkeit für Edelmuth an, und fordert von mir, ich soll mich nach ihm richten, den ich verachte und hasse, wie ein solches Geschöpf es verdient. Ludwig! was wird noch daraus werden? Wird der Zwiespalt, der in unsern Gemüthern aufkeimt, sich noch freundlich lösen lassen? wird die alte Ruhe und Harmonie wieder kehren? O! schreibe mir, daß du hoffest, zeige mir die Thorheit meiner Furcht, widerlege meine Ahndungen, und stehe mir wider mich selbst bey.

Eilfter Brief.

Leonore v. Brandner an Thereſe Friedberg.

H *** den 24. September 1797.

Wahrlich Schweſter, du thuſt mir Unrecht, wenn du mich einer Untreue gegen Ferdinand zeiheſt, und glaubſt, ich wäre fähig, ihm Wallnern vorzuziehen. Du weißt ja, daß Ferdinand meine erſte, meine einzige Liebe war. Schon im Flügelkleide kannten wir uns, ſchon damahls zog er mich allen Mädchen, und ich ihn allen Knaben vor, ſchon damahls fand mein ſchwächeres Gemüth in ſeinem feſten, ernſten Charakter die Kraft und Selbſtſtändigkeit, die mir ſelbſt mangelte. Zutrauensvoll ſchmiegte ich mich an ihn, und er war ſchon als Knabe nicht bloß mein Spielgefährte, auch mein Vertrauter, mein Beſchützer, mein Rathgeber. Meine Mutter ſah mit innigem Wohlgefallen dieſe kindiſche Zuneigung wachſen, und weidete ſich an dem Gedanken, daß ihre Tochter und der Sohn ihres

ihr noch immer theuern ersten Jugendfreundes einst mit einander jenes Glück erreichen sollten, das ihnen beyden vom Schicksale versagt worden war. Alles, was in unser Haus kam, liebte den edlen, schönen Knaben, ich hörte nichts als sein Lob; meine Liebe zu ihm wuchs mit jedem Tage, und ich sog sie, so zu sagen, mit der Luft ein, die mich umgab. Es fiel mir nicht ein, zu denken, daß es außer ihm noch liebenswürdige Jünglinge gäbe, oder wenigstens solche, die mir gefallen könnten. Meine Bekanntschaften waren klein, meine Ansichten der Welt beschränkt und schwärmerisch. So kam ich in dieß Haus. Glaube nicht, daß es Eitelkeit ist, wenn ich dir bekenne, daß viele junge und mitunter artige Männer sich an mich wandten. Man wußte, daß ich Vermögen hatte, und neu war ich ihnen auch, theils durch meine gänzliche Fremdheit, theils durch die etwas ungewöhnliche Stimmung meines Charakters. Ihre Bewerbungen, ihr Bestreben, mir zu gefallen, erfüllten mich zuerst mit einer ängstlichen Furcht, ja mit Widerwillen; ich betrachtete mich als Ferdinands Verlobte, als sein Eigenthum, und jede Annäherung eines dritten als einen Eingriff in seine Rechte. Juliane — ich liebe das Mädchen nicht; denn sie ist mir zu kalt, zu herrisch; aber sie hat Ver-

ſtand und Menſchenkenntniß — Juliane ſah meine Ängſtlichkeit und das thörichte Betragen, wozu meine überſpannten Begriffe mich verleiteten. Sie redete mir zu, ſie ſtellte mir die Sache in ihrem gehörigen Lichte dar; ich ſah ein, daß man ein Heer von Gecken unbekümmert vor ſich ſchwärmen laſſen könne, ohne daß das Bild des geliebten Freundes auch nur auf eine Minute in unſerer Seele verdunkelt würde. Ich wurde ruhiger, ſah dem Spiele zu, und jetzt, ſtatt mich zu ängſtigen, beluſtigt es mich. Natürlicher Weiſe führte mich das zu einer näheren Bekanntſchaft mit ihnen, zu Vergleichen zwiſchen ihnen und Ferdinand, bey denen ſie freylich alle tief, tief hinunter ſanken. Endlich lernte ich auch Wallnern näher kennen. Ich konnte nicht umhin, auch ihn zu beobachten, zu vergleichen; aber bey dieſem war es nicht derſelbe Fall. Er gehörte nicht in jene Claſſe, er bewarb ſich nicht um mich, er ſagte mir keine Schönheiten vor, er trat nicht als Liebhaber, ſondern als ein älterer erfahrner Freund auf, der voll Wohlwollen und Klugheit das unerfahrne Mädchen zu leiten, und ſie mit den in ihrer Lage nöthigen Kenntniſſen zu bereichern ſucht. So mußte ich ihn betrachten. Ich liebe Ferdinanden einzig und treu, aber ich ſchätze Wallnern; und wenn Blums Edelmuth, die

Zartheit seiner Gefühle mich mit Liebe und Ehrfurcht erfüllen, so kann ich doch nicht umhin, auch des andern gebildetem Verstande, seinen vielseitigen Kenntnissen Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, und ihm für die Mühe, die er sich mit mir nimmt, dankbar zu seyn. Das beeinträchtigt ja Ferdinanden nicht, so wenig, als es z. B. Julianens regelmäßiger Schönheit nachtheilig ist, wenn ich bemerke, daß auch Frau von Valsin und Lisette, jede auf eine andere Art, angenehm gebildet sind. Wallner ist beständig heiter und sanft, was Ferdinand nicht immer, und jetzt seltner als je ist. Wenn er einen Fehler, eine Übereilung an mir bemerkt, so rügt er sie mit sanfter Schonung, und weist mich liebreich zurecht. Wenn Blum etwas zu tadeln findet (und wann fände er das nicht?), so wird er finster und einsylbig, und es braucht Stunden, bis ich die Ursache seines Mißmuthes erfahre. Ja, dieser ist oft so stark, und seine Äußerungen desselben so offenbar, daß nicht selten mehrere aus der Gesellschaft ihn bemerken, und bey der Bekanntheit unserer Verhältnisse setzt mich das sehr in Verlegenheit. Schon öfters, wenn so ein Zwist entstand, erzählte mir Juliane dann, was sie bemerkt hatte, und wenn ich ihr's auch hätte läugnen wollen, so würde meine Verlegenheit

und meine Schamröthe ihr schon alles verrathen haben. Das sind denn sehr unangenehme Scenen, deren Pein mir Blum doch wohl ersparen könnte, und in die Wallners feiner Ton, wenn ich in demselben Verhältnisse mit ihm wäre, mich gewiß nicht bringen würde. Wallner ist belesen, und sein unerschöpflicher Witz macht oft die Freunde eines ganzen Zirkels. Blum ist in großer Gesellschaft nicht selten verlegen, und die rührende Beredsamkeit, die im Kreise seiner Freunde von seinen Lippen strömt, versiegt ganz in gemischten Zirkeln oder vor Fremden. Jener hat den feinsten Weltton und einen überaus sichern Tact, Jeden, der ihm vorkommt, sogleich auszunehmen, und die einzig wahre Art zu finden, wie er ihn behandeln muß. Überall ist er zu Hause, in großer Gesellschaft wie im kleinen Kreise, nichts macht ihn verlegen, nirgends spielt er eine traurige Figur; nur habe ich bemerkt, daß ihm die Zeit unter wenigen Personen eher lange zu werden scheint, und ihm überhaupt jene schöne Wärme mangelt, die Ferdinanden bey solcher Gelegenheit so liebenswürdig macht. Seine Züge sind hübsch, eigentlich regelmäßiger als Ferdinands; aber es fehlt ihm, da er wenigstens um zehn Jahre älter ist als dieser, die blühende Farbe, der Ausdruck von Gesundheit und Jugend-

fülle, der Ferdinands Züge so sehr belebet, und der matte Blick seines etwas trüben lichtblauen Auges hat bey weiten den Ausdruck nicht, der in Ferdinands dunklem seelenvollem Blicke liegt. Du siehst, ich bin ganz unparteyisch, ich finde an jedem seine gute und üble Seite, und diese Unparteylichkeit soll dir für die Richtigkeit meiner Wahrnehmungen bürgen, da sie der Natur der Dinge gemäß ist; ja selbst die innige Liebe, die Trotz jener bemerkten Fehler noch immer für Blum in meiner Seele lebt, sollte dir beweisen, daß diese Neigung gewiß von echter Art und ewig dauernd seyn wird. Gib also deinen ungerechten Argwohn auf, und höre auf, dich und mich mit Vorwürfen zu quälen, die gewiß, das versichere ich dich, liebe Schwester, ganz ohne Grund sind.

Zwölfter Brief.

Juliane von Schöndorf an Madame Hortense Desencay.

H** den 6. October 1797.

Haben Sie von dem Engländer gehört, der sich erschoß, weil ihm das alltägliche Aufstehen, Ankleiden, Essen, Auskleiden und zu Bette Gehen unausstehliche Langeweile machte? Wahrlich, der Mann hatte so Unrecht nicht; und wenn so ein ganzes Leben hinschleicht, ohne daß man sagen kann, wozu und warum, ist es dann nicht besser, lieber gar nicht zu leben? Nun sind wir wieder in die Stadt gezogen, und das Stückchen vom Landgenusse ist für dieß Jahr auf der Lebensbahn ausgespielt. Es bleibt auch gerade so viel Wirkung und Eindruck davon zurück, als wenn das Glockenspiel sein Liedchen mit der auslaufenden Stunde klingelt. Muß ich denn so leben? muß ich denn von diesen Menschen, die sich alle wie Maschinen in dem einmahl angewiesenen Geleise

gedankenlos fortbewegen, mich auch mitgängeln lassen? Verdiene ich nicht gegängelt zu werden, weil ich es geschehen lasse? Warum bin ich mit in den Garten gegangen? warum wieder in die Stadt? warum kleide ich mich? warum besuche ich diese langweiligen Gesellschaften? warum lasse ich mich in diese gehaltlosen Komödien, auf diese ermüdenden Promenaden mitschleppen? So möchte ich mich bey tausend Dingen fragen; ich frage mich auch oft voll innerlichem Ärger, und ärgere mich noch mehr, wenn ich mir nichts darauf zu antworten weiß!

Diese Leonore wird mir täglich verhaßter. Es ist so gar keine Kraft, keine Selbstständigkeit in diesem armseligen Wesen, das sich in seiner Schwäche noch heraus nimmt, manches zu tadeln, was es gar nicht begreifen kann. So habe ich sie gestern, als von der Valsin die Rede war, mit lächerlicher Wärme wider die Verbindung verheiratheter Weiber eifern gehört. Sie sprach von Verletzung heiliger Pflichten, von gebrochenen Schwüren, von dem Werthe der öffentlichen Achtung u. s. w. Das sind so die Popanzen schwacher Seelen, die keinen Begriff davon haben, wie sich ein starkes Gemüth im Gefühle seiner Kraft, wenn nur der Endzweck schön und groß ist, über jedes Vorurtheil hinwegsetzen

kann. Ich entſchuldige die Valſin ſonſt nicht, denn ich finde, daß ein Mann, wie Van der Werth, die Opfer, die ſie ihm bringt, nicht verdient; aber ich begreife ſehr wohl, daß man für ein Weſen, wie — wie ich nun Eines kennen gelernet habe, ſo viel und noch mehr hingeben kann, daß der Gedanke, von einem ſolchen Manne geliebt zu werden, in dieſer Liebe den Zweck und die Abſicht eines ganzen thätigen Lebens zu finden, alle jene vermeinten Übertretungen tauſendfältig vergütet und rechtfertiget. Ich begreife, wie man einem Weſen, das durch Energie des Geiſtes und durch Kraft zur Selbſtverläugnung ſich jedes Opfers von unſerer Seite würdig macht, auch jedes Opfer bringen darf und ſoll, ich begreife, wie man für ſo ein Weſen zu ſterben für leicht halten, und, ſelbſt von ihm getrennt, bloß durch den Gedanken, von ihm geliebt zu werden, noch ſelig ſeyn kann. Ich begreife — o was könnte ich, wenn ich ſo geliebt würde, nicht alles begreifen? Und eben darum haſſe ich dieſe Leonore, ja ich haſſe ſie, und begehre nicht, ein Gefühl zu beſchönigen, das aus der tiefſten Tiefe meines Charakters hervorgeht, und mir unauslöſchlich bleibt. Ihr zum Trotz habe ich auch die Valſin vertheidiget, und meine

Luſt gefunden, ſie durch Scheingründe und Trugſchlüſſe irre zu machen.

Während wir zankten, trat Blum ein; wir trugen ihm unſern Streit vor, ohne die Perſonen zu nennen, die er betraf. O des unſeligen Gedankens! Sie hätten ſehen ſollen, mit welchem Entzücken in dem blitzenden Auge er ſein ſchwaches Mädchen ihre ſogenannten Grundſätze und heiligen Gefühle vertheidigen hörte, wie die Röthe, die ihre ſonſt bleichen Wangen beym heftigern Reden überzog, ſie ihm doppelt ſchön zu machen ſchien, wie er ihr Recht gab, und als ich, gereitzt durch den Widerſpruch, lebhafter für meine Gründe zu ſtreiten anfing, nun mit einer ſiegenden Gewalt und mit einer Beredſamkeit, der ich, überwunden, nicht überzeugt, weichen mußte, die Sache des Unſinns, den ſie Tugend und Recht nennen, zu vertheidigen begann. O ich hätte vor Zorn vergehen mögen!

Und ſo geht es immer fort. Er liebt ſie mit einem Eigenſinn, einer Treue, einer Verblendung, die ich nicht faſſen kann. Er nennt ihre Unerfahrenheit Unſchuld, ihre Unbeſonnenheit Wahrheit des Herzens, ihren Mangel an Klugheit Zartheit des Gefühls. Selbſt ihr Geſchmack an der großen Welt, ihr Hang zu rauſchenden Ergetzlichkeiten, ſo tief er ſein Gefühl verwun-

det, so sehr er gegen seine Denkart anstößt, kann ihn nicht vermögen, ihr nur ein Tausendtheilchen der unbegrenzten Achtung und Liebe zu entziehen, mit der er an ihr hängt, und die mir an einem Wesen, wie er ist, nur durch eine einzige Rücksicht begreiflich wird. Er hat sie von seiner Kindheit an gekannt, sie war seine erste, seine einzige Liebe; diese Empfindung ist ihm gleichsam zur Gewohnheit, zur Natur geworden, und er ist überhaupt das, was man eine Gewohnheitsseele nennet. Alte Sitten, hergebrachte Formen, selbst leblose Wesen, die er lange unter gewissen Beziehungen zu sehen und zu denken gewohnt war, wirken auf sein kindlich empfängliches Gemüth, und fesseln es mit einer bewundernswürdigen Macht. Nur so kann ich mir auch seine eigensinnige Vorliebe für ein Geschöpf, das ihrer so wenig werth ist, erklären; und ihr gebührt denn freylich nicht viel mehr Ehre von der Macht, einen so trefflichen Mann so lange zu fesseln, als dem Schranke oder Baum, den er von seiner Kindheit an kannte und liebte, und gewiß nur sehr ungern weggeben oder umhauen lassen würde.

Indessen zieht sich doch selbst über diese eigensinnige Anhänglichkeit ein Gewitter zusammen, das ihr Trotz ihrer Festigkeit den Unter-

gang droht; und dieß Gewitter geht aus Leonorens eigenem Herzen auf. Es heißt Flatterſinn — Treuloſigkeit. Dem wird doch ſelbſt die ſtarke Natur von Blums Liebe nicht widerſtehen können, dagegen wird weder Gewohnheit noch Vorurtheil aushalten. Wenn er erſt entdecket, daß er nicht mehr allein geliebt wird, daß ein anderer dieß Herz, dem er alles aufgeopfert, mit ihm theilt, dann denke ich, wird der unbegreifliche Zauber ſinken, und er wird in ſeiner Heldinn das ſchwache Weib erkennen. Dann verlaſſe ich mich auf die Richtigkeit ſeines Verſtandes, auf die Zartheit ſeiner Gefühle, um die Heilung zu vollenden. Unmöglich wird er das Mädchen noch lieben, das er nicht mehr achten kann, und unmöglich wird er ein Mädchen achten können, die ihm — einen Wallner vorzieht. Ihm dieſe Überzeugung ſo bald als möglich zu verſchaffen, und der lächerlichen Verblendung, die ihn in meinen und aller Welt Augen herabſetzen muß, ein Ende zu machen, ſoll meine Sorge ſeyn. Ich habe Stoff genug in der Hand; und was mir etwa fehlen könnte, wird Leonorens Unbeſonnenheit und Leichtſinn mir reichlich verſchaffen. Leben Sie wohl!

Dreyzehnter Brief.

Leonore von Brandner an Thereſe Friedberg.

*** den 18. October 1797.

Wir ſind jetzt ſeit zehn Tagen wieder in die Stadt gezogen; denn die Abende wurden kühl und lang, und Herr von Schöndorf nebſt ſeinen Söhnen fand es zu unbequem, täglich bey Nacht ſo weit aus der Stadt hinaus zu fahren. Der Garten wurde alſo verlaſſen. Mir that es im Herzen ein wenig weh; denn ich war gern da, und fühlte, daß, wenn gleich unſere Lebensart nichts weniger als ländlich war, ſchon die freye Luft und der Anblick von Pflanzen und Gewächſen meinem Geiſte und Körper wohl that. Doch das iſt nun nicht zu ändern; und ich muß hier, leider! wie bey mehrern Dingen, mein Gefühl unterdrücken. Ach, Thereſe! es gibt immer mehr Stellen in meinen Verhältniſſen, die mich ſchmerzen, und mit der Zeit wund zu drücken drohen. Ich habe eine Entdeckung gemacht, die mir ſo

unlieb iſt, daß ich mir oft Mühe gebe, mich zu überreden, es ſey Täuſchung, und ich irre mich, eine Entdeckung, vor der mein Herz bebt, und die mich in einen Abgrund von Rathloſigkeit und Mißmuth ſtürzet. Ich fürchte, Thereſe — ich fürchte, ſage ich — Wallner liebt mich, und es iſt mehr als Wohlwollen und Freundſchaft, was ihn an mich zieht. Stelle dir dieß recht lebhaft und mit allen ſeinen Folgen vor, und dann urtheile, ob meine Lage verdrießlich, und meine Furcht vor dem, was noch geſchehen wird und kann, gegründet iſt. Du weißt, wie ſehr zur Eiferſucht geneigt Blum jederzeit war, du kennſt ſeine reißbare Empfindlichkeit und ſeine Verſchloſſenheit, wenn er ſich von jemand, den er liebt, vernachläſſigt glaubt. Rechne noch dazu ſeine übermäßig ſtrengen Forderungen an unſer Geſchlecht, ſeine Vorſtellungen von weiblicher Würde und Zurückhaltung! Auf der andern Seite achte ich Wallnern wirklich, und habe Grund dazu, ſo wie er Anſprüche auf meine Dankbarkeit hat. Ich zittere vor dem Gedanken, daß eine Leidenſchaft, die ewig hoffnungslos bleiben muß, einen edlen Mann unglücklich machen ſoll; ich bin aufgebracht über mich ſelbſt, daß ich die Urſache dieſes Unglücks bin, und habe doch, beſonders, da alles nur bloße Vermuthungen ſind,

weder die Kraft noch das Recht, Wallnern mit jener entschiedenen Kälte zu begegnen, die den glimmenden Funken wirksam löschen könnte. Während mich diese Gedanken so tief quälen, und mir manche Stunde verbittern, trägt auf der andern Seite Blums Betragen alles bey, um meine Lage noch peinlicher zu machen. Erst gestern hatten wir einen sehr unangenehmen Auftritt, der mir auch eigentlich jene fatale Entdeckung machen half, und wie ein Blitz die Nacht erhellte, in der ich sorglos fortging. Du weißt, oder vielleicht weißt du auch nicht, daß man jetzt die Haare auf dem ganzen Kopfe kurz abzuschneiden, und in kleine Locken zu legen pflegt; auch trägt man, statt der gewöhnlichen Ärmel von dem Stoffe des Kleides, gewirkte Ärmel von weißer oder blaßröthlicher Seide, welche den Arm knapp umschließen, jede Form mahlerisch bezeichnen, und, mit goldenen Armbändern geziert, der ganzen Figur ein recht Griechisches Ansehen geben. Die Schöndorf halten die Modejournale von Paris und Weimar. So bald sie den Kupferstich von diesen beyden Moden erhielten, eilten sie sogleich, sich solche Anzüge zu bestellen, und überredeten mich gleichfalls dazu. Ich weigerte mich lange, besonders vor dem Haarabschneiden und den rothen Ärmeln; endlich wurden wir so

weit eins, daß ich mein Haar behalten und ein Kleid mit weißen Tricots haben sollte. Den nächsten Gesellschaftstag wollten wir in unsern neuen Anzügen erscheinen. Ich wagte es nicht, Blum etwas zu sagen, und hoffte, der Anblick der viel anspruchsloseren weißen Ärmel würde ihn mit der Mode und mit mir wieder aussöhnen. Ach, es ging alles ganz anders! — Der Nachmittag des gestrigen Tages kam, mit ihm der Friseur, welcher den beyden Schwestern die Köpfe à la Titus zustutzen sollte. Ich sah eine Weile ungläubig zu; aber als ich sah, wie die kleinen zierlichen Ringel sich um Lisettens schön geformtes Köpfchen so niedlich schmiegten, als der Friseur mich versicherte, daß man bald gar kein langes Haar mehr tragen, und das lange Geschleppe als eine unnütze Last betrachten würde, als die beyden Schwestern in mich drangen, ihrem Beyspiele zu folgen, fing mein Entschluß an zu wanken. Nun hielt mich nur die Furcht vor Ferdinands Mißfallen. Juliane errieth mich; sie zog mich auf die Seite, und stellte mir vor, daß ich selbst sehr klein von meinem Freunde denken müßte, wenn ich ihn fähig hielte, über die Form eines Anzuges, der weder frech noch ungesund, noch in irgend einer Rücksicht tadelhaft genennt werden könnte, mit mir zu zürnen;

„zürnt er aber doch"— setzte sie hinzu, „ja dann — verdient er, daß Sie sich um solche Launen nicht bekümmern, sondern im Gefühle Ihres Rechtes Ihren Weg fortgehen, und bey gleichgültigen Dingen die Zustimmung, die er ihnen versagt, missen lernen." Sie hatte Recht, das fühlte ich; ich schwankte nicht mehr, ich hoffte sogar, Blum würde an der schönen Einfachheit des Haarputzes Gefallen finden — und ließ mir denn auch mein Haar verschneiden und in Locken legen. Ich fand, daß es sehr gut läßt, und für jemand, der etwas Besseres mit seiner Zeit zu thun weiß, als lange vor dem Spiegel zu stehen, wesentliche Vortheile haben muß. Jetzt kamen die Kleider; aber wie erschrak ich, als ich auch in dem meinigen rothe Tricots fand! Juliane lachte; sie hatte mir heimlich den Streich gespielt. Ich weigerte mich lange, das Kleid anzuziehen. Indessen wurde es immer später; die Gesellschaft fing an, sich zu versammeln, einen andern Anzug hatte ich, im Vertrauen auf diesen, nicht bereiten lassen, ich mußte also wohl den bittern Entschluß fassen, und mich in diesem vor Blum zeigen. Aber ich nahm mir vor, ihm alles zu erzählen und mich zu entschuldigen. Wir kleideten uns an; und ich muß dir gestehen, daß wir alle drey sehr gut aussahen, wie denn überhaupt eine halbweg gute Bil-

dung bey der jetzigen Mode sehr ihre Rechnung findet. Als wir in's Besuchzimmer traten, wandten sich alle Augen auf uns. Die Mode war noch neu, und hier nicht viel gesehen worden; man umringte uns, man überhäufte uns mit Schmeicheleyen. Jetzt kam Blum; er eilte wie gewöhnlich auf mich zu Du weißt, er sieht nicht gut in die Ferne. Plötzlich blieb er stehen — jetzt hat er mich ganz erblickt — er warf einen scharfen Blick auf mich — verneigte sich fremd und kalt — wandte sich um, und sprach kein Wort mit mir. Ich war außerordentlich verlegen; denn mehrere aus der Gesellschaft hatten dieß Betragen bemerkt, und da sie unsere Verhältnisse kennen, wußten sie's zu meiner Beschämung zu deuten. Am meisten ärgerte mich's, daß Juliane es gesehen hatte. Sie kam sogleich mit jenem höhnischen Lächeln auf mich zu, das ihr so ganz eigen ist, und Trotz ihrer Schönheit sie in meinen Augen sehr entstellt. „Und werden Sie das dulden?" zischelte sie mir in's Ohr. „Ist das das Betragen eines wahren Freundes, eines zärtlichen Liebhabers? Könnte sich wohl ein Haustyrann anders betragen? Nein, fürwahr, Lorchen! wenn Sie das so hingehen lassen: so schmieden Sie sich selbst Ketten, über die Sie einst bitter seufzen werden." Heute, da ich diesen Wor-

ten mit mehr Ruhe nachdenke, sehe ich wohl ein, daß Julianens herrschsüchtiger Charakter sie da Anmaßungen fürchten ließ, wo ich nur die Wirkung zu strenger Begriffe von Sittsamkeit finde; aber in dem Augenblicke, wo sie mir's sagte, noch ganz in Gefühle des beschämenden Auftrittes verloren, dienten sie dazu, meinen ganzen Unwillen gegen Ferdinanden anzufachen, und ich nahm mir vor, mein Recht kalt und entschlossen zu behaupten. Das Gespräch wurde wieder allgemein. Blum hatte sich unvermerkt dem Kreise genähert, der uns umgab; die Herren erschöpften sich in Lobpreisungen der Griechischen Moden, und ein schaler junger Mensch war einfältig genug, zu sagen, daß doch weder Franzosen noch Engländer es mit den Griechen in der Erfindung schöner Moden aufnehmen könnten, und daß er sich nur wundere, warum man keine Modejournale aus Illyrien oder der Türkey hätte, er würde sonst gleich darauf pränumeriren. Diese Albernheit machte alle lachen; nur Blum blieb ernst und sagte mit einem äußerst kalten, beynahe verächtlichen Tone: „Glauben Sie denn, daß die alten Griechen das Ding kannten, das wir jetzt mit dem Nahmen Mode bezeichnen? Klima, Lebensart und Sitte bestimmten ihren Anzug, wie es bey vernünftigen Menschen immer

seyn sollte, und nicht dem allen zum Trotze die Launen der Putzhändlerinnen und Schneider, wie bey uns." Nun mischten sich andere in den Streit, der bald lebhafter wurde. Blum stand allein gegen die Vertheidiger der Grâcomanie, und es wurde seinen überlegenen Kenntnissen leicht, sie alle bald zum Schweigen zu bringen. Das war mir nicht recht; ich mischte mich also auch in's Gespräch und sagte: „Da es bey Sachen des Geschmacks so schwer sey, ein allgemein gültiges Urtheil zu fällen, indem bey jeder Nation die Begriffe von Schön und Häßlich conventionell wären, so thäten wir doch wohl daran, in solchen Fällen die Gebräuche der geschmackvollsten und gebildetsten Nation der Erde als Richtschnur anzunehmen." Das sagte ich so hingeworfen und so kalt als möglich. Blum hatte mich doch verstanden. Ich sah ihn verstohlen an, ich sah eine hohe Röthe über seine Wangen fliegen; er schwieg einen Augenblick, dann war er sogleich gefaßt, und antwortete mit einem äußerst schneidenden Tone: „Nun so werden unsere Mädchen auch bald öffentlich unbekleidet tanzen; denn das thaten die Spartanerinnen, und das waren auch Griechinnen." Überhaupt sehe ich, daß man bereits anfängt, sich dieser Mode zu nähern. „Er warf einen unmerklichen Blick, den ich aber nur zu wohl

ſah, auf meinen entblößten Nacken und meine Arme, verbeugte ſich mit halb ſpöttiſchem Lächeln gegen den ganzen Zirkel, und ging zu den Spieltiſchen. Da ſtand ich nun ſtumm und verlegen, und wußte nichts vorzubringen. Den Meiſten aus der Geſellſchaft ging es auch ſo, ein paar ſahen recht dumm aus, um Julianens Lippen ſchwebte jenes verwünſchte Lächeln; ich war im Begriff, etwas vielleicht ſehr Albernes zu ſagen. Da trat zu meinem Glücke, und recht um mich aus dieſem Fegfeuer der Beſchämung zu erlöſen, Wallner herein. O wie ſo ganz anders war ſein Betragen gegen Blums! er grüßte mich, und ſein Blick blieb mit ſichtbarem Gefallen, das ſich in einem feinen Lächeln zeigte, auf meiner Geſtalt hängen. Aber kaum daß wir ein paar Worte gewechſelt hatten, bemerkte ich, daß er nachdenkend wurde; ſein Blick ſchien ſich zu verdüſtern, nur zuweilen heftete er ihn brennend und gleichſam ſcheu auf mich, und ließ ihn ſinken, ſo oft ihn mein Auge traf. Sein Tiefſinn nahm ſichtbar zu, ſo, daß Liſette ihn ſcherzend darüber aufzog; er läugnete es ihr gerade zu ab, und man ſah, daß er ſich Mühe gab, munterer zu ſcheinen. Eine Weile darauf fragte ich ihn allein und recht liebreich, ob er Kummer hätte. Er ſchwieg; dann heftete er ſein düſter brennendes

Auge auf mich, dann schlug er es wieder zu Boden. Ich fragte ihn noch ein Mahl. Ach! rief er endlich aus: „Warum sind Sie so reitzend! Ist es nicht grausam, einem Unglücklichen ein Gut in aller seiner Liebenswürdigkeit zu zeigen, dem er auf ewig entsagen muß?" Nun war die Reihe zu schweigen an mir. Ich erröthete bis in die Haare, das fühlte ich. Er hatte meine Hand gefaßt; ich hatte doch so viel Besinnung, sie ihm zu entziehen. „Baron Wallner!" stotterte ich endlich, „wirklich, eine solche Antwort hätte ich nicht vermuthet, sonst —" In dem Augenblicke hüpfte Lisette heran, und riß mich, zu meiner größten Freude, aus der schrecklichen Verlegenheit. Ich war verstimmt. Wallners stille Trauer, und dann doch die Kühnheit seiner Antwort, sein folgendes bescheidenes, fast scheues Betragen, Blums Unart und Hofmeisterey, alles machte mich tiefsinnig, ärgerlich. Blum hoffte ich doch wenigstens beym Abschiede noch ein Mahl zu sehen, und meinen Verweis anzubringen; aber wie ich mich nach ihm umsah, war er verschwunden. Ich fragte Julianen um ihn. Er ist erst fortgegangen, sagte sie; er näherte sich Ihnen, als Sie allein mit mir und Wallnern eifrig sprachen. Sie sahen ihn nicht gleich, und das wird den gebiethenden Herrn verdrossen haben; denn er drehte sich rasch um,

und ging zur Thür hinaus. Ich wurde noch verdrießlicher. Nach dem Soupér nahm mich Frau von Schöndorf bey Seite, und redete ernstlich wegen Blum mit mir. Sie sagte mir, daß sein sonderbares Betragen ihn, und durch ihn mich lächerlich machen müßte, daß sehr viele von der Gesellschaft seine schneidenden Anmerkungen über unsern Anzug gehört, und seinen Trotz, seinen Unwillen gegen mich bemerkt hätten, daß dieß nicht die Art sey, wie man einem Frauenzimmer, das man liebe, seine Mißbilligung zu erkennen geben müßte, und kurz, daß ich das nicht leiden sollte. Ich war beschämt, verstimmt, antwortete ihr ziemlich kurz und so, daß sie sehen konnte, mir sey mit dieser Einmengung in meine Angelegenheiten nicht gedient; aber der unangenehme Eindruck, den diese Scene in meinem Gemüthe zurück gelassen hatte, das bittere Nachdenken über die immer wachsenden Mißverständnisse zwischen Ferdinand und mir, die Entdeckung, die ich an Wallnern gemacht hatte, raubten mir den Schlaf, bis spät, als schon der Tag zu grauen anfing, ein matter Schlummer meine Augen schloß. Noch habe ich Ferdinanden nicht gesehen. Ich zittere vor seinem Besuche, auf den ich mich sonst gefreuet hatte. Ach, Therese! was ist aus mir geworden? was wird noch werden? Ich bin abge-

spannt, übel gelaunt, ängstlich, mit mir selber uneins. Wo ist der süße Friede hin, der mich einst beseligte! Ach, mich haben des Lebens Wellen ergriffen, und von dem stillen Ufer weggerissen, wo ich in dunkler Einsamkeit lebte. Und doch kann ich mich nicht zurückwünschen in jene Zeit; doch gefällt es mir in dem raschen Treiben und Wirken, das mich umgibt. Therese, ich weiß selbst nicht, was ich will; aber das weiß ich, daß, wie ruhig oder stürmisch auch mein Leben seyn mag, meine Liebe zu dir doch nie wanken wird.

Vierzehnter Brief.

Ferdinand Blum an Ludwig Seltig.

*** den 26. October 1797.

Das geht nicht so fort, Ludwig, es ist nicht möglich; ich kann es nicht länger mehr aushalten. Wenn Leonore diesem tollen Leben nicht entsagen kann oder *will*, wenn sie sich in der bunten Narrenwelt, die sie umgaukelt, immerfort so wohl gefällt, wenn andere neuere Eindrücke so mächtig auf ihr Herz wirken, daß die alten kaum mehr bemerkt werden — was soll ich, was kann ich für meine Liebe, für das Glück meines Lebens hoffen? Wenn du sie jetzt sehen solltest, Ludwig, du würdest staunen, du würdest es nicht glauben, daß dieß das Mädchen sey, das so still, so ganz nur für das häusliche Leben in dem Hause ihrer Mutter heranwuchs. Oft kann ich es selbst nicht glauben. Ich sehe sie an, ich betrachte mit Erstaunen diese lockend gekleidete Griechische Nymphe in dem an-

schmiegenden Gewande, mit dem entblößten Nacken, den verrätherisch verhüllten Armen, wie sie sich alle Eleganz und Feinheit der großen Welt eigen gemacht hat, und sich leicht und fröhlich in dem bunten Schwarme bewegt, der sie umgibt. Ich vergleiche sie mit der sittsamen anspruchlosen Gestalt, die in zierlicher, aber einfacher Kleidung züchtig verhüllt, im Hause ihrer Mutter beglückend und beglückt, wie ein milder Genius, waltete, und ich kann mich manches Mahl kaum überreden, daß es dieselbe Person sey, oder begreifen, wie es möglich ist, in so kurzer Zeit sein Äußeres so gänzlich zu ändern. Und doch war und blieb ihr schönes Herz, die edle Einfalt ihres Geistes, die Wahrheit ihres Gemüthes noch immer dieselbe, und dieser anziehende Contrast ihres Innern mit ihren äußern Umgebungen macht sie in demselben Augenblicke, da ich mit ihr zürnen, da ich ihr ernste Vorwürfe machen sollte, mir wieder doppelt liebenswürdig und gefährlich. Es ist ein Hirtenmädchen in königlicher Kleidung, eine seltene, eine unendlich reitzende Erscheinung in dieser so gehaltlosen, schalen Welt. Aber wie lange, wie lange darf ich hoffen, daß dieser Contrast dauern kann? Werden nicht die Umgebungen, das Beyspiel, die Verführung mit

ſtiller aber ſicherer Gewalt auf ſie wirken? wird nicht endlich auch ihr Inneres ſich nach ihrem Äußern formen, das Leben, das für ſie ſo viel Reitz hat, endlich auch ihre Grundſätze beſtechen, und die ſchöne Wahrheit ihres Charakters in dem Strudel von Falſchheit, Lüge und Armſeligkeit zu Grunde gehen? Alles, was ich anwende, um ſie zurück zu ziehen, zu retten, iſt vergeblich. Sie ſieht keine Gefahr, und zittert darum vor keiner; ihr reines Herz iſt ihr Bürge für die Sittlichkeit ihrer Handlungsweiſe, und meine Furcht, mein Beſorgniß nennet ſie übertrieben, ſchwärmeriſch, und verſichert mich, ich würde ſie endlich eben ſo verlieren, wie ſie ihre unrichtigen Vorſtellungen von der großen Welt verloren habe. Ach! dieſe ſchuldloſe Seele in ihrer weiblichen Beſchränktheit kennet die empörenden Erfahrungen nicht, die der Mann auf Reiſen und überhaupt in der Welt unter allen Ständen und Lebensarten der Menſchen zu machen gezwungen iſt. Du weißt, was ich dir über dieſen Punct geſchrieben und erzählt habe. Ich habe die ſogenannte ſchöne Welt auf einer ſehr häßlichen Seite kennen gelernt, auf einer Seite, die meinen tief gewurzelten Haß gegen ſie befeſtigte und rechtfertigte. Empört und erſchreckt von dieſen grellen

Bildern, nahm ich mir vor, mit Leonoren in die Einsamkeit eines stillen unbemerkten Lebens zu flüchten, dort nur ihr, meinen Kindern, meinen Freunden zu leben, und jede Berührung, jede Gemeinschaft mit einem lasterhaften Geschlechte zu meiden. So dachte ich, so entwarf ich reitzende Plane für die Zukunft, und nun — finde ich Leonoren mitten in diesem Strudel, von dem ich sie ewig entfernen wollte, finde sie mit Lust, mit Wohlgefallen darin, und muß vielleicht jede Hoffnung aufgeben, sie daraus zu reissen! Was kann ich nun für meine Entwürfe hoffen? Wird Leonore, nachdem sie die Zerstreuungen, den Glanz der großen Welt kennen gelernt hat, sich entschließen, ein so einförmiges Leben zu führen? Wird das stille Glück, das ich ihr anzubiethen habe, dieß häusliche Leben, nur von Familiensorgen und unbemerkten Freuden gewürzt, ihren verwöhnten Geschmack nicht anekeln? O meine Plane, meine Hoffnungen! Was ist der Mensch, daß er sich vermißt, einen Entwurf auch nur für den künftigen Tag zu machen!

Ludwig, Ludwig! es ist noch mehr als dieß, was mich tief bekümmert, und manches Mahl alle Aussichten für die Zukunft in finstere Nacht hüllt. Jener Wallner, von dem ich dir schon

geschrieben habe, nähert sich Leonoren täglich mehr und mehr; was ich fürchtete, was ich niemand, kaum mir selbst, zu gestehen wagte, ist in Erfüllung gegangen. Er liebt sie — oder scheint sie wenigstens zu lieben, und spielt, da er unsere Verhältnisse kennet, den ehrerbiethigen unglücklichen Liebhaber mit einer Wahrheit und Feinheit, die mich selbst, da ich Leonorens Vorzüge so wohl kenne, sehr oft verleitet, zu glauben, es sey Natur und nicht Rolle. Überhaupt ist es sehr möglich, ja sogar wahrscheinlich, daß er sie wirklich liebe; nur die Art, wie dieser feine Weltmann seine Liebe äußert, dieses sentimentale schüchterne Wesen, das solchen Menschen so ganz fremd ist, macht mir die Sache verdächtig; und wo die Form erkünstelt ist, könnte es da der Stoff nicht auch seyn? Dieser Gedanke kommt aber nie in Leonorens Seele, das sehe ich wohl; sie fühlt reines, ach manches Mahl nur zu zärtliches Mitleid mit ihm, und dieß gefährliche Gefühl untergräbt leise, aber wirksam, alle meine Hoffnungen. Sie behandelt ihn mit einer so zarten Schonung, mit einer so milden Achtung, daß ich oft darüber verzweifeln möchte. Ich siehe darneben, ich muß es mit ansehen, und darf und kann ihr nicht einmahl Vorwürfe darüber ma-

chen. Mein Verdacht ist vielleicht ein Kind der Eifersucht; ich kann Wallnern Unrecht thun, da ich ihn viel zu wenig kenne, um zu beurtheilen, ob sein Betragen wirklich aus seinem Herzen kommt. Wie könnte ich, ohne zu erröthen, ohne mich vor mir selbst zu schämen, hingehen, und Leonoren diesen Verdacht einflößen?— So stehen nun die Sachen zwischen uns, und du siehst, Ludwig, wie peinlich dieser Zustand ist, den nichts ändern kann, als Leonorens freywillige Entfernung aus diesem unseligen Hause, das ich jedes Mahl aus mehr als einer Ursache mit Widerwillen betrete. Nicht bloß Leonorens veränderte Denkart und Wallners Bewerbung um sie, es ist noch etwas anders, das mich gewaltsam von diesem Hause entfernet, und mein ganzes Wesen dagegen empört. Ich habe dir vielleicht schon von der ältern Tochter geschrieben. Juliane ist schön, sie hat Verstand, Würde, Kenntnisse, Weltton; aber mit allem dem wird es ihr nie gelingen, Leidenschaft einzuflößen, denn sie ist nicht liebenswürdig. Ein kaltes abgemessenes Betragen und eine sonderbare Denkungsart über die wichtigsten Gegenstände der menschlichen Wünsche und ihre Verhältnisse machen sie zugleich interessant und abstoßend. Sie hat Grundsätze und

Festigkeit, ihnen zu folgen, möge auch der Weg, der dazu führt, über das Glück ihrer Nebenmenschen hingehen. Sie wird von hundert Gecken, die ihre Schönheit und ihr Reichthum locken, umflattert. Kalt und ungerührt nimmt sie ihre Huldigungen an, als einen schuldigen Tribut, und sie dienen ihr nur dazu, ihre Verachtung gegen das menschliche, vorzüglich aber gegen unser Geschlecht zu bestärken. Ich fühlte mich daher sehr angenehm überrascht, als ich mich, von dem ersten Augenblicke unserer Bekanntschaft an, von diesem seltenen Mädchen mit einer Achtung behandelt sah, deren sich sonst kein anderes Wesen, selbst ihre Ältern nicht rühmen konnten. Ich erwiederte dieß Gefühl um so viel lieber, da ihr Charakter, Trotz seiner grellen Züge, viel Schätzbares hat, und auch Leonore schien sich in dem Gedanken zu gefallen, daß ihr Freund von diesem wunderbaren Geschöpfe freundlich ausgezeichnet wurde. So ging es eine Weile recht gut fort; ich unterhielt mich gern und viel mit Julianen, da ihr gebildeter Verstand, ihre Kenntnisse und ihre sonderbare Ansicht der Dinge mich angenehm beschäftigten. Oft, wenn Leonore (was leider nicht selten geschieht) nicht zu Hause war, oder wenn sie Abends am Claviere saß, sprach Juliane stundenweise mit

mir, und, Ludwig — ich bin kein Geck, mir ist ein eitler Mann höchst verächtlich, du wirst mich nicht mißverstehen, mich keiner Lächerlichkeit zeihen, — ich fühlte endlich, ich mußte wohl fühlen, was ich außer dir niemanden auf der Welt, selbst Leonoren nicht entdecken darf — daß Juliane einer Empfindung Raum gab, die mehr als Achtung war. — Jetzt ist sie meine unversöhnliche Feindinn. Sie behandelt mich zwar äußerlich mit kalter Höflichkeit, aber sie haßt mich und Leonoren, das sehe ich nur zu wohl, besonders da diese Julianen gerade in allen den Dingen, die ein Weib unwiderstehlich machen, weit übertrifft. Unter diesen Umständen ist jeder Besuch, den ich dort mache, ein wahres Opfer, das nur die Freude, Leonoren zu sehen, vergüten kann.

Weißt du wohl, daß mich meine Tante Lessert sehr gütig eingeladen hat? Ich ging hin, wie sich's versteht, obwohl nach den Mißverständnissen, die zwischen uns gewaltet hatten, diese Einladung mir fremd und nicht sehr angenehm war. Aber ich fand zu meinem Vergnügen mich ganz in meiner Erwartung betrogen. Ich wurde von der Mutter als Neffe, als Sohn, kann ich sagen, von Babetten als Bruder aufgenommen und behandelt. Das Mädchen hat sich

zu ihrem Vortheile verändert, sie ist sehr hübsch geworden, obwohl ich nicht sagen könnte, daß diese Art von Schönheit mir interessant wäre. Sie ist, was man ein Dosenstückchen nennt, und der Ausdruck ihrer, übrigens angenehmen, Züge gefällt mir nicht sonderlich. Indessen hat sie ein gutmüthiges, munteres Wesen, das mich aufheitert und zerstreut. Von dem, was einst vorgefallen war, von allen alten Planen und Projecten war gar keine Rede mehr, selbst die entferntsten Beziehungen wurden mit Schonung vermieden, und mein Herz weiß ihnen warmen Dank dafür. Mir ist wohl in diesem Hause; ich fühle mich nicht so fremd, als sonst überall, und in meiner jetzigen Lage hat dieses Verhältniß doppelten Werth für mein wundes, krankes Herz. Es bedarf freundlicher Behandlung, herzliches Wohlwollens; und das finde ich im Hause meiner Verwandten, und bitte ihnen im Stillen mit wahrer Reue alles das Unrecht ab, das ich ihnen durch meine falschen Vorstellungen so lange Zeit that. Zu meiner Schwester komme ich selten. Sie konnte mir meine Liebe für Leonoren nie verzeihen, und der Triumph, den ihr Leonorens Betragen gegen Wallner und mich zu gewähren scheint, ist zu süß für sie, als daß sie mir ihn nicht ziemlich unschwesterlich bey

jeder Gelegenheit fühlen lassen sollte. Sie ist auf's genaueste von allem unterrichtet, was bey Schöndorf vorgeht, obgleich sie nie in das Haus kommt; aber du weißt, es war von jeher das Ziel ihres rastlosen Strebens, alles zu erfahren, was andere Leute thun, und da sie nur zu viel Geistesschwestern hat, so kann es ihr nicht fehlen, die Nachrichten und Neuigkeiten aus der ganzen Stadt zusammen zu bringen, ganz so falsch und entstellt, wie der Ruf durch den Mund klatschhafter Weiber die Begebenheiten zu verbreiten pflegt. Mich peinigt diese Allwissenheit ganz unaussprechlich, um so mehr, da sie gemeiniglich ganz falsch berichtet ist, und nur höchstens der Stoff, nie aber die Form ihrer Geschichten wahr ist, und da ihre Abneigung gegen Leonoren, und die Freude, Recht zu haben, sie, vielleicht ihr selbst unbewußt, zu kleinen Verdrehungen und Zusätzen verleitet. Um so lieber bin ich bey Lessert, wo Leonorens nie oder mit Achtung erwähnt, und überhaupt ein Betragen beobachtet wird, das mir unendlich wohl thut. Aber ich sehe, daß ich fürchterlich viel geschrieben habe, wenn du nur nicht so müde vom Lesen wirst, als ich es schon vom Schreiben bin. Doch es ist Bedürfniß meiner Seele, mit dir zu reden, und was im mündli-

chen Gespräche geschieht, thut auch das schriftliche; ich habe mich ruhiger, heiterer geschrieben, wie ich mich sonst ruhiger glaubte, wenn ich dir mein volles Herz im Gespräche ausgießen konnte. Lebe wohl!

Funfzehnter Brief.

Leonore von Brandner an Thereſe Friedberg.

*** den 6. Nov. 1797.

Ich habe einen peinlichen Auftritt mit Blum gehabt, eine Erklärung, die keines von uns beyden zufrieden ſtellte. Er hat mir ſanfte, aber ſehr eindringende Vorwürfe gemacht; ich ſuchte mich zu vertheidigen, und mein offenbares Recht zu behaupten; er wurde bitter, ich heftig, und endlich brach ich in Thränen aus. Er erſchrak, er ſuchte mich zu beſänftigen — aber wie beſchämend! ſo wie man ein Kind beſchwichtigt, das über ein zerbrochenes Spielzeug weinet, voll Gefühl ſeines Rechtes, voll erniedrigender Herablaſſung zu meiner Schwäche! O meine Thereſe! iſt das noch Ferdinand? Bin ich noch Lorchen, die einſt keine Gedanken, keinen Wunſch hegte, der nicht volle eintönende Antwort in des andern Herzen fand? Er hat ſo viel an mir zu tadeln, meinen Geſchmack, meinen Umgang,

meine Gefühle. Sollte das ein Mann, der innig liebt? Sollte nur er Luchsaugen für Fehler haben, die außer ihm niemand bemerkt? Wallner tadelt mich auch zuweilen; aber sein Tadel trifft nur Verstöße gegen gesellschaftliche Formen. Das, was eigentlich meine Persönlichkeit ausmacht, meine Denkart, meine Empfindungsweise, ist ihm ganz recht, ja ich sehe, daß er sie schätzt. Ach, Therese, es wird mir immer deutlicher, immer gewisser! Er ist seit einiger Zeit, besonders aber seit jenem Abend, ganz verändert; er ist still, in sich gekehrt, einsylbig, finster geworden. Er vermeidet mich, er spricht wenig, am wenigsten mit mir, ist in Gedanken verloren, und ermannt sich nur zuweilen, wenn ihn jemand anspricht; dann scheint er wie aus einem Traume zu erwachen, und gibt sich Mühe, heiter zu scheinen. Plötzlich verfällt er in eine ausgelassene Lustigkeit, die ihm sonst eben so fremd ist, als jener Tiefsinn, singt, lacht, scherzt, und ein Blick, den er auf mich wirft, ein Wort, das ich spreche, versenkt ihn augenblicklich wieder in jene Schwermuth. Sprich, was soll ich thun? wie soll ich mich gegen ihn benehmen? Nur erst gestern kam er nach Tische zu dem Sohn vom Hause, mit dem er zuweilen Geschäfte hat. Schöndorf war nicht zu Hau-

se, Wallner mußte warten; wir waren alle ausgefahren, etwas einzukaufen. Wie wir nach Hause kommen, und in's Besuchzimmer treten, wo mein Fortepiano steht, finden wir Wallnern, der uns nicht hört, nicht sieht, am Fortepiano sitzen, und sein Gesicht in den verschränkten Armen verbergen. Ich erschrak, wie ich ihn so sah. Juliane trat zu ihm, klopfte ihn auf die Schulter; und als er erstaunt auffuhr, rief sie: „Guten Morgen, Baron Wallner! wie hat das Nachmittagsschläfchen geschmeckt?" Er war verlegen, er entschuldigte seine Stellung mit heftigen Kopfschmerzen, und sah dabey so bleich und trübe aus, daß es ihm die Gesellschaft gern glaubte. Er entfernte sich auch, so bald es der Anstand zuließ, unter dem Vorwande, zu sehen, ob Heinrich schon zu Hause sey. Als er fort war, und jedes in sein Zimmer gegangen war, ging ich noch ein Mahl an mein Fortepiano, um zu sehen, was er da gemacht hatte. Auf dem Pulte lag eine von meinen Arien, die vorher nicht da gelegen hatte, aufgeschlagen, nähmlich die aus Salieri's Ciffra:

Sola e mesta fra tormenti
Passeró languendo gli anni
E faro de miei lamenti
Campi e selve risuonar

Ah perchè spietato amore
Nell mio cuor entrasti mai
Perchè vidi i cari rai
Onde appresi a sospirar!

Wallner hatte sie zur Hälfte gespielt, und war dann wahrscheinlich in jene Träumereyen versunken.

Was denkst du von dieser Scene? Und wie soll ich mich wohl gegen einen Mann betragen, der mich zu lieben scheint, ohne es zu gestehen, der mich mit mehr Interesse behandelt, als ich, die Geliebte eines Andern, vielleicht gestatten sollte, und doch wieder mit zu viel Bescheidenheit, als daß ich die Waffen, welche Vernunft und Redlichkeit mir nach einer Erklärung in die Hand geben würden, gegen ihn brauchen könnte. Gestehe, Therese, daß mein Verhältniß zu ihm sonderbar, aber wahrlich sehr zart und oft peinlich für mich ist. Ach, was drohen mir hier von Blums Seite für Stürme, wenn er erst Wallners Betragen genauer bemerken, und die Empfindungen darin finden wird, welche seinem scharfen Blicke unmöglich lange mehr entgehen können!

Was soll ich dann thun? Wie soll ich Blums allzu argwöhnische Liebe, und Wallners stille trauernde Empfindung ohne peinliche Auftritte

von einer oder der andern Seite auseinander zu bringen suchen? O, diese drückenden Besorgnisse, diese Zweifel stören oft meinen Schlummer, und beschäftigen meine ganze Seele!

Um mir noch mehr Verdruß zu machen, habe ich seit einiger Zeit bemerkt, daß eine Frau, für deren Geist und Herz ich bisher die reinste Achtung hatte, eine Frau, deren liebenswürdiges Betragen in der Welt, deren häusliche Tugenden ich Thörinn mir oft zum Muster dargestellt hatte, mit einem Worte, Frau von Valsin, sich einer Schwachheit schuldig macht, die ich nach meinen Begriffen keinem Weibe, am wenigsten aber einer Frau von Kenntnissen und gebildetem Geiste verzeihen kann. Daß sie ihren Mann, der um dreyßig Jahre älter ist als sie, der sie an den Vergnügungen der Jugend und der großen Welt nur sehr ungern Antheil nehmen läßt, der durch seine böse Laune ihr häusliches Leben verbittert, nicht lieben kann, das begreife ich wohl, und schätzte bey der Kenntniß ihrer Lage bisher recht innig die gute Art, mit der sie öffentlich und in ihrem Hause den mürrischen Alten zu behandeln pflegte. Aber daß sie sich für die traurigen Stunden, die er ihr macht, durch ein Verhältniß mit einem junge Manne, dem Grafen Van der Werth, zu entschädigen

sucht, daß sie die Gefühle, für die nun freylich ihr Mann keinen Sinn hat, einem Fremden weiht, daß sie den Schwur verletzt, den sie feyerlich am Altare ablegte, das kann ich ihr nicht verzeihen, denn ich halte es für pflichtwidrig; und die Welt mag noch so gleichgültig darüber hinsehen, ich finde jedes solche oder ähnliche Verhältniß höchst selten zu entschuldigen, aber in keinem Falle zu rechtfertigen. Zwar bin ich, so wie die Valsin bisher mir erschienen ist, beynahe überzeugt, daß ihre Neigung zu Van der Werth immer in den Schranken des Anstandes und der Tugend bleiben wird, daß sie nicht fähig ist, einen Fehltritt zu thun, oder was noch niedriger wäre, Geschenke von ihrem Geliebten anzunehmen. Die Welt aber, die nur nach dem Scheine richtet, urtheilet nicht so schonend; und obwohl sie in ihrer Gleichgültigkeit gegen solche Verbindungen sie nicht mit dem Widerwillen betrachtet, mit dem ich oder du sie ansehen, so macht doch selbst diese Gleichgültigkeit, daß sie sich nicht die Mühe gibt, feine Unterscheidungen zu machen, und Bedürfnisse des Herzens von niedriger Wollust oder verächtlicher Speculation zu unterscheiden.

C'est une femme, qui a une intrigue, heißt es, und so wird die gute edle Valsin ohne Rücksicht auf ihre Lage, ohne Schonung für die

feineren Bedürfniſſe eines gebildeten Geiſtes und Herzens mit dem Troße der ſogenannten galanten Weiber vermengt. Bey dieſen Verhältniſſen iſt es mir doppelt unangenehm, daß Frau von Valſin mich mit ſo vieler Güte und Auszeichnung behandelt. Ich muß jede Woche einen oder zwey Abende bey ihr zubringen, oft bey ihr ſpeiſen, ſie in's Theater, auf Spatziergänge begleiten u. ſ. w. Es iſt wahr, ich fühle mich nirgends ſo unterhalten, wie bey ihr, Geiſt und Geſchmack finden da ihre volle Rechnung, und ihr Umgang iſt eben ſo liebenswürdig als unterrichtend; aber es iſt mir unbehaglich, jenes Verhältniß mit Van der Werth bemerken zu müſſen, das ich nun einmahl nicht billigen kann, und doch nicht tadeln darf, es iſt mir peinlich, mit ihr öffentlich zu erſcheinen, wenn Van der Werth dabey iſt, und das iſt ſehr oft. Wenn es mir nur gelänge, einmahl recht herzlich mit dieſer ſonſt ſo liebenswürdigen Frau zu ſprechen! Glaubſt du nicht, Schweſter, daß eine Erklärung von meiner Seite über die Art, wie dieſe Verhältniſſe mir erſcheinen, und vielleicht eine recht feyerliche, ſchweſterliche, treue Aufforderung, ganz ihren Pflichten zu leben, in ihrer ſtrengſten Erfüllung allein ihr Glück zu ſuchen, und nicht allein tugendhaft zu ſeyn, ſondern es auch zu ſcheinen, Eindruck auf ihr ge-

wiß unverdorbenes Herz machen, und vielleicht gesegnete Folgen haben würde? Ach, ich habe mich oft schon im Stillen an diesen Gedanken geweidet, ich habe auch schon ein paar Mahl, wenn ich mit ihr allein war, leise auf den Anfang eines solchen Gespräches hin gespielt; aber es ist, als ahndete sie, wo ich hinaus will, sie weiß jederzeit meinen Plan zu vereiteln, und ihr gewandter Geist entschlüpft mir, so bald ich sie irgend wo fest halten will. Ich spräche sehr gern mit Blum darüber; aber ich wage es nicht, mein Verhältniß zu dieser Frau zu berühren, und von ihrer Verbindung zu sprechen. Er denkt noch viel strenger als ich, ja strenger, als Vernunft und Tugend fordern. Seine Ideen von der Verderbtheit der Welt grenzen an Pedanterey; er würde sich ereifern, sie in Eine Classe mit den verworfenen Weibern setzen, er würde meinen Umgang mit ihr verdammen, meine Plane für abenteuerlich halten, und mich vielleicht bey unserer Liebe beschwören, nicht mehr mit ihr umzugehen. Dann müßte ich ihm entweder gerade zu Trotz biethen, und dadurch — ach Therese! meine Seele schaudert vor dem Gedanken — dadurch seiner Liebe entsagen, oder ich müßte seine Bitte erfüllen. Das will ich auch nicht; ich will mir den Genuß, den sie und ihre Gesellschaften

mir gewähren, die wahre Schwelgerey für meinen Geist und Geschmack nicht durch ängstliche Furcht rauben lassen, und überhaupt Blum nicht gewöhnen, solche Opfer, die meine Vernunft nicht gut heißt, von mir zu fordern und zu erhalten. Vielleicht zeigt sich einst unverhofft ein Mittel, alle diese feindlichen Kräfte zu vereinigen, und den Knoten meines Schicksals, der sich immer fester zusammen zu ziehen scheint, freundlich zu lösen. Diese Hoffnung soll mich halten, Therese, und mir Muth und Heiterkeit geben, die drückenden Bande vielfach verschlungener Verhältnisse leicht und gelassen zu ertragen.

Sechzehnter Brief.

Baron Wallner an den Grafen Feldern.

* * * den 15. Nov. 1797.

„Ein Brief von Wallner! welches Wunder!" höre ich dich rufen, indem der Kammerdiener dir das Paket, das der Bothe gebracht hat, überreicht, und dir, unter dem Haufen so vieler andern Geschäfts- und Liebesbriefe, die Schrift oder vielmehr das Gekritzel deines alten Freundes in die Hand fällt; „und so dick, so ausführlich!" fährst du fort, und kannst die seltene Erscheinung nicht begreifen. Nun jetzt lebt Wallner nicht mehr lange! Er wohl nicht, mein Freund, aber seine Freyheit, dieß beste Geschenk des Himmels, das er nun durch lange sechs und dreyßig Jahre so getreu und heilig verwahrt hat, ist im Begriff zu sterben. „Was Teufel!" fährst du auf, „sind deine Schulden so viel geworden, daß du in engere Gewahrsam wandern mußt? haben sich die lange hingehaltenen Handwerks- und

Kaufleute nicht mehr länger bedeuten laſſen? und ſind dein Schneider, dein Tapezier, dein Galanteriehändler endlich grob und bürgerlich genug geworden, um dem gnädigen Herrn Baron nichts mehr zu borgen, und ihr Geld mit Gewalt zu fordern? Armer Wallner! wahrhaftig, du dauerſt mich; und wäre ich nur nicht die Zeit her im Spiele ſo ſchrecklich unglücklich geweſen, ſo könnteſt du auf die Börſe deines ewig getreuen Freundes zählen." Nicht doch, Lieber! gar ſo übel geht es mir noch nicht. Ein alter Onkel meines Vaters hat mir vor einigen Monathen den Gefallen gethan, zu ſterben, und mir als dem einzigen hoffnungsvollen Stammhalter unſers erlauchten Hauſes einige Tauſend Gulden zu hinterlaſſen. Das hat nun gerade hingereicht, um die drohendſten Lücken, die das Schiff meines Credits mit einem unvermeidlichen Untergange bedroht hatten, zu ſtopfen; und jetzt geht es wieder eine Weile flott. Aber ich meine ganz etwas anders, etwas, das mich auf lange Zeit, vielleicht auf immer von den wahrhaft verdrießlichen Schulden befreyen, und mir eine ganz hübſche Exiſtenz zuſichern ſoll. Ich will und werde heirathen. Du erſtarreſt — ich ſehe dich mit offenem Munde zurückweichen, du kannſt deinen Augen nicht trauen, und ſiehſt nochmahls

in den Brief, ob du wohl auch recht gelesen hast. Ja, ja, sieh nur nach, es steht deutlich da, so deutlich, als ich schreiben kann, was zwar nicht viel sagen will. Ich Joseph, Karl, des heil. Röm. Reichs Freyherr von Wallner auf und zu ꝛc. ꝛc. bin nach reifer Überlegung entschlossen, nächstens in den Stand der heiligen Ehe zu treten. „Und dieß sagst du so munter, so fröhlich?" erwiederst du, und ein Schauer überläuft dich, wenn du nur an die Möglichkeit, ein Ehemann zu werden, denkest. Nun ich versichere dich, das Ding ist, wenn man's beym Lichte besieht, weder so gefährlich, noch so schrecklich, als du denkest. Ich habe mich aber auch nicht von dem blinden Gotte so unversehens, wie beym blinden Kuhspiel, fangen, und mit der nächsten Besten zusammenknüpfen lassen. Nein, mein Freund, mein Kopf ging bey allem, was ich that, mit kühler Überlegung dem Herzen voran, und nur, nachdem jener alles auf's beste überlegt und berechnet hatte, bekam dieses Erlaubniß, auch so viel als nöthig an dem Handel Theil zu nehmen. Wohlgemerkt! so viel als nöthig, damit es mir ja nicht das schön angelegte Spiel verderben könne. Also, lieber Feldern, ich bin so zu sagen, verliebt, und werde heirathen. „Auch so zu sagen?" fällst du mit höhnischem Lachen ein. Nein,

mein Freund, im vollen Ernste, mit allen rechtsgebräuchlichen und kirchlichen Ceremonien, damit der Knoten, der mich an eines der hübschesten und reichesten Mädchen, oder vielmehr sie an mich bindet, ja niemahls wieder, als nur durch den bittern Tod, aufgelöset werden könne. Und nun höre alles mit Aufmerksamkeit und Geduld an, was ich dir zu sagen habe.

Im Schöndorffschen Hause, wo du auch einst in deinen bessern Zeiten manches schöne Stümmchen am Spieltische fliegen ließest, lebt seit dem vergangenen Frühlinge Fräulein Brandner, ein hübsches, reiches Mädchen, das Mündel von der Schöndorf Bruder, das in der größten Stille und Ehrbarkeit von einer lange verwitweten Mutter erzogen, nun von dem einsichtsvollen Vormund zu seiner Schwester in die Kost gegeben wurde, um sie mit der Welt bekannt zu machen. Ein feiner schlanker Wuchs, ein Paar dunkelblaue, schmachtende Augen, ein klarer Teint, obwohl nicht viel Farbe, seidene Haare von dem schönsten Hellbraun, ziemlich viel natürlicher Verstand, einige Geisteskultur und artige Talente, und so unaussprechlich viel Gutmüthigkeit und Leichtsinn, daß der Verstand selten zum Worte kommen kann, aber, was die wichtigste, schönste und schätzenswertheste Eigen-

schaft ist, hundert tausend Gulden freyes, eigenes Vermögen. — Du siehst, die ganze Person ist wie vom Himmel für mich geschaffen; und wenn ich noch achtzehn oder zwanzig Jahre alt wäre, so würde ich das fest glauben. Ihre Reitze werden mich beglücken, ihre Talente werden mir Ehre machen, ihr Leichtsinn wird sie vor dem Mißbrauche ihres Verstandes gegen mich, ihren künftigen Herrn, bewahren, und ihre Gutmüthigkeit sichert mir den freyen Gebrauch ihres Vermögens. Ich denke, diese Speculation wird deinen ganzen Beyfall, wo nicht gar deinen Neid erregen; aber sie kostet mich auch Mühe. Ich habe nicht allein ihr Herz zu erobern, ich habe auch einen gefährlichen Nebenbuhler daraus zu verdrängen, eine alte, noch aus den Kinderjahren her datirende Liebe, an der sie mit dem Eigensinne und der Anhänglichkeit schwacher Gemüther hängt. Es ist ein junger hübscher Bursche, der Großhändler und ziemlich reich dabey ist. Das Männchen hat durch Zeit und Gewohnheit einen gewaltigen Einfluß auf das Herz und den Verstand seiner Geliebten erhalten; aber, wie es denn gemeiniglich den Machthabern ergeht, er bedient sich seiner Übermacht mit so viel übler Laune, Bitterkeit und Tadelsucht, denkt so pedantisch und altfränkisch, und möchte

das arme Mädchen, das mit unaussprechlichem Vergnügen an allen ihr ganz neuen Ergötzlichkeiten der großen Welt hängt, so wider allen Dank heraus reissen, und sie mit sich in eine poetisch langweilige Einsamkeit begraben, daß der Thor mir selbst die Waffen gegen ihn in die Hand liefert, und mein Spiel halb gewonnen macht. Du solltest mich aber auch sehen, mit welchem herzrührenden Anstande ich den unglücklichen, hoffnungslosen und dabey äußerst bescheidenen Seladon spiele! du würdest herzlich lachen; und auch mir entwischt oft ein unwillkürliches Lächeln, wenn ich meine Jammergestalt in einem Spiegel so von ungefähr erblicke, wie ich da sitze, seufze, in Schwermuth versunken bin, auf einmahl, durch einen ihrer gütigen Blicke wie in's Himmelreich verzückt, aus meinen Träumereyen emporfahre, ausgelassen lustig bin, und so bald mein strenger Nebenbuhler eintritt, wieder in meine Trostlosigkeit versinke. Das Beste ist, daß die verliebten Scenen mich nicht so viel Mühe kosten, als du denken magst; denn das Mädchen ist wirklich recht hübsch, und ich bin so stark verliebt in sie, als es ein vernünftiger Mann in meiner Lage seyn kann.

Ein Zug ihres Charakters indessen machte mir anfangs einige Sorge. Trotz ihres jetzigen

Hanges zu Zerstreuungen und Lustbarkeiten, (der denn im Schöndorfschen Hause recht reichlich genähret wird) Trotz aller Huldigungen, die alles um sie täglich ihrer Eitelkeit und ihrem Leichtsinne bringet, liegt doch tief im Grunde ihres Herzens eine Anlage zur Zärtlichkeit, Empfindlichkeit, Schwärmerey, Religiosität und wie die Litaney weiter heißt, die mir manche fatale Stunde machen könnte, und jetzt schon ihre Trennung von Blum, so heißt ihr Geliebter, sehr erschwert. Doch auch da wußte mein erfinderischer Geist Mittel. Du weißt, wie ich, Trotz ihrer Verbindung mit Van der Werth, noch von alten Zeiten her mit der Valsin stehe. Das Verhältniß, das zwischen uns, als sie noch Mädchen war, und auch späterhin als Weib des geitzigen Alten herrschte, macht, daß sie mich gern verbindet. Ich bin bescheiden, darauf kann sie zählen, und werde ihr kein übles Spiel machen; aber ich fordere den kleinen Freundschaftsdienst von ihr, daß sie mir meine Künftige ein wenig für die Welt bilde, und von den albernen Vorurtheilen ihrer einsamen Erziehung befreyen helfe. Das geht nun vortrefflich. Die Valsin ist wie gemacht dazu. Ihre Verhältnisse mit dem Schöndorfschen Hause machen, daß man sie dort mit aller Achtung behandelt, ihr

Verstand, ihre Talente, ihr einnehmendes Betragen ziehen das Mädchen an sie; überdieß hält die gute Närrinn die Valsin für ein Opfer des Eigennutzes, und ihr Verhältniß zu Van der Werth für eine Platonische Neigung, für ein Bedürfniß des Herzens, bedauert und entschuldiget das arme Weib, überläßt sich ohne viel Bedenklichkeit dem Zuge, der sie zu ihr führt, und geht recht willig in die Schlinge. Freylich müssen wir behutsam vorgehen; ein zu rascher Schritt, ein zu schnelles Vortreten würde alles verderben, und das verscheuchte Täubchen gerade zu ihrem Galan in die Arme jagen. Aber da laß mich dafür sorgen. Es geht alles vortrefflich, und die Bekanntschaft mit der Valsin wird nach und nach zu andern, z. B. mit der Herborn führen, meine schöne Novize in die Geheimnisse der großen Welt und des wahren Lebensgenusses einweihen, zugleich ihren altfränkischen Liebhaber erbittern, Zank und Streit veranlassen, und so die letzten Fäden abreissen, die Leonorens Herz an ihn binden. Dann ist sie gewiß mein, und ich werde eilen, bald nach diesem Zeitpuncte zur Schürzung des ewigen Knotens zu gelangen, der sie und ihre hundert tausend Gulden in meinen Besitz geben soll. Dann werde ich erst wieder zu existiren anfan-

gen; denn was macht ein ehrlicher Kerl für eine Figur auf der Welt, wenn er nicht jährlich sechs bis sieben tausend Gulden auszugeben hat? Adieu, Schatz! nächstens mehr. Meine Finger sind lahm vom ewigen Schreiben.

Siebzehnter Brief.

Juliane von Schöndorf an Madame Hortense Desencay.

*** den 30. Nov. 1797.

Die Indier bethen die Gottheit unter drey verschiedenen Gestalten, des Schöpfers, Erhalters und Zerstörers, an. Es sind dreyerley Äußerungen der Allmacht, jede groß, erhaben, jede der Gottheit würdig, und es ist albern, zu denken, daß eine von ihnen den Vorzug vor den andern beyden verdiene. Was geschaffen ist, muß untergehen, und aus der Zerstörung müssen neue Gestalten entstehen; das ist der Kreislauf der Dinge. Ein ermüdender trostloser Gedanke, wenn man ihn als ein Werk des blinden Zufalls denkt; aber wenn man mitten im Gewühle werdender und vergehender Naturen, im wilden Kampfe gährender Urstoffe ein mit Vernunft waltendes und wollendes Wesen erblickt, dann bekommt selbst dieß wilde Bild

Reitz für den menschlichen Geist. Und so ein Schiven unter seines gleichen zu seyn, wenn das Schicksal uns mit kaltem Neide die Seligkeit eines Brama oder Vischnou versagt hat, hat hohen Werth für ein Wesen, das in sich unendlichen Trieb zur Thätigkeit, und um sich nichts als Schranken sieht. Wenn mir nichts zu schaffen, zu erhalten erlaubt ist, so will ich zerstören, und in dieser Äußerung meiner Kraft das selige Bewußtseyn der Thätigkeit fühlen und genießen.

Leonore eilt mit raschen Schritten und blindem Muthe ihrem Untergange entgegen. Wallner und die große Welt gewinnen täglich mehr in ihrer Gunst. Durch tausend Kunstgriffe und eine Geschicklichkeit, die ich mit Vergnügen bewundern muß, weiß er sie von seiner uneigennützigen Leidenschaft zu überzeugen. Die Thörinn! Aber das ist gerade ein Mensch, wie sie ihn verdient, wie ihn ihr der Himmel zur Strafe ihres Leichtsinns in den Weg schicken mußte. Er hintergeht sie, er wird sie, wenn sie einfältig genug ist, ihm ihre Hand zu geben, um ihr Geld bringen, sie dann verlassen, sein Glück bey Andern versuchen, und sie wird vor Gram und Reue vergehen. Blum sieht das, er fühlt, was in ihrem Herzen vorgeht, und verzweifelt.

Ich sehe seine Qual, aber ich bedaure ihn nicht; denn auch er ist schwach, eine unmännliche Seele, der es an Kraft fehlt, die Fesseln zu zerreissen, die sie doch verabscheuet. Wie kindisch er sich benimmt! Wie er den einzigen Weg verfehlt, der ihn retten könnte! Ein rascher Schritt würde alles in's Geleise bringen, die ängstliche Leonore aus dem Taumel aufschrecken, ihr die Augen öffnen, und die Furcht, den noch immer theuern Jugendgeliebten zu verlieren, würde sie zu allem bewegen, was er nur immer wünschen und hoffen könnte. Aber das erlaubt ihm sein Zartgefühl, seine schwärmerische Überspanntheit nicht, und so quält und grämt er sich an der Seite des abgeschmackten Geschöpfes, ohne Muth, ohne Kraft, diese peinliche Lage zu ändern.

Aber sie soll ihn doch nicht bekommen! das habe ich geschworen, und werde alles aufbiethen, meinen Schwur zu halten. Ohne dieß arbeiten die beyden kläglichen Geschöpfe mir sehr in die Hand, und es ist nicht schwer, Seelen, die sich einmahl mißzuverstehen angefangen haben, vollends zu trennen; nur muß jede auffallende Scene, jede Überraschung, die eine erschöpfende Erklärung oder einen schnellen Entschluß hervorbringen könnte, verhindert werden.

Sie müssen sich minder oft, und nur in ungünstigen, Verdacht erregenden Lagen sehen. Besinnen Sie sich noch auf seine Cousine Lessert? Ein schönes Mädchen, das einst Ansprüche auf ihn machte, und durch Leonoren verdrängt ward. Sie wäre vielleicht als Maschine zu brauchen; nur muß sie ihre Rolle mit Gelassenheit spielen, und nicht wissen, daß sie nur Maschine ist.

Es steht viel auf dem Spiele — und die Zeit wird entscheiden. Vielleicht hören Sie bald, daß ich mich verheirathe. Schließen Sie daraus nicht, daß ich liebe. Noch nie war meine Brust von feindseligern Empfindungen erfüllt, und ich möchte wohl schwören, daß die Liebe nie mehr darin wohnen wird. Aber dennoch könnte es seyn, daß ich heirathe. Es gaukeln der Thoren genug um mich. Ich weiß, daß sie nicht mich, sondern mein Geld, das Ansehen meines Vaters u. s. w. lieben. Daran liegt nichts; ich liebe sie auch nicht, und wir betriegen uns also nicht. Der passendste aus allen für meine Absichten ist der Graf von Kelm, aus einer alten Familie, Geheimerrath, Präsident. Er sucht mich, weil sein verschwendetes Vermögen ihm die Mittel raubt, seinen Stand mit Glanz zu behaupten; wenn ich ihm meine Hand gebe, er-

hält er Geld und Credit, und ich Rang, Ansehen, Titel. Die Partie ist gleich, die Jahre nicht; doch was liegt daran! Ich werde glänzen und blenden, weil mir das Schicksal bessere Freuden verweigert hat. Leben Sie wohl!

Achtzehnter Brief.

Ferdinand Blum an Ludwig Seltig.

*** den 8. December 1797.

Ludwig! mein Unglück wird immer gewisser, mein Untergang unvermeidlicher; und ich muß dabey stehen und unthätig zusehen, wie die Flamme, der ich nicht wehren kann, das ganze stolze Gebäude meines Erdenglücks verzehrt. Leonorens Herz ist nicht mehr ganz mein; es ist sichtlich, welche Fortschritte dieser unselige Wallner in ihrer Gunst macht, wie er mit jedem Tage mehr Raum in ihrer Seele gewinnt, und ihre Liebe zu mir durch feindselige Vergleichungen und tausend kleine Zufälle täglich abnimmt. Wir haben oft, wenn wir uns allein sehen, was freylich bey Leonorens zerstreutem, übergeselligen Leben viel seltener geschieht, als mein Herz wünschte, Erklärungen und manches Mahl Auftritte, die unsere Herzen gewaltsam zerreissen, ohne uns zum Ziele zu führen. Sie liebt mich noch, das

fühle ich; sie wäre im Stande, mir auf der Stelle ihre Hand zu geben, und durch einen raschen Entschluß die drückenden Bande verworrener Verhältnisse, die sie langsam zu lösen nicht Muth und Festigkeit genug hat, zu zerbrechen. Sie hat mir das gesagt, und mit Thränen und einer Wahrheit des Gefühls betheuert, daß, daran zu zweifeln, Hochverrath an dieser schönen Seele gewesen wäre. Ich bin überzeugt, daß es ihr ernster Wille war, mein zu werden, wenn ich diesen Augenblick des überwaltenden gespannten Gefühls unedel hätte mißbrauchen wollen. Aber mein zu werden nach reifer Überlegung, die Verbindungen, die sie halten, nach und nach aufzugeben, das Schönborfsche Haus zu verlassen, zu ihrer Schwester zu ziehen, und von dort in meine Arme überzugehen, davor, vor diesem riesenhaften Plane, wie sie ihn nannte, zitterte sie, und keine Überredung war im Stande, sie dahin zu bringen. Ach! und was war es anders, als Wallners Bild, das sie schreckte, der Gedanke an seine Leiden, an seine Trauer, wenn sie ihn zuerst kälter behandeln, dann ganz verlassen, und endlich nicht durch Überraschung, sondern aus freyer Wahl und mit stiller Überzeugung eines Andern werden sollte? Neben her mochten auch das Stadtgeschwätz, ihr nur zu großes

Wohlgefallen an dem geräuschvollen Leben, das sie führt, und einige Bekanntschaften, die ihr interessant sind u. s. w., ihr Gewicht in die verneinende Schale legen. Wie dem immer seyn mag, sie war nicht zu bewegen, jenen langsamen Weg einzuschlagen, und von ihrem raschen Anerbiethen kann und werde ich nie Gebrauch machen. Soll ich sie übertäuben? soll ich eine Aufwallung benutzen, um unauflösliche Bande zu knüpfen, damit, wenn sie dann aus dem Taumel erwacht, und sieht, was sie im Enthusiasmus einer edelmüthigen Aufopferung gethan hat, sie dann den Augenblick der Überraschung verwünsche, berechne, was sie verloren, was sie unwiederbringlich aufgegeben, und was sie dafür erhalten hat, sich an meiner Seite unglücklich fühle, an meiner Seite, der sein Glück nur in dem ihrigen findet?

Nein, Ludwig, das konnte ich nicht, und ich bin gewiß, du wirst mich verstehen, und meine Weigerung billigen. Aber daß mich diese Erkenntniß meines unvermeidlichen Unglücks elend macht, daß meine Lebenslust, meine Heiterkeit, ja selbst oft meine Standhaftigkeit unter der drückenden Bürde meines Schicksals erliegt, das wirst du auch begreifen, mir verzeihen, und mich bedauern. So soll ich sie denn aufgeben, die schö-

nen Träume und Hoffnungen einer glücklichen Jugend? So soll ich das Mädchen, das ich von dem Augenblicke an, wo das Gefühl der Liebe in meiner kindischen Brust aufwachte, allein und unaussprechlich geliebt habe, die für mich, mit mir, von mir gebildet ward, in deren Armen ich mein Leben zuzubringen dachte, außer der ich nie ein Weib geliebt, kaum eines näher gekannt habe, nun allmählich und unaufhaltsam sich von meinem Herzen lösen sehen, Zeuge seyn, wie ein Band nach dem andern zwischen uns bricht, wie jede Stunde sich neue für einen Andern in diesem Herzen, das einst nur für mich empfand, anknüpfen, und so das zerreissende Gefühl meines unvermeidlichen Verlustes mit jeder Stunde, mit jedem Augenblicke neu und schmerzend empfinden? O mein Ludwig! dazu gehört mehr Stärke, als ich besitze. Oft mache ich mir täuschende Hoffnungen, wie sich alles noch ändern, noch gut werden könnte, und in der nächsten Minute muß ich lächeln über das schwache Herz, das sich an solchen Spinnengeweben zu halten denkt. Dann blicke ich zurück in die entflohenen Tage, auf die Zeit, wo sie noch bey ihrer Mutter, unbekannt mit der schimmernden Welt und ihren Lockungen, still und verborgen, nur für mich und unser künftiges Glück lebte; dann mahle ich mir

mit einer Art von grausamer Freude die lieblichen Bilder aus, wie alles so gut hätte gehen können, wenn sie nicht in das verhaßte Haus gekommen, wenn ihre Mutter nicht gestorben, wenn Wichmann durch seine niedrigen Intriguen es nicht dahin gebracht hätte, zu ihrem Vormund ernannt zu werden, wenn keine Valsin, kein Wallner — o! und alle diese unglückseligen Wenn bringen mich zur Verzweiflung! Die Zukunft liegt öde, finster, wie ein Gefilde voll Nacht und Schrecken vor mir. Ich bin allein, ich bin ein Fremdling in dieser Welt, mit der ich nur durch Leonoren zusammenhänge! Und wenn dieß Band zerrissen seyn wird — Ludwig! es ist mir öfters, als müßte ich dann wahnsinnig werden, und als sollte ich es wünschen, um mein nahmenloses Elend weniger zu fühlen. Leb' wohl!

Neunzehnter Brief.

Leonore von Brandner an Thereſe Friedberg.

*** den 20. December 1797.

Womit habe ich es verſchuldet, liebe Schweſter, daß ich für ſo viele, ſonſt gute Menſchen ein Gegenſtand des Unwillens, und eine Quelle von Verdruß geworden bin, und daß wieder eben dieſe Menſchen ſich vereinigen, mich ihrerſeits eben ſo ſehr zu quälen? Ach! Gott iſt mein Zeuge! er, der in mancher kummervollen Stunde auch der Zeuge meiner Thränen iſt, wie ich alle meine Kräfte aufbiethen möchte, um rings um mich her nichts als Liebe und Glück zu verbreiten! Und doch wird dieß warme Verlangen, dieſer aufrichtige, thätige Wille verkannt, ja ſogar verfolgt. Blum hält mich für leichtſinnig, vielleicht für treulos, gewiß aber für verloren in dem Strudel der Welt. Er glaubt keiner meiner Verſicherungen, hört keine Rechtfertigung an, und ſieht in mir nur die Quelle ſeines Unglücks.

Wallner liebt mich, das ist leider nicht mehr zweifelhaft; er trauert sichtlich, seine Heiterkeit ist dahin, er betrachtet mich mit scheuen, wehmüthigen Blicken, und scheint mich mit jedem einer hoffnungslosen Leidenschaft anzuklagen, die ich Unglückliche ihm wider Willen eingeflößt habe, und die seine Ruhe untergräbt. Und nun kommst auch du noch, und machst mir so schmerzliche Vorwürfe, traust mir so viel Übles zu, und kränkest durch deinen ungerechten Verdacht ein Herz, dem selbst sein Kummer ein Recht auf mehrere Schonung geben sollte! Du hältst Wallnern für listig, für verstellt, seine Treue für geheuchelt, seine Liebe für eine künstliche Rolle. Meine Schwester! es ist sehr schwer, in einem Briefe über so etwas abzusprechen, weil es eben so schwer ist, in einem Briefe die tausend kleinen Bemerkungen mitzutheilen, aus denen nach und nach ein solches Resultat entsteht, und weil es ganz unmöglich ist, den Ton der Stimme, den Ausdruck der Züge und Blicke, auf welche eigentlich alles ankommt, zu beschreiben. Glaube mir, Therese, ich erkenne deine schwesterliche Liebe, welche dir jene Besorgnisse und Vorwürfe eingab, mit warmem Danke; aber traue du mir auch so viel richtiges Gefühl und so viel Anspruchlosigkeit zu, daß ich mich nicht so leicht

täuschen, und eine geheuchelte Liebe für das erkennen würde, was sie ist. Nein, Thereſe, wenn Wallner mich täuschen kann, dann ist selbst die Wahrheit zweifelhaft, dann kann ich keinem andern Menschen, dann kann ich mir selbst nicht mehr trauen. Meine Überzeugung ist um so viel gewisser, da ich sie ganz wider meinen Willen bekommen habe. Man glaubt nur leicht, was man wünscht; wenn man etwas für wahr zu halten gezwungen wird, was man sich selbst gern abstreiten möchte, dann ist es wohl nicht mehr möglich, sich getäuscht zu haben.

Welche marternde Auftritte jetzt zwischen mir und Ferdinand vorfallen, kannst du dir nicht denken. Ferdinand sieht alles, was vorgeht, und fürchtet noch mehr, als wirklich ist. — Auch er ist niedergeschlagen, finster, und seine Eifersucht ist durch keine Bitten, keine Versicherungen, keine Schwüre zu beruhigen. Ich sehe ihn leiden, mein Herz blutet, ich möchte gern alles anwenden, was in meiner Macht stehet, ihm seine Ruhe wieder zu geben; aber er fordert Unmöglichkeiten von mir, und nur in diesen will und glaubt er sein verlornes Glück wieder zu finden. Ich soll allen Umgang mit der Valsin und Wallner, den er, wie du, im höchsten Grade mißkennt, abbrechen, ich soll das Schöndorfsche Haus verlassen; er will

es durch Beweise gegen Wichmann, die ihm zu erlangen nicht schwer seyn sollen, dahin zu bringen suchen, daß mir ein anderer Vormund gesetzet werde. Dann soll ich zu dir auf's Land, und aus jenem stillen Aufenthalte soll ich, sobald es seine Umstände erlauben, in seine Arme übergehen.

Welcher riesenhafte Plan! welche überspannten Forderungen! Und doch bestehet er mit der größten Festigkeit darauf. Nur so, behauptet er, könnten wir noch gerettet werden; und wenn ich ihn wirklich liebe, wenn seine Ruhe, das Glück seines Lebens noch Werth für mich habe, so soll ich mich über das thörichte Stadtgeschwätz das ich doch allein zu fürchten hätte, hinaus setzen, und Muth genug haben, glücklich und gut zu bleiben.

Du siehst selbst, Therese, es ist nicht möglich, in jene Forderungen einzuwilligen. Wie kann ich als Mädchen, als Waise solche kühne Schritte thun, selbst handelnd auftreten, und die Führung meines Schicksals zu übernehmen wagen. Und wenn der gewagte Plan mißlänge, wenn Ferdinand mit seinen Klagen gegen Wichmann nicht auslangte, wenn er mein Vormund, und ich in diesem Hause bleiben müßte: was würde dann mein Schicksal seyn? welche

Begegnung würde ich zu erwarten haben? Das alles habe ich Ferdinanden warm und wahr, aber leider ganz fruchtlos vorgestellt; ach! und in jeder Vorstellung sah sein gekränktes Gefühl nichts als Ausflüchte meines Nichtwollens, nichts als Beweise meiner innigen stärkeren Anhänglichkeit an die große Welt, und, o Schwester! — das schmerzte mich am meisten — an Ferdinanden. Seit gestern, wo wir wieder eine solche äußerst heftige Scene hatten, ist er nun beynahe überzeugt, daß ich Wallnern liebe, und ihn vergessen habe. Ihn vergessen! Nein Therese, das kann ich vor Gott mir bezeugen; das ist nicht möglich, das kann nicht seyn. Diese Liebe ist zu innig mit allen Fasern meines Wesens verwebt, sein Bild zu tief, zu lange in mein Herz gegraben; ich kann, ich werde ihn nie, nie vergessen, das fühle ich. Ich habe es ihm auch mit Thränen gesagt. Er wurde gerührt, er umschlang mich, heftete sein dunkles nasses Auge mit einem unaussprechlichen Blicke auf mich, und sagte mit seiner schönen Stimme: „Gute, weiche Seele! ich weiß, du willst mich nicht täuschen; aber du täuschest dich selbst, und ahndest es nicht, und hältst für Liebe, für Leidenschaft, was nur Macht der Gewohnheit und jugendliches Wohlwollen ist!" Von diesem Gedanken war er nicht mehr abzubringen.

Umsonst bath und beschwor ich ihn mit tausend Thränen, umsonst drang ich endlich darauf, ihm meine Hand auf der Stelle zu geben. Auch das nahm er nicht an, und seine Gründe waren so edel, so zartgefühlt, daß ich mich nur selbst bedauern mußte, aber nicht mehr in ihn zu dringen wagte. Er wollte meinen Entschluß nicht stürmend erlangen, er wollte keiner augenblicklichen Rührung, keinem letzten Auflodern einer halbverlöschten Flamme danken, was nur ruhigere Überzeugung und tiefes Gefühl ihm geben sollte. O Therese! Warum muß ich diesem edlen vortrefflichen Mann so viel Kummer machen? Warum führte das Schicksal mich diesem Wallner in den Weg, und erweckte in seinem Herzen eine Liebe, die ich nicht billigen, nicht anhören, und doch nicht verdammen darf? Ich liebe Ferdinanden, gewiß ich liebe ihn; aber ich kann nicht umhin, auch Wallnern dankbar zu seyn, ihn zu schätzen, zu bedauern, und diese Gesinnungen schreiben mir ein Betragen gegen ihn vor, das leider in Ferdinands, und, wie mir scheint, auch in mehrerer Leute Augen den Verdacht einer Erwiederung seiner Gefühle erregt. Therese! Ich bin recht bekümmert, mein Herz ist von so viel streitenden Empfindungen zerrissen, ich kann unmöglich Ruhe finden, bis nicht jener Kampf auf-

hört, und ich sehe doch kein Mittel, ihn zu endigen. So geht der Zirkel meiner Leiden immer in sich zurück, unaufhörlich quälend, und unaufhörlich rettungslos. Bethe für mich, Therese! Ach, wenn nicht Hülfe vom Himmel, jähe, unerwartete, entscheidende Hülfe kommt, so weiß ich mich nicht aus diesem Labyrinthe zu retten.

Leonore.

Zwanzigster Brief.

Dieselbe an dieselbe.

*** den 28. December 1797.

Ferdinand hat mich nun seit jenem Tage nicht mehr besucht. Ist es Zufall, ist es Absicht? Was es immer sey, er handelt nicht gut an mir. Er sieht, oder glaubt zu sehen, daß ich in dem Strudel, der mich umbrauset, unter zu gehen Gefahr laufe; ich strecke meine Hände nach ihm aus, und er verläßt mich, kümmert sich nicht um mich, verstößt mich vielleicht aus seinem Herzen, indeß ich heiße Thränen darüber weine, daß ich ihm so viel Kummer mache. Er hat meine Hand ausgeschlagen; anders kann ich nun seine Weigerung einmahl nicht nennen. Und warum hat er das gethan? Es ist wahr, seine Umstände fordern jetzt Einschränkung; aber lieben wir uns nicht? Hätte dieses beseligende Gefühl nicht hundertfältigen Ersatz für die kleinen Entbehrungen gebothen, die ja nur unsere Eitelkeit, unsere ver-

wöhnte Sinnlichkeit, nicht die wahren Bedürfnisse des Lebens getroffen hätten? Und wo bringt er denn die Zeit zu, welche ihm sonst in meiner Gesellschaft verfloß? Ich weiß, er hat wenig Bekanntschaften, und gar keinen vertrauten Umgang; denn mit seiner Schwester Dorfing hat er größten Theils meinetwillen nie sehr harmonirt. Wir mochten uns schon als kleine Mädchen nie leiden. Du weißt, daß ihre Neugierde, ihre Klatschhaftigkeit, ihre Gemeinheit, wenn ich so sagen darf, sie uns allen widrig machte. Gegen mich hatte sie aber immer eine besondere Abneigung, und nahm es Ferdinanden sehr übel, daß er eine solche empfindsame Närrinn, eine Romanenheldinn, und wie die Titel alle hießen, die sie mir gab, heirathen wollte. Ferdinand ging nicht viel mit ihr um, er wird sich in seiner jetzigen Gemüthsstimmung noch viel weniger bey ihr behaglich finden, als sonst, und also gewiß nicht öfter zu ihr gehen. Wo ist er also? Wo bringt er seine Abende zu? O Thereſe! ich habe eine Idee — Verdacht mag ich sie nicht nennen, denn das wäre unedel — aber eine Möglichkeit, eine quälende Wahrscheinlichkeit. Du kennst seine Tante Lessert, und ihre wirklich hübsche Tochter Babette, du weißt, daß diese Tante mit ihrer Schwester, Blums Mutter, schon als Ferdi-

nand und Babette noch Kinder waren, Plane für sie entworfen hatten, die nur erst später nach der Mutter Tod, als sein Vater und meine Mutter ihre alte Freundschaft erneuerten, zerstöret wurden. Das hat mir Blums Tante nie verzeihen können, und was in ihrer und ihrer schönen Tochter Macht stand, wurde treulich aufgebothen, um ein Band zu zerreissen, das sie als einen Eingriff in ihre Rechte ansahen. Und jetzt, — o Therese! ich weiß es sicher, jetzt ist Blum oft bey Lessert, bringt ganze Abende daselbst zu, begleitet das reitzende Mädchen in's Theater, und wird von ihnen allen auf den Händen getragen. Ich weiß, wie sehr ein herzliches freundschaftliches Betragen ihn bestechen kann, ich weiß, wie wohl es seinem Herzen thut, mit Wärme und Theilnahme behandelt zu werden. Die Lessert ist klug genug, um jetzt alle Ansprüche zu entfernen, und bloß als theilnehmende Freundinn, als Vertraute seines Kummers aufzutreten; und das — das ist ein unfehlbarer Weg zu seinem Wohlwollen, zu seiner innigsten Achtung. Wenn ich mir alles das vorstelle, wenn ich mir seine Weigerung, sein Ausbleiben, sein widersprechendes Betragen zusammendenke, o! meine Schwester, was für traurige Resultate könnte ich daraus ziehen! Acht Tage sind es nun, seit ich ihn

jede Minute mit ängstlicher Sehnsucht erwarte! — Ihm zu schreiben bey diesen Verhältnissen, würde ich gegen meine Würde halten. Daß er nicht krank ist, weiß ich von Wallnern, der ihn vor drey Tagen mit zwey Damen in der Loge sah. Wallner hatte sie nicht gekannt; ich wurde neugierig, er beschrieb sie, und Juliane, die dabey war, erkannte sogleich aus der Beschreibung, daß es seine Tante und Cousine waren. Sie kennt die Lessert sehr gut, und ist ihre Freundinn, wenn man das Freundschaft nennen kann, was Juliane zu fühlen im Stande ist, und was überhaupt in der großen Welt so genannt wird. Sie sagte sehr lässig: „er kommt öfters hin, ich habe ihn selbst ein paar Mahl dort angetroffen." Ach, wie tief drangen diese hingeworfenen Worte in mein schmerzhaft gespanntes Herz! Also indeß ich mit meinen Blicken die Thür bewachte, und bey jedem Eröffnen derselben mit frohem Pochen meines Herzens ihn zu sehen hoffte, während jede fehlgeschlagene Erwartung mich bitter schmerzte, saß er mit der schönen Cousine im Theater, und dachte auch mit keinem Gedanken an meinen Schmerz!

Und dann Wallner, der mit so inniger Wärme an jeder leisen Veränderung meines Gemüthes Antheil nimmt, der, so oft nur ein Wölk-

chen auf meiner Stirn schwebt, alles, was er besitzt, hingeben möchte, um es zu verscheuchen, der so froh wird, wenn er mich wieder lächeln sieht, daß ich mir um seinetwillen Mühe gebe, meinen Kummer zu verbergen, der so hoffnungslos und so treu liebt, keine Gelegenheit versäumt, wo er mich, wär's auch auf Augenblicke, sehen kann, und mit dem Winde zanken möchte, wenn er mich unsanft anweht — der — liebt unerwiedert, und verzehrt sich in stillem Gram, daß er ein Herz nicht erhalten darf, welches der, dem es allein gehört, kränkt, und vielleicht, ach Therese, vielleicht nicht mehr achtet!

Ich werde Ferdinanden keine Vorwürfe machen, das nehme ich mir fest und unverbrüchlich vor. Babettens Nahme soll nicht über meine Lippen gehen; aber ich werde mich wohl hüthen, ihm meine Hand wieder anzubiethen, und überhaupt nicht mehr so thöricht seyn, dieß kindlich zutrauende Gemüth mit allen seinen Fehlern und Schwächen, mit aller seinen glühenden Liebe und seinen marternden Besorgnissen vor seinen Blicken, denen vielleicht ein anderes Bild lebhafter vorschwebt, so unverhüllt zu zeigen. Leb' wohl!

Ein und zwanzigster Brief.

Dieselbe an dieselbe.

*** den 1. Jänner 1798.

Eine feindliche Macht waltet über mein Verhältniß mit Blum, und weiß jeden Umstand, jede zufällige Begebenheit auf eine Art zu wenden, daß unser Mißverständniß immer größer, der Fäden, die zwischen unsern Seelen reissen, immer mehr werden müssen. Was ich immer beginne, was ich thue, was ich unterlasse, jener Dämon weiß es so zu nutzen, daß es Blums Argwohn gegen mich vergrößern, seine Schuld in meinen Augen vermehren muß. So erfuhr ich z. B. erst gestern Morgens, daß Ferdinand in jener Woche, wo ich mich ganz vernachläßigt geglaubt hatte, drey Mahl bey uns gewesen war, und sogar an einem Tage zwey Mahl. Aber einige Besuche, Neujahrswünsche und Anstalten für den Neujahrstag hatten Julianen genöthiget, öfters auszugehen, und sie wußte mich mit ih-

rer imponirenden Art mitzuziehen, ohne daß ich die Macht hatte, es zu verweigern. Ihre Jungfer, die auch mich bedient, hatte Blum alle drey Mahl gesehen und abgewiesen, weil ich nicht zu Hause war. Sie hatte es auch ihrer Gebietherinn gemeldet, diese aber fand es nicht wichtig genug, mich davon zu unterrichten; und so brachte ich acht peinvolle Tage in tausend Besorgnissen und immerwährender Spannung des Gemüthes zu. Was muß man für ein Herz haben, um so etwas zu vernachlässigen! Sie weiß, wie theuer mir Ferdinand, wie lieb mir jeder seiner Besuche ist, und sie vergißt nur drey Mahl mir zu sagen, daß er hier war! Aber es ist wahr, dieß kalte herrschsüchtige Gemüth, das nichts kennet, nichts liebet außer sich, die ganze Welt und alle Menschen darin, selbst die nächsten besten nur als Maschinen und Werkzeuge zu Erreichung seiner Plane betrachtet, kann nicht anders handeln. Welche Schmerzen sie mir hätte ersparen können, um wie viel freyer und leichter meine Lage gegen Blum gewesen wäre, wenn ich das gewußt, wenn ich ihm hätte schreiben, mich entschuldigen, ihm einen Tag bestimmen können, wo ich sicher zu Hause geblieben wäre, das fällt ihr gar nicht ein. Ihre Seele kennt ja kein warmes Gefühl, und weiß nichts von den Besorgnissen, von den

Qualen und Freuden der Liebe. Es ist überhaupt ein seltsames, aber fürchterliches Mädchen. Ihrem Falkenblick entgeht nichts, und sie verbindet mit ihrem Scharfsinne so viel Eigenmächtigkeit, so viel Beredsamkeit, so viel Sophisterey, daß es unmöglich ist, ihr etwas abzuläugnen, oder ihren Gründen zu widerstehen, wenn sie, selbst wider des Andern Überzeugung und Neigung, ihn zu etwas bereden will. So beherrscht sie ihre Geschwister, ihre Mutter, durch diese den Vater und das ganze Haus; und kein Mensch kann sich rühmen, von ihr geschätzt oder geliebt zu werden. Die einzige Person, die ich sie jemahls mit Achtung behandeln sah, war Ferdinand, aber auch das nur im Anfange; jetzt behauptet schon wieder ihr kalter selbstsüchtiger Stolz die Oberhand, und sie beträgt sich gleichgültig, oft sogar spöttisch gegen ihn, wie gegen jeden Menschen. Aber ich vergesse im Ärger über Julianen, dir zu erzählen, wie sonderbar, wie feindselig das Schicksal mit mir spielt.

Die letzteren Tage vor dem neuen Jahre überraschten mich; denn Trotz der zahlreichen Gesellschaften, die ich immer zu sehen gewohnt war, waren sie doch die geräuschvollsten, die ich je erlebt hatte. Durch zwey Nachmittage fuhren wir im größten Staate herum, um Glück zu wün-

schen, und die Abende brachten wir zu Hause zu, um uns wünschen zu lassen. Eine zahllose Menschenmenge fluthete da ab und zu. Jede Stunde waren die Zimmer mit andern Gestalten erfüllt; wenn die Einen sich verloren hatten, und ich dachte, nun wird es zu Ende gehen, so kamen eben so viel, wo nicht mehr an ihre Stelle. Dieß dauerte bis ein Uhr nach Mitternacht. Obwohl mein Herz nichts weniger als ruhig war, so ergetzte mich doch das Gewühl, die Verschiedenheit der Ansichten, der Anzüge, des Betragens; und ich fühlte mich angenehm zerstreuet. Am letzten December war das Gedränge am ärgsten. Wallner trat im vollen Anzuge ein, der ihn sehr gut kleidet, weil er viel Anstand besitzt. Nachdem er der Frau vom Hause mit einer Feinheit, die ihn unendlich zu seinem Vortheil unterschied, Glück gewünscht hatte, näherte er sich mir, faßte meine Hand, und setzte nach den gewöhnlichen Complimenten hinzu: „Möchten sie recht glücklich werden, so glücklich, als dieß vortreffliche Herz es verdient, und möge nie eine unglückliche Leidenschaft seinen Frieden stören!" Seine Stimme war zitternd, als er dieß sagte. Ein Seufzer, den er nicht schnell genug unterdrücken konnte, entfloh seinen Lippen, und ein fast unmerklicher Druck der Hand erklärte nur zu deutlich den Sinn

seiner Worte. Mein Herz war bewegt, mir traten Thränen in die Augen. Vielleicht mochte ich in dem wehmüthigen Gefühle den Druck erwiedert haben; denn er schoß einen funkelnden Blick auf mich, riß meine Hand heftig an seine Lippen, ruhte lange darauf, ließ sie dann plötzlich los, wie jemand, der aus tiefen Gedanken erwacht, und verließ mich schnell. Ich sah ihm einige Secunden halb erstaunt, halb wehmüthig nach, dann drehte ich mich um, um einen Platz zum Sitzen zu suchen, als plötzlich Blum vor mir stand, der alles gehört und gesehen haben konnte, was zwischen Wallnern und mir vorgefallen war. Ich erröthete bis in die Haare; er sah mich ernst und forschend an. Ich schlug die Augen nieder, und vermochte nicht ein Wort zu sprechen. So standen wir eine Weile; endlich brach er das Stillschweigen: „Was kann ich nach einem solchen Glückwunsch noch hinzu setzen?" sagte er mit einer unbeschreiblichen Bitterkeit in Ton und Miene. „Möge er ganz in Erfüllung gehen, und nie ein Mensch über eine unglücklichere Leidenschaft zu seufzen haben, als Baron Wallner!" Bey diesen Worten bückte er sich, wandte sich schnell um, und verlor sich so geschwind in dem Gedränge, das uns umgab, daß er verschwunden war, ehe ich mich von meiner Verle-

genheit erhohlen und ihm nacheilen konnte. O! seine Worte ließen einen schmerzenden Stachel in meinem Herzen zurück! Ich hätte in diesem Augenblicke mein ganzes Vermögen darum gegeben, wenn ich ihn nur auf einen Augenblick hätte sprechen, ihm alles erklären, und meine Unschuld beweisen können. Er war fort; ich fand ihn nirgends und versank in finstere Träumereyen. Wallner näherte sich mir sehr ehrerbiethig wieder, er fing ein gleichgültiges Gespräch an; ich war mit zu vielen Gedanken beschäftiget, und er selbst spielte eine zu wichtige und für mich zu qualvolle Rolle in dem Kreise der Ideen, die mir vorschwebten, als daß ich ihm mit der gehörigen Fassung und Freundlichkeit hätte antworten sollen. Er bemerkte es sogleich, wurde sichtlich niedergeschlagen, und verließ mich und die Gesellschaft bald darauf. Ich erwartete mit Ungeduld das Ende der rauschenden Assemblee. Endlich wurde es leer; wir zogen uns in unser Zimmer zurück, und nun fing ich an, meine verworrenen zerstreuten Gedanken zu sammeln. Nach langem Überlegen, Wählen und Verwerfen beschloß ich endlich, an Blum zu schreiben, um mich zu rechtfertigen, zugleich aber ein zwar achtungsvolles, doch kaltes Betragen gegen Wallnern anzunehmen, dessen Hoffnung zu nähren ich nicht berech-

tiget war; ja ich fand, es sey Pflicht, ihn schonend und sanft zurück zu führen in die unübersteiglichen Schranken, die meine und seine Verhältnisse uns vorschreiben. So legte ich mich zu Bette, und fand einige Beruhigung in jenen Vorsätzen, und mehr Erhohlung im Schlummer, als ich nach einem solchen Abende gehofft hatte.

Den 2. Jänner.

O meine Schwester! was habe ich dir zu schreiben! Gestern Morgens, als ich kaum angekleidet war, trat Juliane in mein Zimmer. Ich sah in ihren Mienen, daß sie mich den Abend vorher beobachtet hatte, und nun kam, um mit mir darüber zu sprechen. Ein heimliches Grauen überlief mich, und ich kann dir gar nicht sagen, wie kindisch mein Herz vor diesem Examen zitterte. Doch nahm ich mir vor, standhaft zu seyn, und ihr nichts zu gestehen. Aber das war vergebens! mit einer Schlauheit, mit einer Sicherheit und Consequenz, die ich, so weh mir's that, während ihres Ausfragens bewundern mußte, wußte sie mir alles, alles rein abzufragen, mich, wenn ich etwas läugnen wollte, zu überführen, aus jedem Hinterhalte hervorzutreiben, bis sie

endlich alles so genau wußte, als ich selbst. Noch jetzt begreife ich kaum, wie es zugegangen ist; aber genug, sie weiß es, und ich glaube, kein Criminalrichter kann treffender, listiger und verführerischer fragen, als diese Juliane, die ich fürchte, beynahe hassen möchte, wenn ich dieses Gefühl nicht für Sünde hielte, und doch bewundern muß. „Und was wollen Sie nun thun?" sagte sie endlich. Ich sagte ihr, daß ich an Blum schreiben, mich wegen meiner dreymahligen Abwesenheit, als er mich die Woche vorher besuchte, entschuldigen, ihn um einen Besuch bitten, und mich dann ganz rechtfertigen wollte. „Sehr wohl!" antwortete sie; „aber was werden Sie ihm eigentlich sagen?" „Daß er mir Unrecht thue, daß ich Wallnern bloß schätze, weil er es wirklich verdient, daß ich aber nur ihn lieben, und ihm ewig treu seyn werde, daß sich Wallner auch wirklich keine Hoffnungen mache, und daß ich mich künftig so betragen würde, um auch jede kleine Äußerung seiner Gefühle abzuhalten." Hier fing sie an, laut zu lachen. „Wie wollen Sie denn das anfangen?" Ich sagte ihr, ziemlich verdrießlich über ihr Gelächter, was ich dir vorher über diesen Punct geschrieben habe. „Meinen Sie denn, daß Blum Ihnen das glauben wird? und sind Sie wirklich selbst davon überzeugt?" Vor-

chen!" fing sie jetzt auf einmahl sehr ernst an, indem sie mir die Hände auf beyde Schultern legte, und mir scharf in's Gesicht sah, „Lorchen! Sie kennen sich selbst nicht, Sie täuschen sich selbst; Sie meinen es redlich, aber — Sie lieben Wallnern." Diese Worte sprach sie langsam, gezogen, und mit einem Blicke aus, der bis in das Innerste meiner Seele zu dringen suchte. Ich erschrak; es war mir, als ob ein Blitz vor mir niederführe. Ich trat zurück, sah sie starr an, und vermochte nicht, ihr sogleich zu antworten.

„Ja," fuhr sie fort, „Sie lieben ihn. Der warme Antheil, den er an Ihnen seit Ihrer Bekanntschaft genommen hat, seine stille Trauer, seine unglückliche Liebe hat Sie gerührt; Sie fühlen Mitleid mit ihm, und vom Mitleid mit einem schönen, liebenswürdigen, jungen Mann ist bis zur Liebe nur ein sehr kleiner Schritt."

Ich wollte sie unterbrechen; sie ließ mich nicht zum Worte kommen. „Den Schritt haben Sie größten Theils auch schon gethan," sagte sie, und fing nun an, eine Menge kleiner Beobachtungen herzuzählen, die sie über mich und Wallnern gemacht hatte. Ich erschrak über den aufmerksamen Spion, den ich an ihr gehabt hatte; aber ich mußte gestehen, daß sie meist überall

recht gesehen hatte. Nun ging sie weiter, und erklärte jene Erscheinungen aus meinen und Wallners Gefühlen; sie entwickelte mein eigenes Herz mit einer Kenntniß, einer Genauigkeit, die mich zittern machte; ich war beschämt, verwirrt, erschrocken, wenn ich so sagen darf. Sie überzeugte mich zwar nicht ganz; aber ich war doch nicht im Stande, ihr zu widersprechen. Der Sieg blieb in ihren Händen; ich mußte zuletzt zugeben, worüber mein ganzes Wesen schauderte, daß Wallner mir wirklich nicht ganz gleichgültig sey.

„Und nun," sagte sie in schneidendem Ton und einem Blicke, der mich erschütterte, „nun gehen Sie hin, und schreiben Sie Ihrem Jugendfreunde, bitten Sie ihn zu kommen, rechtfertigen Sie sich, sagen Sie ihm, daß er Ihnen Unrecht gethan hat, daß Sie ihn ganz allein und unaussprechlich lieben, daß Wallner nichts als Ihre kalte Achtung besitzt, daß er gestern Abends ganz falsch gesehen habe, wenn er Thränen in Ihren Augen und tiefe Rührung der keimenden Liebe in Ihren Zügen gelesen hat; das sagen Sie ihm, und nun Adieu! Sie wissen, was Sie wissen sollten. Es war, wie ich glaube, meine Pflicht, Sie über den Zustand Ihres Herzens aufzuklären, und eine Täuschung

zu zernichten, die zwey edle Männer und ein gutes Mädchen, je länger sie dauerte, je unglücklicher gemacht haben würde. Was Sie künftig zu thun haben, wie Sie sich gegen Blum und Wallner betragen sollen, das muß Ihnen Ihre Vernunft und Ihre Redlichkeit vorschreiben. Nur das, liebes Lorchen, bitte ich Sie, zu bedenken, ob Ihre Denkart nach einer so genauen, und, wie mir scheint, erwünschten, Bekanntschaft mit der großen Welt besser mit der stillen Lebensart, die Ihnen Ihr Jugendfreund anweisen wird, oder mit dem fröhlicheren Gange harmoniren werde, den Sie an Wallners Seite gehen könnten." Bey diesen Worten erhob sie sich rasch, und eilte aus dem Zimmer.

Ich kann dir die Bestürzung, den Schrecken nicht genug schildern, in welchen ihre Reden mich gestürzt hatten. Ja, Thereſe, ich fühlte, sie hatte in vielen Stücken Recht. Ich bin strafbar. Wallner ist mir mehr, als er seyn sollte. Ich habe Ferdinanden verrathen, ich habe seine Rechte gekränkt. Aber was kann ich thun? Kann ich jetzt hintreten, und es ihm entdecken? Mit welcher Stimme, mit welcher Fassung kann ich ihm eine Erklärung geben, die seine Ruhe vergiften, seine Achtung gegen mich vermindern, und bey seiner feinen und lebhaften Art

zu fühlen vielleicht die gewaltsame Auflösung eines Bandes nach sich ziehen würde, an dem Trotz meiner Verirrung mein ganzes Glück hängt? Ach Therese! welche Widersprüche in diesem Herzen! Ist es möglich, kann man zwey Personen auf einmahl lieben? konnte ich so tief sinken, bis zu diesem Leichtsinne, dieser Doppelherzigkeit, ich, die sonst jede Untreue, jedes zu geschwinde Vergessen eines geliebten Gegenstandes für Hochverrath hielt? Therese! was wird aus mir werden? Ach, ich zittere jetzt davor, daß Ferdinand kommen wird! Wie kann ich vor ihm erscheinen? wie werde ich seinen Anblick aushalten? und doch fließen meine Thränen über sein Außenbleiben. Seit vorgestern, seit jenem unglücklichen Abend habe ich ihn nicht mehr gesehen. Gestern waren wir wieder den ganzen Tag nicht zu Hause. Es war Familientafel bey meinem Vormund, und ich war eines Theils froh, daß das Geräusch, die laute Fröhlichkeit, welche dabey herrschte, die wehmüthigen Gefühle meines Herzens übertäubte. Als ich nach Hause kam, forschte ich bey allen Hausleuten, ob niemand hier gewesen sey. Man hatte niemand gesehen. Er war nicht gekommen; und zu schreiben, ach Therese! zu schreiben kann ich mich in dieser Gemüthsstim-

mung nicht entschließen. Was wird Ferdinand von mir denken? was wirst du denken? O verachte mich nicht, verstoß mich nicht aus deinem Herzen, und denke besser von mir, als ich selbst es thue!

Zwey und zwanzigster Brief.

Dieselbe an dieselbe.

*** den 6. Jänner 1798.

Ist es die Strafe der Schuld, die mich verfolgt? Muß ich eine Schwachheit meines zu weichen Herzens so bitter büßen? O was ist es, das alle meine Plane, mich zu retten, zerstört, und meinen unbedeutendsten Handlungen einen Schein gibt, der meine Schuld und meine Rettungslosigkeit vergrößert? Blum ist verreiset, zu seinem Bruder, der tödtlich krank geworden ist; ich werde ihn vielleicht viele Tage nicht mehr sehen, und den Tag, wo er Abschied nehmen wollte, mußte er mich wieder verfehlen! Am Abende nach dem Neujahrstage war unsere Gesellschaft ganz klein; nur Wallner und einige von den vertrauten Freunden des Hauses waren zugegen. Ich war niedergeschlagen, Wallner ebenfalls; er näherte sich mir kaum, und mir war es lieb, denn es erleichterte meinen Vorsatz, ihm

jede Hoffnung zu benehmen. Ich erwartete Ferdinanden. Ich zitterte, wenn die Thür aufging, weil ich seine Gegenwart fürchtete, und dennoch fiel es mir immer schwerer und schwerer auf's Herz, daß er auch heute nicht kam. Bey einer Pause, die unterm Spiele gemacht wurde, trat Wallner, der heute keine Partie angenommen hatte, zu mir, und fragte — o Thereſe, mit welcher Schüchternheit, welcher Delicateſſe! um die Urſache meines veränderten Betragens, ob er mir Anlaß zum Unwillen gegeben habe, weil ich ihm vorgeſtern und heute ſo fremd begegnet ſey. Ich war äußerſt verlegen, und wußte nicht gleich, was ich ſagen ſollte. Er drang mit ſanften Klagen in mich. Gott weiß, wie ich ſo kopflos ſeyn konnte; aber es war, als wollte mir nichts anders einfallen, und ſo ſchob ich endlich, dumm genug, die Schuld auf Verſtimmung und auf einige trübe Augenblicke, die ich Blums wegen gehabt hätte. Er ſchien mehr Sinn in meine Worte zu legen, als ich ſelbſt; er ſah betroffen aus, wollte ſprechen, und ſchwieg doch wieder, als reuete ihn das, was er ſagen wollte, verneigte ſich ſtumm, und ging zum Spieltiſch zurück. Ich wußte mir ſein Betragen nicht recht zu erklären; aber Blums Außenbleiben, und das Bild ſeiner ſchönen Couſine, das ſich mir unauf-

hörlich vor die Seele drängte, beschäftigten mich zu sehr, als daß ich über Wallnern hätte nachdenken können. Die kleine Gesellschaft blieb zum Abendessen. Wallner nahm seinen Platz neben Julianen; ich sah ihn still und eifrig mit ihr sprechen. Mit mir redete er wenig. So verging der Abend, und ein tröstender Schlummer schloß endlich sehr spät nach Mitternacht meine thränenvollen Augen, die sich über Blums Kälte, über meine Schuld gegen ihn, und über heiße feste Vorsätze, meinen Fehler gut zu machen, müde geweint hatten.

Am Morgen kam Juliane in's Zimmer. Sie fragte mich, ob ich nicht von der Partie seyn wollte, einen künstlichen Arbeitstisch zu besehen, der bey einem Galanteriehändler stand, und erst aus England gekommen war; Wallner hätte ihr gestern davon gesagt, und werde um zwölf Uhr sie und ihre Mutter abhohlen. Ich stand eine Weile an, ob ich zusagen sollte. „Sie bedenken sich" sagte sie endlich mit einem seltsamen Tone. „Freylich, nachdem Sie Wallnern gestern förmlich abgewiesen haben, wissen Sie jetzt nicht so eigentlich, ob sich's schicken wird, mit ihm auszufahren." Ich war ganz erstaunt, und fragte verwundert: „Abgewiesen? wann und wie? Dazu habe ich gar kein Recht; denn Wallner hat

sich nie gegen mich erklärt. „Das weiß ich nicht," erwiederte sie, „das mögen Sie mit sich selbst ausmachen; genug, er hat die Antwort, die Sie ihm gestern gaben, so verstanden, daß Sie seinetwegen mit Blum Verdruß gehabt hätten, und ihn deßwegen künftig kalt behandeln wollten."

Ich wurde recht ärgerlich über das Hin- und Hererzählen, und wiederhohlte Julianen, was ich Wallnern gesagt hatte. „Aber, liebes Kind," erwiederte Juliane mit einem mitleidigen spöttischen Tone, der mich unendlich verdroß: „was heißt denn das anders, als: Ich darf nicht zu freundlich mit Ihnen seyn, weil ich sonst Verdruß mit meinem Geliebten habe. Nehmen Sie mir's nicht übel, Lorchen! das war sehr aufrichtig, aber sehr unklug geantwortet, besonders wenn Wallner, wie Sie sagen, sich nie erklärt hat. Muß er nicht, wenn er vielleicht keine ernsthaften Absichten hatte, über ihre Schwachheit lächeln? Und wenn er sie hat, wenn er Sie wahrhaft liebt, wie ich gewiß glaube, so muß ihn ein solches Betragen tief schmerzen. Womit hat er diese kalte Zurückweisung verdient? worin hat seine ehrerbiethige Liebe die Ansprüche Ihres Geliebten oder Ihre Ehre gekränkt? Wahrlich, Sie treiben ihre Gewissenhaftigkeit sehr weit. Das Schlimmste an der Sache ist, daß Blum bey

weiten nicht so ängstlich ist, als Sie. Er war gestern den ganzen Tag bey seiner Cousine, und unterhielt sich sehr gut, während Sie voll übertriebener Delicatesse einen Mann tief kränkten, der in keiner Rücksicht dieß Betragen um Sie verdient hat." Bey diesen Worten zog sie ihre Brieftasche heraus, und nahm ein Billet aus derselben, das sie mir reichte. „Das ist von Babetten," sagte sie, „lesen Sie's. Um zwölf Uhr kommt Wallner; bis dahin überlegen Sie, was Sie zu thun, und wie Sie sich gegen ihn zu betragen haben."

So ging sie, wie eine Gouvernante, die ihrem Zöglinge den Text gelesen hat, und die Straffällige nun ihren quälenden Gedanken überläßt. Und das waren sie wirklich für mich, quälend im höchsten Grade. Ich hatte das Billet entfaltet, als sie noch im Zimmer war; aber vergeblich zu lesen versucht. Tausend widersprechende Vorstellungen, jede peinlicher als die andere, zerstreuten meine Denkkraft, und machten es mir unmöglich, nur zwey Worte mit Sinn zu lesen. Endlich gelang es mir doch, und ich las. O meine Therese! die Worte dieses Zettels werden lange in meiner Seele wiederhallen. Babette schreibt in einem muntern schäkerhaften Tone, daß sie Julianens Einladung, sie als gestern

zu beſuchen, nicht habe annehmen können, weil ſie gar zu angenehme Geſellſchaft gehabt habe. „Ferdinand" — merke wohl, Thereſe! ſie nennt ihn vertraulich nur mit dem Vornahmen — „hat bey uns geſpeiſet, und iſt Abends mit uns in's Theater gegangen. Daß ich mich köſtlich unterhalten habe, brauche ich dir nicht zu verſichern, und ich meine, ſein Tag wird ihn auch nicht gereuet haben; denn es ſcheint, die Wolken, welche ſeine Stirn, als er zu uns kam, noch verfinſterten, waren am Abende ſo ziemlich gewichen. Er war heiter, geſprächig, ſogar zuweilen muthwillig; kurz, der Tag war zu ſchön zugebracht, um nicht bald wiederhohlt zu werden u. ſ. w."

Alſo Blum war heiter, muthwillig ſogar, und das bey ſeiner ſchönen Couſine. Bey mir iſt er immer finſter, grämlich, und mir kann es nicht gelingen, die Wolken von ſeiner Stirn zu verſcheuchen. O Thereſe! wie mich dieſe Bemerkung ſchmerzte, kann ich dir nicht ſagen. Daß ſie wahr war, konnte ich nicht bezweifeln, und ſein Betragen beſtätiget mir es ja genugſam. Warum kam er ſeit drey Tagen nicht? Es iſt wahr, er glaubte ſich am Neujahrstage von mir beleidiget; aber drängte ihn ſein Herz denn nicht, mit mir darüber zu ſprechen? trieb es ihn nicht

wenigstens, mir Vorwürfe zu machen? die macht man ja gern, so lange man noch Antheil an der Person, die uns kränkte, nimmt; und nur mir macht er keine. Und ich habe mir seinetwegen so viele gemacht! Ich habe mir vorgenommen, mit so viel Ängstlichkeit über jede meiner Handlungen zu wachen, damit nur ja kein Schatten von Verdacht mehr sein Herz quäle, damit ich ihm jeden Kummer, jede Sorge erspare. Ich habe seinetwillen einen edlen Mann gekränkt, der mich aufrichtig und vielleicht zärtlicher liebt, als Blum! Solche und noch tausend quälendere, beschämendere Gedanken folterten mich, und zerrissen schmerzhaft mein tief erschüttertes Herz. Lange saß ich, das fatale Billet in der Hand, an meinem Tische, und wäre vielleicht noch länger gesessen, wenn nicht die Jungfer eingetreten wäre, um mich zu erinnern, daß es Zeit zum Frisiren und Ankleiden sey. Es war halb zwölf Uhr; ich eilte, mit meinem Anzuge fertig zu werden, und war es noch nicht ganz, als das Mädchen der Frau von Schöndorf eilig kam, um mir zu sagen, es sey angespannt, und Baron Wallner schon da. Was sollte ich thun? sollte ich gehen? sollte ich bleiben? Ich beschloß zu gehen; denn hatte ich nicht ein Unrecht gegen Wallnern gut zu machen, und mußte ihn, wenn er mich

liebte, mein Wegbleiben nicht noch tiefer kränken? mußte nicht, Falls er mich nicht liebte, dieſe übel angebrachte Sprödigkeit mich lächerlich machen? Ich ging hinüber. Er verbeugte ſich, ohne ſich mir zu nähern, ohne meine Hand zu küſſen, was er ſonſt nie unterließ. Sein braunes Haar hing ungepudert, und nur nachläſſig gelockt, auf ſeiner Stirn, und machte das ohnehin blaſſe Geſicht noch bleicher. Sein ganzes Benehmen trug ſo ſichtbar das Gepräge eines tiefen Kummers, daß ſogar Frau von Schöndorf, die nicht leicht etwas bemerkt, ihn darüber anredete. Er ſchützte Kopfweh vor, und jeder Ton ſeiner unterdrückten Stimme drang ſtechend in mein Herz. Wir fuhren fort. Während wir Frauenzimmer den Tiſch beſahen, der ſehr ſchön gearbeitet war, und in zahlloſen Schubladen und Fächern die Werkzeuge zu allen erdenklichen weiblichen Arbeiten, zum Schreiben, Zeichnen u. ſ. w. enthielt, ſtand Wallner mit verſchränktem Arme ſtumm und düſter am Fenſter, und ſah in die fallenden Schneeflocken, die der Nordwind tobend herum jagte. Ich konnte es nicht länger aushalten; ich trat zu ihm, legte meine Hand auf ſeinen Arm, und fragte ihn theilnehmend, ob ſein Kopfſchmerz noch immer ſo heftig ſey? Er ſah mich ſtarr und ſchweigend an. „Sie

hätten in dieſem Wetter nicht ausgehen, Sie hätten ſich ſchonen ſollen," ſetzte ich hinzu, und erſchrak ſelbſt über die Weichheit des Tons, mit dem ich dieſe Worte geſprochen hatte. Er ergriff meine Hand; ſein trübes Auge fing an zu funkeln. „Himmliſche Güte!" rief er, „wie iſt es möglich, ſo unendlich gut, und zugleich ſo grauſam zu ſeyn!" Ich ſchwieg verlegen und erröthend. „Erlauben Sie mir eine einzige Frage," rief er heftig: „Sind Sie mit Blum verſprochen?" „Das bin ich nicht, gewiß nicht," antwortete ich, vielleicht mit zu großer Heftigkeit. „O dann," rief er aus, und ſeine Augen ſtrahlten, „dann iſt noch nicht alles verloren!" Er küßte meine Hand, und führte mich zur Geſellſchaft zurück, und hatte nun plötzlich alle ſeine gewohnte Munterkeit wieder.

Juliane ſah bald mich, bald Wallnern forſchend an, und ſchüttelte lächelnd den Kopf. Ich war nun auch fröhlicher; denn ich hatte ja einem guten Menſchen eine frohe Stunde gemacht. Ach Gott! Wie ſchnell, wie bitter ward ich wieder aus dieſer leichteren Stimmung gebracht, und in meinen vorigen Kummer zurück geſtürzt! Wie ich auf mein Zimmer kam, eilte mir Julianens Mädchen entgegen, und brachte mir eine Viſitkarte von Blum mit p. p. c. Ich erſchrak. Was ſoll das bedeuten?" rief ich. „Herr Blum iſt da geweſen,

um sich zu beurlauben. Sein Bruder ist gefährlich krank; er reist heute nach Tische fort zu ihm." Ich habe ihm gesagt, er möchte nur einen Augenblick warten; Euer Gnaden wären nur mit der gnädigen Frau und Baron Wallnern ausgefahren, und würden gleich wieder kommen. Er schien sich eine Weile zu besinnen, dann aber zog er das Billet heraus, und sagte, er könne unmöglich warten; ich möchte Euer Gnaden sagen, es wäre ihm sehr leid, Sie nicht getroffen zu haben.

Ich war so betroffen, daß ich dem Mädchen keine Antwort geben konnte. Stumm legte ich die Karte vor mir auf den Tisch, setzte mich hin, und sah sie starr an, ohne im Gewühle peinlicher Gefühle und Gedanken einen bestimmten Begriff fassen zu können. Als der Sturm in meinem Innern sich gelegt hatte, als ich wieder klar und deutlich zu denken vermochte, o meine Schwester! welche schmerzende Resultate zog meine Vernunft aus den feindseligen Begebenheiten und Umständen, die mich seit den letzten Tagen, ich kann wohl sagen, verfolgten! Soll ich denn wirklich von Ferdinanden gerissen werden? sollen denn alle Bande zwischen uns sich lösen? muß uns ein feindlicher Dämon gerade in jenen Augenblicken zusammen führen, wo aus den Umständen Mißverständnisse entstehen müssen, und ihn immer von mir

entfernen, wenn ich mich gegen ihn erklären, und ein peinliches Verhältniß freundlich lösen möchte? Was wird er von mir denken? wie schmerzend muß der Zustand seines guten, tief fühlenden Herzens seyn, wenn er jetzt mit diesem Argwohne, diesem Verdacht gegen mich dem Anblick eines sterbenden Bruders, einer verzweiflungsvollen Familie entgegen gehen soll. Nein, sagte ich zu mir selbst, was auch immer sein Verhältniß gegen Babetten seyn mag, was ihn auch bewegen mag, meine Hand auszuschlagen, und mir so kalt zu begegnen, gegen eine Lage, wie die seine, verschwindet jede Bedenklichkeit, jeder Groll, und es ist meine Pflicht, alles zu thun, was in meinem Vermögen steht, um seiner Seele, wenigstens auf der einen Seite, so viel Frieden und Freude zu geben, als ich kann. Ich werde ihm schreiben, ich werde mich über alles rechtfertigen, ihm jeden Umstand mit aller Wahrhaftigkeit erzählen, und dieß Herz, das so fest an dem seinen hängt, offen und wahr vor ihm zeigen. Vielleicht gibt dieß uns beyden die verlorne Ruhe wieder, und zieht ein Band wieder fester, das nur mit dem Glücke meines Lebens zugleich zerrissen werden könnte.

So dachte ich, und fand eine Art von wehmüthig süßer Beruhigung, von Hoffnung sogar in diesem Entschlusse. Ich wollte nur warten, bis

Ferdinand bey seinem Bruder angekommen seyn würde, damit mein Brief ihn sicher treffe. Noch beschäftigten mich diese Entwürfe, als Juliane hereintrat und mich fragte, ob Blum da gewesen sey, indeß wir aus waren? Ich bejahete es, und barg ihr den Verdruß und die Sorge nicht, die mir dieß abermahlige Verfehlen machte. „Sonderbar," rief sie, „daß er gerade jetzt kommen mußte, oder kommen wollte, wo er wußte, daß Sie nicht zu Hause wären." „Er wußte es?" fragte ich erstaunt. „Natürlich! er hat uns ja fahren sehen. Er ging die Straße herauf, als wir hinab fuhren; ich habe ihn noch gegrüßt. Er hat Sie auch gesehen; nur haben Sie ihn nicht bemerkt." „Warum haben Sie mir nichts davon gesagt?" rief ich. „Ich dachte nicht, daß es so nothwendig oder so interessant wäre, es Ihnen zu sagen, besonders vor Wallnern, vor dem ich in seiner heutigen Stimmung Blums Nahmen ungern genannt hätte. Er verdient, glaube ich, diese Schonung." Ich schwieg nachdenkend und verdrießlich. „Es sieht beynahe so aus," hob sie an, indem sie sich von mir abwandte, und in den Büchern blätterte, die auf dem Tische lagen, „als hätte er sie nicht antreffen wollen, als hätte er diese Stunde geflissentlich ausgesucht." Ich schwieg noch immer. „Auffallend ist es bey allem dem," fuhr sie fort,

„daß er gerade, seit dem er so oft zu Babetten kommt, die Stunde, wo er Sie treffen kann, so sehr verfehlt. Babette ist glücklicher, oder mehr zu Hause, als Sie; die trifft er immer an." — „Es ist auch wahr," rief ich jetzt hastig, „ich gehe sehr oft, wahrlich zu oft aus; er muß mich wohl verfehlen." — „Doch nicht öfter als vormahls," erwiederte Juliane gelassen, und fuhr fort zu blättern; „es trifft sich nur jetzt immer so sonderbar. Er weiß ja doch z. B., daß Sie Abends viel zu Hause sind, um zwölf Uhr hingegen öfters spazieren fahren; und jetzt wählt er meistens diese Stunde und läßt sich Abends wenig sehen. Das ist doch gewiß auffallend."

So währte unser Gespräch noch eine Weile fort, und Juliane träufelte langsam Tropfen für Tropfen das Gift des Verdachtes in mein Herz. Ach Therese, wenn sie die Wahrheit redete! Auffallend ist es immer, und wenigstens darf ich es bey diesen Umständen nicht wagen, ihm zuerst zu schreiben. Er wird doch an mich denken, er wird mir doch schreiben; dann will ich mich nach seinem Briefe richten. O meine Schwester! wohin ist es mit uns gekommen, daß ich solcher Vorsichtigkeit, solcher kluger Maßregeln gegen Ferdinanden bedarf! Er liebt vielleicht Babetten, und ich — O Schwester! ich schlage wenig aber muthlos an

mein Herz; ich weiß mir nicht zu helfen, ich — o ich bin auch nicht so ganz gleichgültig gegen Wallner, als ich es seyn sollte! — Der Himmel gebe mir, Therese, daß ich Kraft und Muth zum Kampfe gegen mein Herz, gegen mein Schicksal erhalte, daß ich aus dem Streite der Empfindungen, der Verhältnisse, in dem jetzt mein ganzes Wesen schwebt, wo nicht Ferdinands Liebe, doch wenigstens meine Treue gegen ihn, meine Wahrhaftigkeit rette. Lebe wohl!

Drey und zwanzigster Brief.

Juliane von Schöndorf an Babette Lessert.

*** den 6. Jänner 1798.

Sie können sich Glück wünschen, liebe Babette, wenn das so fort geht, und die zweyte Hälfte unsers Planes eben so schnell und erwünscht ihr Ende erreicht, als die erste. Der Zufall thut außerordentlich viel für Sie; und ich habe weiter kein Geschäft, als hier und da ein wenig nachzuhelfen, und besonders unsere Liebenden so wenig allein beysammen zu lassen, als möglich. Alle Erklärungen, alle zärtlichen Scenen, alle Gelegenheiten zu Erinnerungen an ihre Jugendjahre, an ihre Liebe, alle Gespräche über die Zukunft müssen verhindert, oder gestört, oder durch irgend einen Umstand so modificirt werden, daß sie, statt sie einander näher zu bringen, nur dazu dienen, sie mehr zu entfernen. Ich bin daher, so viel ich kann, zugegen, was mir leicht fällt, da mein Zimmer neben dem

Leonorens ist. Ich berede sie oft, mit mir auszugehen, und die Jungfer, die uns beyde bedient, hat ohne dieß ihre gemessenen Befehle. So gelang es mir sehr gut, Blum in der Neujahrswoche vier Mahl fruchtlos zu ihr gehen zu lassen. Bald war sie mit mir aus, bald wurde sie ohne ihr Wissen verläugnet; denn meine Cathon ist geschickt und verläßlich. Daß ihn das erbitterte, können Sie denken, und die Folgen waren ganz, wie ich sie hoffte. Er ist ohne Abschied fortgereiset. Machen sie jetzt nur, daß ich durch ihre Mutter oder die Dorfing zuweilen Nachrichten von seiner Reise erhalte. Sie gehörig an Mann zu bringen, wird meine Sorge seyn.

Nur eins ist zu fürchten, Leonorens unbeschreibliche, wahrhaft kindische Weichheit, in der kein bleibender Eindruck haftet, als den uralte Gewohnheiten und Jahre lang genährte Gefühle gemacht haben, und auf der andern Seite seine unbegreifliche Anhänglichkeit an dieß Geschöpf, das seiner sogar nicht werth ist. Es kommt also darauf an, die neuen Eindrücke, welche Wallner, die Welt, der Glanz und das Geräusch des neuen Lebens auf sie machen, so viel möglich zu verstärken, und auf der andern Seite jede Blöße, die sie gibt, jeden wahren Fehler, und jeden Schein zur Waffe gegen sie zu

machen, um in Blum die Überzeugung hervorzubringen, daß sie nicht mehr für ihn sey, daß er sie und sie ihn nicht mehr glücklich machen würde. Das ist schwer; aber es geht dennoch, und die armen Geschöpfe arbeiten mir in die Hand, und ahnden nicht, zu welchem Bau, unter dem ihr Glück begraben werden soll, sie selbst unbewußt, die Steine herbey tragen. Und begraben soll ihr Glück werden, dafür stehe ich! Sie sollen getrennt werden. Blum soll Leonoren nicht haben. Es wird von Ihrer Klugheit abhängen, ob Sie dann, wenn das Band zerrissen ist, ihre alten gegründeten Ansprüche mit Feinheit und Zartgefühl geltend zu machen wissen werden, und Sie wissen, daß ich deßhalb Ihren Plan, Blum von Leonoren zu trennen, und Ihre Absichten auf ihn durchzusetzen, gleich vom Anfange gebilliget, und sehr gern die Hand dazu gebothen habe. Wäre er nicht vielleicht jetzt schon Ihr Gemahl, wenn sein phantastischer Vater nicht durch den Tod einer eifersüchtigen Frau die Freyheit erhalten hätte, die Bekanntschaft mit seiner ersten Geliebten wieder anzuknüpfen, und seinen Sohn ihrer Tochter zu bestimmen? Lächerliche Anmaßung! was vermißt sich der Mensch, das Schicksal eines Andern auf Jahre hinaus feststellen zu wollen! Es rollt die Zeit unauf-

haltsam, es schafft und zerstört die Natur unablässig, und nicht der nächste Augenblick ist in unserer Gewalt. Laß den empfindsamen Vater, die zärtliche Mutter vor Jahren ihre Kinder mit einander versprechen, laß ihre weichen Seelen sich schon im voraus an dem künftigen Glücke der Kinder weiden, und in dem Bilde dieser Seligkeit Trost und Ersatz für eine eigene hingeopferte Jugend finden! Die Umstände verketten sich, der Zufall verwirrt, die Gelegenheit reißt fort, das Schicksal gebiethet, die Plane sind zerstört, die Bilder vernichtet, alles ist verschwunden, und die menschlichen Entwürfe und Anstalten stehen in ihrer armseligen Blöße da. Es ist eine Art von Freude für mich, an dieser Zertrümmerung mitwirken zu können. Der Mensch soll ja keinen Wunsch erreichen, keine Lieblings-Hoffnung erfüllt sehen; er soll elend seyn, und nur in sich selbst, in seiner Brust den Gott finden, der ihn auch über die Nothwendigkeit erhebt.

Übrigens, liebe Babette, geht alles seinen guten Weg. Wallner macht seine Sachen vortrefflich, obwohl er nicht halb so viel Kunst brauchte, als er anwendet, um so ein albernes Ding, wie diese Leonore, zu täuschen. Er gewinnt durch das Ansehen eines Hoffnungslosen immer mehr Platz in ihrem Herzen, und in eben dem Maße

verliert Blum den seinigen. Die Valsin drängt sich mit jedem Tage mehr an sie, und zieht sie unvermerkt in den berauschenden Wirbel ihrer Gesellschaft; — auch eine Erscheinung, die ich mir auf eine einzige Art erklären kann. Was will die geistreiche muntere Frau, die noch überall mit eigenem Lichte glänzen kann, und bey weiten nicht alt genug ist, um sich durch eine schönere Gefährtinn Huldigungen erkaufen zu müssen, mit diesem einfältigen, empfindelnden, schwachen Geschöpfe? Es ist unerklärlich, wenn ich nicht eine Muthmaßung annehme, die aber sehr viel Wahrscheinlichkeit für sich hat, und Wallners Schlauheit Ehre macht. Er hat mit der Valsin, als sie noch Mädchen war, in Verhältnissen gestanden, die sie ihm jetzt noch verpflichten, oder wenigstens ihr seine Wünsche werth machen. Wie wäre es, wenn er Leonoren durch den Umgang mit der Valsin, der Heerborn und ihren übrigen Freundinnen, die so ziemlich alle gleichen Gehalts sind, nach und nach in die Grundsatze seiner Schule einweihen, sie allmählich für ihn bilden, und zugleich desto mehr von ihrem strengen Liebhaber, der jene Weiber haßt und verabscheuet, dem der Umgang seines Mädchens mit ihnen ein Gräuel ist, entfernen wollte? Dem sey nun, wie ihm wolle, Sie sehen, daß alles,

Freund und Feind, sich zu Ihrem Besten vereinigt, und wir sowohl als Wallner bald an unserm Ziele stehen werden. Wallner wird sich zwar ein bißchen betrogen finden; denn das Ziel, das er zu erreichen denkt, ist von der Wahrheit ziemlich verschieden. Es läßt sich an den Fingern abzählen, daß er auf Leonorens Geld rechnet, um seine zerrütteten Finanzen herzustellen, aber eben so gewiß ist's, daß er sich zu große Hoffnungen macht. Ich weiß von sicherer Hand, daß er ihr Vermögen auf hundert tausend Gulden schätzt. Es ist nur siebzig tausend. Ich werde mich aber wohl hüthen, ihm das zu sagen; denn es würde seinen Eifer um dreyßig tausend Gulden kälter machen, und er ist gerade der Mann, den wir brauchen, um unsere Absichten auszuführen. Doch nun, dächte ich, hätte ich Ihnen vor der Hand genug gesagt, um Ihr Betragen und Ihre Hoffnungen darnach zu regeln; und nun leben Sie wohl!

Vier und zwanzigster Brief.

Ferdinand Blum an Ludwig Seltig.

P** den 7. Jänner 1798.

Am Krankenbette meines geliebten Bruders, der gestern mit dem Tode rang, und den der Arzt erst diesen Morgen aus der drohendsten Gefahr zu sprechen wagte, sitze ich, und lausche auf die Athemzüge des theuern Kranken, dem ein erquickender Schlummer neue Lebenshoffnung gibt, und versuche es, dir die Geschichte der vergangenen Tage zu erzählen, die wahrlich keine Carnevalstage für mich waren.

Ich bin in P**g, vierzig Meilen von Leonoren entfernet, und vielleicht in diesem Augenblicke von ihr vergessen. Ja, vergessen — denn um nur noch zu zweifeln, daß sie Wallnern liebt, müßte ich blind oder der eitelste Thor seyn, der je unter der Sonne lebte. Sie liebt ihn, Ludwig, sie liebt ihn! Welche Hölle liegt in diesem Gedanken! Sie liebt ihn; er darf von seiner

Liebe mit ihr sprechen! Sie weiset ihn nicht ab, sie hört ihn gütig an, sie weint eine Thräne der Rührung, der Trauer, daß sie nicht sein werden kann, über seine unglückliche Leidenschaft, und ich? — O sie darf, sie soll sein werden! Dieß Herz wird keinen Einspruch thun in die Verbindung der glücklichen Liebenden. Ich werde keine Ansprüche geltend machen. Sie gehe hin in seine Arme, und genieße das Glück, das er im bunten Gefolge rauschender Freuden ihr beuth. Was hätte ich ihr anzubiethen, daß diese schimmerreichen Seligkeiten aufwöge? ein stilles Leben im Schooße der Natur und der Häuslichkeit, einsame Freuden, unscheinbare Genüsse, und ein Herz voll treuer Liebe. Sie hat gewählt — sie hat entschieden — sie würde an meiner Seite nicht glücklich seyn. Ihr Herz ist für jenes einfache Glück nicht mehr einfach, nicht mehr unbefangen genug. O Ludwig! welche schreckliche Überzeugungen! Sey es Zufall oder Absicht — doch wie könnte das Zufall seyn! Es wird mir schon lange sehr erschwert, sie allein zu sprechen. Abends flatterte jener unselige Mensch um sie, unter Tags war sie entweder in Gesellschaft der beyden Fräulein vom Hause und noch anderer unbedeutender Geschöpfe, in deren gehaltlosem Geplauder sie sich doch wohl gefiel, oder — was

am öftesten geschah, sie war nicht zu Hause. So suchte ich sie in einer Woche vier Mahl, und vier Mahl vergeblich. Sie mußte wissen, daß ich da gewesen war; denn ihr Mädchen hatte mich gesehen und gesprochen. Auch gegen den unbedeutendsten Fremden hätten die Gesetze der allgemeinen Höflichkeit eine Entschuldigung schriftlich oder mündlich gefordert — mir ward sie nicht. Man wußte, daß ich da gewesen, daß ich wieder zu kommen versprochen, sogar die Stunde meiner Wiederkunft bestimmt hatte; man war dennoch wieder aus — oder ließ sich verläugnen, und würdigte mich nicht einmahl einer Entschuldigung. Ludwig, ich gestehe dir, daß dieß Betragen meinen Zorn so sehr reitzte, daß ich beynahe entschlossen war, sie nie wieder zu sehen. O was sind die Entschlüsse eines wahrhaft liebenden Herzens! Ich überredete mich, daß ich nur noch ein Mahl hingehen wollte, um ihr auf ewig Lebewohl zu sagen — und um sie gewiß zu treffen, ging ich am Neujahrsabend hin, wo die Familie gern zu Hause bleibt, um den süßen Weihrauch von hundert Glückwünschen einzuschlürfen, und die Pracht ihrer Meublen und Kleider zu zeigen. Ich trat ein. Der erste Gegenstand, auf den mein Auge fällt, ist Wallner, der Leonorens Hand vertraulich hält, und in an-

gelegentlichem Gespräche scheint. Ich trete näher — die glücklichen Liebenden bemerken mich nicht — ich höre ihn von hoffnungsloser Liebe reden, und Blicke voll Leidenschaft begleiten diese Worte. Sie erröthet, sie ist ängstlich, wie eine Braut; Thränen der Rührung glänzen in ihrem Auge, sie sieht ihn an, mit welchem Ausdrucke! Ludwig! so sah sie einst nur mich an! Er hätte ein Pinsel seyn müssen, um diese Blicke nicht zu verstehen! Hastig riß er ihre Hand an seine Lippen, ruhte lange darauf; sie duldete es, ihr Auge sank nur verschämt, nicht unwillig nieder. Er ging. Nun sah sie mich. Ihr Erschrecken, ihr Stammeln war Beweises genug wider sie, wenn ich auch nichts gesehen hätte. Sie wollte sich entschuldigen; ich ersparte ihr die Mühe, und verließ sie.

Mit zerrissenem Herzen fand ich mich eine Stunde darauf in meinem Zimmer wieder, ohne daß ich gewußt hätte, wie ich nach Hause kam. Mein Geist war zerrüttet. Trotz aller Vorbereitungen, aller Ahndungen, die ich längst von meinem kommenden Unglücke gehabt hatte, betäubte mich doch die Gewißheit. Das abscheuliche Bild stand überall vor meinen Blicken. Lache nicht, Ludwig — ich war Thor genug, Wallnern fordern zu wollen; der Zettel lag schon ge-

schrieben vor mir. Nur mit Mühe gewann es meine bessere Überzeugung über mein empörtes Gefühl. Ich warf mich auf's Bett: kein Schlaf besuchte meine brennenden Augen. Am andern Tage wollte ich sie aufsuchen, ich wollte ihr Vorwürfe machen, ich wollte förmlich mit ihr brechen. O was wollte ich nicht! Sie war wieder nicht zu Hause; die Familie brachte den Tag bey ihrem Vormund zu. Am zweyten war ich schon seit mehrern Tagen zu meiner Tante gebethen; und der Tag ging so leidlich hin, als es in meiner Lage möglich war. Der herzliche Ton, die schonende und doch aufrichtige Theilnahme meiner Verwandten that mir wohl. O meine Seele bedurfte dieses Balsams, um sie für den folgenden Schmerz zu stählen. Als ich Abends nach Hause kam, fand ich einen Brief von meiner guten Schwägerinn. Carl war gefährlich krank, man gab alle Hoffnung auf; er verlangte mich vor seinem Ende noch ein Mahl zu sehen. Ludwig — ich wünsche meinem Feinde, ich wünsche Wallnern keine Nacht, wie die war, die ich nach diesem Abende zubrachte. Am Morgen waren die Postpferde bestellt. Ich schickte sie fort, und hieß sie später wieder kommen. Ich wagte es auf die Gefahr, einen über alles geliebten Bruder nicht mehr zu sehen, ihm den letzten

Troſt im Tode zu rauben, weil ich Leonoren doch noch ſprechen wollte. Ich wußte, daß es ſpät Tag bey ihr wird; ich ging um zwölf Uhr hin — ſie war mit der Schöndorf und Wallnern ausgefahren. Ludwig! dieſer letzte Schlag machte mich beynahe wahnſinnig. Ich warf mich in den Wagen — der Poſtillon erhielt doppeltes Trinkgeld, um recht raſch zu fahren — ich hätte mich den brauſenden Pferden in den Weg werfen mögen, um mein Leben zu enden. — Laß mich über die Erinnerung dieſer Reiſe wegeilen. Es waren die ſchrecklichſten Stunden meines Lebens. Um mich her die unfreundlichſte Natur, in mir unausſprechlicher Gram, Gegenwart, Vergangenheit und Zukunft gleich öde und troſtlos. Hier Leonore treulos und allen Künſten ihres Verführers allein überlaſſen, dort ein ſterbender Bruder, eine verzweifelnde Witwe, fünf vaterloſe Waiſen. Unter ſolchen Gedanken und Gefühlen kam ich nach P**g. Wie ſoll ich dir den Eintritt in das Haus beſchreiben? Dieſe Stille, dieß dumpfe Schweigen, dieſe bleichen traurigen Geſichter, dieß ſcheue Ausweichen, um nicht von einer Cataſtrophe zu reden, die jeder nur zu wohl voraus ſah. Ich fragte den erſten Bedienten, der mir begegnete, wie es ginge. „Schlecht," erwiederte der Menſch, „der gnädige Herr kennet ſeit

gestern niemanden mehr, der Doctor hat alle Hoffnung aufgegeben." Man rief meine Schwägerinn. Sie kam blaß, verweint, mit wankendem Schritte aus dem Zimmer. „Ach Ferdinand!" rief sie, „Gottlob, daß Sie gekommen sind! — Aber, o mein Gott! zu welchen Auftritten sind Sie gekommen!" Sie reichte mir die Hand, und ihre Thränen erstickten jedes fernere Wort. Jetzt begannen auch die meinigen zu fließen. Welche Macht der Sympathie und des gegenwärtigen Anschauens! Ich hatte nicht mehr gehört, als ich schon vorher wußte, ich war auf alles das vorbereitet; und doch hatte den ganzen schrecklich langen Weg über keine erleichternde Thräne meinem Herzen Luft machen können. Jetzt flossen sie häufig — ich schämte mich nicht, sie fließen zu lassen; sie erleichterten mich unaussprechlich, ich fühlte mich gestärkter, ruhiger. Der Anblick so vielen, so gegründeten fremden Jammers gab mir Kraft, mein eigenes Unglück zu ertragen. Wie schwanden die Klagen über eine zerstörte Liebe vor diesem nahmenlosen Schmerz einer gebeugten Witwe und fünf vaterloser Waisen in Nichts zurück! Ich schämte mich beynahe meiner vorigen muthlosen Trauer. Als wir uns beyde ausgeweinet hatten, fragte ich das gute Weib, ob ich meinen Bruder sehen könnte. „Ach, er wird

Sie nicht kennen!" rief sie schmerzhaft; „aber ich will Sie zu ihm führen, er hat so sehnlich nach Ihnen verlangt." Und nun führte sie mich in's Krankenzimmer. Ich trat an's Bett — ich ergriff meines Bruders Hand; mein Herz war voll zum Zerspringen. „Willkommen, lieber Carl!" sagte ich leise, „kennst du mich?" — Und siehe — des Kranken bleiche Züge bewegte ein schwaches Lächeln; er drückte meine Hand so, daß ich es fühlte, und nickte mit dem Kopfe. Ich sagte ihm nun, daß ich gekommen sey, weil er es verlangt habe, und daß ich, wenn er besser seyn werde, mit ihm sprechen würde. Er lächelte wieder, und legte die Hand auf's Herz mit einem Ausdruck, als wenn er mir danken wollte. Ich war unbeschreiblich gerührt. Der Wachdoctor war sehr verwundert, daß er mich erkannt hatte, indem er schon seit gestern weder seine Frau noch Kinder gekannt, und nichts geredet hätte! ja er schöpfte sogar einige Hoffnung aus diesem Zeichen des wieder aufgeregten Bewußtseyns; aber er ermahnte mich, nicht länger zu bleiben. Ich ging zur Frau. Wie doch das Unglück sonst verständige Menschen schwach macht! Sie ließ es sich nicht nehmen, daß ihr Mann nun gewiß sterben würde; er habe nur auf mich gewartet, um zu verscheiden. Ich sagte ihr den Ausspruch

des Arztes. Ein Strahl von Hoffnung blitzte aus ihren erloschenen Augen; aber gleich versank sie wieder in ihre vorige Muthlosigkeit. Sie schüttelte ungläubig den Kopf, und schien jenem Volkswahne mehr zu glauben, als dem Arzte. Wir sprachen nun von den Einrichtungen, welche sie zu treffen Willens war, wenn der gefürchtete Schlag wirklich käme. Sie hatte noch auf nichts gedacht, sich auf nichts besinnen, gar keinen Entschluß fassen können. „Ach!" sagte sie, „es ist überall Nacht, wo ich hindenke, wo ich hinblicke. Fünf unerzogene Kinder, ein großes Handelshaus, und nun ohne ihn, der mir Vater, Führer, Freund, alles, alles auf der Welt war! O lieber Schwager! ich kann gar nichts erdenken, mich auf nichts besinnen, was meine Lage nur im geringsten erleichtern könnte. Sterben, Sterben wäre jetzt für mich und meine Kinder das Beste." Ich sprach ihr Muth ein, ich regte ihre Mutterliebe auf, ich versprach ihr, ihr Bruder, der Vater ihrer Kinder zu seyn, mich mit ihrem Hause zu associiren, und ihre Geschäfte wie meine eigenen zu führen. Du hättest den Ausdruck von Hoffnung, von innigem Danke, von wahrhaft kindlicher Rührung sehen sollen, der die ohnedieß angenehmen Züge des liebenswürdigen Weibes verklärte. Sie konnte eine Wei-

le nicht sprechen. Als sie zu reden vermochte, hatte ich Mühe, sie abzuhalten, daß sie mir nicht zu Füßen fiel, um mir knieend zu danken. Ach Ludwig! ich war selig in diesem Augenblicke, Trotz alles dessen, was noch auf meinem Herzen lag. Ich hatte ja sechs, wo nicht glückliche, doch ruhige Menschen gemacht, und der dumpfen Verzweiflung eines edlen guten Weibes gewehrt. Sie rief nun, Trotz meines Abhaltens, ihre Kinder, sie machte ihnen meinen Entschluß bekannt; die Kleinen umringten mich, sie küßten weinend meine Hände, und versprachen mich zu lieben, und mir zu gehorchen, wie ihrem guten Vater. Ich habe die Kinder immer geliebt; der Anblick zerriß mein Herz. Ich drückte die armen Kleinen an meine Brust, ich küßte sie, ich versprach ihnen mit thränenden Augen, auch ein guter Vater zu seyn. Während dieses erschütternden Auftrittes trat der Arzt in's Zimmer, und sagte uns, daß mein Bruder zu schlummern anfange; eine Wohlthat der Natur, die er seit mehreren Tagen gar nicht mehr genossen hatte. Er erwachte etwas gestärkt, aber ohne noch sprechen zu können. Ich brachte die Nacht bey ihm zu; gegen Morgen entschlummerte er wieder. Als er erwachte, fragte er sogleich nach mir und seinem Weibe. Man hohlte mich; denn ich war, als ich

ihn schlummern sah, in mein Zimmer gegangen, um nach zwey schlaflosen Nächten und ermüdenden Tagen eine Weile zu ruhen. O mein Ludwig! welche Scene der sanftesten, rührendsten Zärtlichkeit erwartete mich in meines Bruders Zimmer! Er empfahl mir sein Weib und seine Kinder im Falle seines Todes, er dankte mir für meine Bereitwilligkeit, zu kommen, er versuchte, so viel es seine Schwäche zuließ, mir die Freude zu beschreiben, die ihm mein Anblick gestern gemacht hatte. Der Wachdoctor mußte endlich den Ergießungen seines gerührten Bruderherzens durch einen Machtspruch Einhalt thun, um ihm keine Erschöpfung zuzuziehen. Jetzt kam seine Frau mit dem Arzte, der sehr zufrieden mit seinem Kranken schien, und uns versicherte, daß, wenn es bis morgen so fortginge, er uns wieder Hoffnung geben könne. Wie kann ich dir das Wiederaufleben des guten Weibes, die ängstliche Freude, die aus ihrem Gesichte sprach, diese rege Thätigkeit, ihren Mann zu bedienen, seinen Zustand zu erleichtern, und alles zu vermeiden, was ihn von neuen in Gefahr stürzen könnte, beschreiben? Ich sah ihr eine Weile zu, und bey dem Anblicke dieser heiligen Auftritte häuslichen Glückes und ehelicher Treue fingen die Wunden meines Herzens auf's neue zu blu-

ten an. So hatte ich auch einſt geliebt und beſorgt zu werden gehofft; ſolche Treue, ſolche Liebe hatte ich von ihr, die ich nicht mehr nennen will, erwartet, ſo glücklich, wie mein Bruder, hoffte ich auch zu werden — und nun — das alles zerſtört, verheert, zu Grunde gerichtet durch Leichtſinn und Eitelkeit!

Die folgende Nacht war noch beſſer. Geſtern erwachte er recht froh und ſo ſichtlich geſtärkt, daß der Arzt ihn für den Augenblick ganz aus der Gefahr ſprach, und uns verſicherte, daß, wenn wir durch genaue Befolgung aller Vorſchriften jeden Rückfall zu verhindern ſuchten, er unſerm geliebten Kranken in wenig Tagen eine vollkommene Wiederherſtellung verſprechen könne. Nun iſt alles wieder froh, voll Hoffnung, voll Freude. Die Kinder hohlen ihr Spielzeug wieder hervor, hüpfen und ſcherzen wieder, und nehmen ſich voll kindlicher Liebe immer in Acht, ja nicht laut zu ſeyn, um dem Papa nicht zu ſchaden. Die Frau geht wie eine Wonnetrunkene im Hauſe herum, und ſchon zwey Mahl habe ich ſie auf den Knieen in Dankgebethen überraſcht. Alle Augen ſtrahlen von Vergnügen, weil ein theures Leben geborgen iſt! O Ludwig! welche Himmel voll Seligkeit liegen in dem häuslichen Kreiſe! Und dieſe Himmel ſind mir auf ewig verſchloſſen!

Ich werde nun so lange hier bleiben, bis ich ganz von meines Bruders Wiederherstellung überzeugt bin. Was sollte ich auch in ***! Hier bin ich mitten im Kreise guter, anhänglicher Menschen, denen meine Gegenwart wohl thut und nützt. Ich sehe im Comptoir meines Bruders nach, ich berichtige, was seine Krankheit ihn zu vollenden abhielt, ich werde von Allen mit Augen voll Liebe und Dankbarkeit betrachtet; die guten Seelen schreiben meiner Ankunft und der angenehmen Regung, die sie in den fast stockenden Lebensgeistern meines Carls machte, seine Heilung größten Theils zu. Es ist Täuschung, ich weiß es, ich habe es ihnen auch gesagt, aber sie wollen es nicht glauben; und so sage ich denn nichts mehr dagegen. Es ist ja eine süße Täuschung, die mir und ihnen wohl thut. Ach! war nicht mein Glück bisher auch Täuschung? und gäbe ich nicht gern mein Leben darum, wenn sie nie aufgehört hätte? Doch mein Bruder bewegt sich, und mein Brief ist schon zu lang. Lebe wohl!

Fünf und zwanzigster Brief.

Leonore von Brandner an Thereſe Friedberg.

*** den 17. Jänner 1798 Nachts um 1 Uhr.

Es iſt Ein Uhr nach Mitternacht; um mich iſt alles ſtill und ruhig. Liſette und Juliane ſchlafen im Nebenzimmer. Ach, wer auch ſchlafen könnte! In meiner Bruſt iſt nur Aufruhr und Unruhe. O Thereſe! liebe Schweſter! wo nehme ich Kraft her, die Gedanken, die ſich ſtürmiſch und eilig von allen Seiten herdrängen, zurück und in Ordnung zu halten, damit ich dir ſchreiben kann, was vorgegangen iſt? Das Loos über mein künftiges Schickſal iſt geworfen. Ich ſtehe an der Schwelle einer mir noch unbekannten Zukunft, ich wage es nicht, den Blick vorwärts zu werfen; und hinter mir? O die Vergangenheit iſt ſo abgeſchnitten, ſo verloren — nichts, nichts von allem, was mich einſt glücklich machte — nur eine wüſte Leere. Und was iſt's, das meiner künftig wartet? Wer mir das ſagen könn-

te! — Ich muß aufhören zu schreiben, und mich zu sammeln suchen.

Ich bin einige Mahle das Zimmer auf- und abgegangen, und glaube nun im Stande zu seyn, dir die Geschichte der vorigen Tage zu erzählen. Wie spielt das Schicksal mit uns, Therese! was ist der schwache Mensch im Drange der Umstände und Begebenheiten, die ihn gewaltsam fortreissen! Was vermag er gegen ihre unvorzusehende, unwiderstehliche Macht? Doch ich soll nicht klagen, ich soll dir ja erzählen, so kalt, so besonnen mein warmes Herz es im Stande ist.

Du weißt aus meinem letzten Briefe, daß Blum abgereiset war, und daß ich mit Sehnsucht einen Brief von ihm erwartete. Ach! ihm zuerst zu schreiben, erlaubte mir der Gedanke an Babetten nicht. Es vergingen vier, sechs bis sieben Tage, und ich bekam keinen Brief. Meine Ängstlichkeit, mein Kummer nahm zu; ich war unendlich verstimmt, und meine Phantasie mit tausend marternden Bildern erfüllt. Julianens forschendes Auge begleitete mich überall; meine veränderte Laune konnte ihr nicht entgehen. Sie drang in mich; ich konnte das nicht läugnen, was die Umstände ihr schon verrathen hatten. Mit einer Schonung und Theilnahme,

die ich dem kalten Geschöpfe nie zugetrauet hätte, ging sie in alle meine Gefühle ein, und tröstete mich wahrhaft freundschaftlich. Auch Wallner zeigte mir so viel besorgte Zärtlichkeit, so viel Schonung meines Kummers, daß mein Herz, dem liebevolle Behandlung von jeher Bedürfniß war, sich gerührt und erleichtert fühlte. Zehen Tage nach Blums Abreise, als ich eben sehr bekümmert in meinem Zimmer saß, trat Juliane ein, und sagte mit einer sonderbaren Miene, die ich dir nicht beschreiben kann: „Ich denke, es wird Sie interessiren, Nachrichten von Blum zu hören. Ich kann Ihnen mit Zuverlässigkeit sagen, daß er sich wohl befindet, und daß sein Bruder bereits außer aller Gefahr ist. Vermuthlich wird er in einigen Tagen hier seyn." Sie war den Abend vorher bey Lessert gewesen; ich wußte das. Eine peinliche Ideenverbindung drang sich gewaltsam meiner Seele auf. Ich zitterte, und war kaum im Stande, mit erzwungener Fassung zu sagen: „Haben sie das gestern bey Lessert gehört?" Sie bejahte es. „Hat er an Babetten geschrieben?" „Ich vermuthe; denn von ihr habe ich die Nachricht mit einer Menge kleiner Umstände über des Bruders Krankheit." Ich schwieg. „Liebes Lorchen!" sagte sie, und trat zu mir, und legte ihre Hand auf meine Schulter: „Sie kennen die Welt und die

Männer nicht. Glauben Sie mir, auch der beste ist des Kummers nicht werth, den ein weibliches Herz um seinetwillen fühlt. Blum ist gut, er ist verständig, er ist sogar edel; aber er ist ein Mann, und die verstehen nie, das weibliche Herz mit Schonung zu behandeln. Sie haben ihn aufgebracht, weil Sie nicht unbedingt seiner Meinung waren; er verläßt Sie, und wendet sich an eine Andere, die wenigstens für jetzt ihm alle die Unterwürfigkeit und Resignation zu haben scheint, die er als Inbegriff aller Tugenden von seiner Gattinn fordert. Das ist's, was die Bessern von uns wollen." Sie redete noch eine Weile fort; sie hätte noch länger reden können, denn ich war nicht im Stande, sie zu unterbrechen, ich hörte auch beynahe nichts von allem, was sie sprach, als die fürchterlichen Worte: Er verläßt Sie.

Als ich mich sammeln konnte, war das Gefühl des beleidigten Stolzes die herrschende Empfindung in meiner Seele. Ich stand auf. „Glauben Sie mir, Juliane, ich werde nicht immer so schwach seyn, als Sie mich bisher gesehen haben; aber lassen Sie mir Zeit, mich zu fassen." Ich ging in's Cabinett. Der Tag verging mir, wie in einem schweren Traume. Also an Babetten hatte er geschrieben, und mir keine Sylbe! Ich war vergessen — verlassen!

Die glückliche Couſine nahm meinen Platz in ſeinem Herzen ein, und ich Thörinn war ſo bewegt geweſen durch ſeine Lage, ſo geneigt, mich ihm wieder hinzugeben, jede Empfindung meiner Seele vor ihm zu enthüllen, jedes Mißverſtändniß zu verbannen! Dieſe Gedanken quälten mich den ganzen Tag über. Abends kam Wallner. Er war ſo vortheilhaft gekleidet, daß ich, obgleich gewohnt ihn zu ſehen, doch beynahe durch ſeine gefällige Geſtalt überraſcht wurde, und ſein Betragen war leidenſchaftlicher, und doch ſchüchterner als jemahls. Wir ſangen einige Duetten. Mich dünkte, er ſang nie ſo gut, ſo ausdrucksvoll; ich war freundlich gegen ihn, und zwang mich, heiterer zu ſeyn, als ich die vergangenen Tage geweſen war; er ſchien ſo froh, ſo dankbar! Und dieß Herz, das mich ſo treu, ſo warm, ſo voll Zutrauen und Nachſicht gegen meine Schwächen liebte, ſollte ich ſo bitter kränken, und einem Manne aufopfern, der — o meine Schweſter! mein ſchwaches Herz blutete doch bey dem Gedanken, und Trotz aller Liebenswürdigkeit, die ſich an Wallnern wirklich fand, und die mein Verſtand ſich gefliſſentlich aufzuſuchen bemühte, riefen doch tauſend Stimmen in mir, daß Ferdinand mir viel theurer ſey als er!

Spät nach dem Theater besuchte uns Frau von Valsin, um wegen des Piquenique, den Frau von Schönndorf in einigen Tagen auf dem **schen Saale geben wollte, mit uns zu sprechen. Sie erbath sich noch einige Billets, und schlug uns dann vor, eine Französische Quadrille zu tanzen. Wallner sollte mit mir vortanzen; sie wollte mit Van der Werth, Lisette mit dem jungen Seefeld, der Valsin Bruder (den das gute Mädchen, wie mir scheint, heimlich liebt), und eine gewisse Frau von Heerborn, die viel zu uns und Valsin kommt, mit dem jungen Schönndorf tanzen. Diese Herborn ist ein sehr artiges Weib, deren Umgang mir nicht unangenehm wäre, und die mich auch sehr oft zu sich gebethen hat; aber ich habe bis jetzt noch immer vermieden, in ihr Haus zu kommen, und bin überhaupt nicht gern viel mit ihr, weil sie die erklärte Geliebte eines reichen alten Cavaliers ist, der ihr Haus auf einem fürstlichen Fuß unterhält. Es war mir sehr unangenehm, daß sie mit uns tanzen sollte; allein die Austheilung geschah in ihrer Gegenwart, und so konnte ich nur schweigen. Nachdem wir über die Probe und alle übrigen Vorkehrungen gesprochen hatten, wurde vorgeschlagen, daß doch die Paare etwas Auszeichnendes, was sie wechselseitig kenntlich machte, haben sollten. Nun geschahen hundert bald

lächerliche, bald sentimentale, bald recht artige Vorschläge; aber die Valsin und Herborn verwarfen das Meiste, und es wurde so viel gescherzt und gelacht, daß ich in ziemlich gute Laune kam. Zuletzt hatte jemand, ich weiß nicht wer, den Einfall, daß jeder Tänzer seiner Tänzerinn eine goldene Halstuchnadel geben, und eine gleiche am Jabot tragen sollte. Der Antrag wurde mit vielem Beyfall aufgenommen; es blieb bey den Nadeln.

Die drey Tage bis zu dem Piquenique, der vorgestern gegeben wurde, vergingen mir unter abwechselnden Geschäften, Sorgen und Gefühlen. Wir probirten die Quadrille, bereiteten unsere Anzüge, die sehr artig waren, und hatten überhaupt viel zu thun. Diese Geschäftigkeit zerstreute meinen Geist einiger Maßen, und gab seiner Thätigkeit, die bisher nur immer auf zwey mir gleich peinliche Puncte, meine Verhältnisse zu Blum und Wallnern geheftet war, eine angenehm ableitende Richtung. Ich kann sagen, daß ich manchen recht heitern Augenblick, manche Zeit hatte, wo ich mich mit kindlichem Frohsinn auf den Piquenique freuen konnte. Es war ja der erste große glänzende Ball, den ich bisher in meinem eingeschränkten Leben gesehen hatte; und wie viel Genuß versprach ich mir nicht davon! Freylich blieb diese Stimmung

nicht immer herrschend; es kamen auch sehr trübe Stunden, wo die Erinnerung an Blum, an seine Kälte, an seine Cousine, an den Brief, den er ihr, nicht mir geschrieben hatte, mich tief kränkte. Aber auch für diesen Schmerz fand mein Herz, das sich so gern an ein liebendes Wesen anschmiegt, dem jede Äußerung von Theilnahme so wohl thut, eine Art von wehmüthigem Trost in Wallners ungeheuchelter, unverkennbarer Liebe. So kam der vierzehnte Jänner der Tag vor dem Piquenique. Es war Abend, und die Gesellschaft schon ziemlich zahlreich. Ich machte an einem Seitentische den Thee, und Lisette schenkte Kaffeh ein. Ein kleines Geräusch machte mich aufblicken. Ich sah auf die offene Thür hin, und — denke dir meinen Schrecken, meine Überraschung, und — o! ich schäme mich jetzt, es zu sagen — meine unaussprechliche Freude! Ferdinand trat ein. Er grüßte mich mit einem so gemischten Ausdruck in Blick und Mienen, daß ich ihn dir nicht beschreiben könnte. Meine Hände zitterten; ich war kaum fähig die Tassen hinzustellen. Er ging zuerst zur Frau von Schöndorf, und kam dann zu uns. Ich hatte noch nicht mit mir einig werden können, wie ich ihn empfangen sollte; aber ich wollte kalt, trocken seyn. O Schwester! was sind die Vorsätze eines liebenden Herzens! Er verbeugte sich ohne zu

reden, und ergriff meine Hand; er drückte sie an seine Lippen, seine Augen hingen mit einem unaussprechlichen Ausdruck an den meinigen. Ich war so beklemmt, so verwirrt; ich glaubte zu fühlen, daß seine Hand zitterte, daß er seinen Mund fester, länger als gewöhnlich auf meine Hand drückte, ich glaubte Liebe, Reue, Trauer in seinem Blicke zu sehen — o was glaubte ich Thörinn nicht alles! Meine Vorsätze waren verschwunden, vergessen alle Kränkungen, aller Groll. Ich drückte ihm die Hand mit inniger Empfindung. Er sah mir so herzlich in die Augen. Ach! wie könnte das Verstellung oder Leichtsinn seyn, rief mein überwallendes Gefühl, und nun war die Geschichte aller vergangenen Tage versunken und verloren. Ich dachte und fühlte nichts, als daß ich ihn wieder hatte, ihn, den ich über alles liebte! „Wir haben uns lange nicht gesehen, liebe Leonore!" hob er mit seiner rührenden Stimme an. „O wahrlich lange nicht! Wie geht es Ihrem Bruder? ist er besser? sind Sie wieder ruhig?" Und nun schwatzten wir so herzlich, so kindlich, so ohne Zurückhaltung, wie in jenen glücklichen — ach in den besten Tagen meines Lebens! Ich schenkte ihm Thee ein, und trank zugleich mit ihm. Wir erinnerten uns lächelnd an jene Zeit, wo uns meine Mutter den Kaffeh allein

an einem kleinen Seitentische gab, wie wir uns dann so froh, so glücklich dünkten, und, wenn keine Fremden da waren, immer vorzogen, aus einer Tasse zu trinken, und so beyde nach einander zu leeren. O warum mußten diese himmlischen Bilder mir, gerade jetzt zurück kommen? Wie war es ihm möglich, mit dem Bilde seiner Cousine im Herzen, mich jener Zeiten zu mahnen? O Ferdinand! womit hatte ich das um dich verdient?

Doch ich will meiner Erzählung nicht vorgreifen. Nachdem wir getrunken hatten, standen wir noch eine Weile, Hand in Hand gelegt, am Tische; kein Wort des Vorwurfes, keine Anspielung auf vergangene Auftritte störte den reinen Genuß dieser schönen Augenblicke, die, das weiß ich nur zu gewiß, die letzten glücklichen meines Lebens waren. Es war, als scheute sich jedes, der vergangenen Kränkungen zu erwähnen, und die schöne Stunde zu entweihen. Ich erzählte ihm vom morgigen Balle, von meiner Freude, einmahl ein solches Fest zu sehen, wovon sich meine Phantasie die lachendsten Bilder schuf. Er hörte mich freundlich lächelnd an. Ich bath ihn, auch dabey zu seyn. „Sie wissen, daß ich solche Ergetzlichkeiten nicht sehr liebe," erwiederte er, „aber wenn es ihnen Freude macht, liebes Lorchen, so bitten sie Frau v. Schöndorf um ein

Billet für mich." Ich ging sogleich. Sie hatte keines mehr; aber mir zu Gefallen gab sie mir das von einem ihrer Neffen, und beschloß, diesen mit ihren Söhnen gehen zu lassen. Ich brachte Blum das Billet voll wahrer Freude, und plauderte noch eine Weile ganz arglos und vertraulich mit ihm. Plötzlich trat Wallner ein. Er eilte auf mich zu, und so, wie er Blum in einer vertrauten Stellung mit mir erblickte, wich er betroffen zurück. Eine finstre Wolke lagerte sich auf seine Stirn; er machte mir eine ehrerbiethige Verbeugung, wendete sich um, und verließ das Zimmer. Ich sah ihn in der Thür die Hand an die Stirn schlagen; mein Auge folgte ihm, und Blums Augen den meinigen. Er fixirte mich, ließ meine Hand los, die er bisher immer gehalten hatte, und sagte: „Es scheint Herrn v. Wallner nicht lieb zu seyn, mich hier, und so zu finden; vermuthlich hat er ein Recht, sich darüber zu beklagen. „Der Ton, mit dem er dieß sprach, war so beissend, und er sah mir so durchbohrend in die Augen, daß ich über und über erröthete, und etwas herstammelte, was einem Läugnen gleichen sollte. „Genug, genug," unterbrach er mich, „geben Sie sich keine Mühe, mir einen Zusammenhang zu erklären, den ich nur zu wohl verstehe. Wir haben uns die letzte Zeit selten gesehen, und die Abwesenden haben immer Unrecht."

Diese bittern Worte weckten auf einmahl alle schlummernden Erinnerungen an seine Kälte, und das Unrecht, das er gegen mich hatte, auf. Babette stand vor mir, der Brief fiel mir ein, und Julianens Worte „er verläßt Sie" hallten im Innersten meiner Seele wieder. Ich antwortete etwas ziemlich Spöttisches, dessen ich mich nicht mehr erinnere. Nun war die Asche, die die Gluth täuschend verhüllt hatte, plötzlich weggeblasen, und das Feuer des Unmuths und der Eifersucht loderte in unsern beyden Herzen hoch auf. Blum antwortete noch bitterer, und spielte auf die Scenen am Neujahrs-Abend an. Ich hätte meinem Stolz zu vergeben geglaubt, wenn ich ihm Vorwürfe hätte machen wollen. Mein Ton war also bloß kalt und ernst; aber eben dieß schien ihn noch mehr zu reitzen. Jetzt kam Juliane mit Wallnern wieder in's Gesellschaftszimmer. Sie ging auf uns zu, bewillkommte Blum sehr artig, aber mit ihrem gewöhnlichen Stolze, und fing ein Gespräch über seine Reise und P** g an. Sie fragte ihn, ob er seine Tante schon gesehen habe. Er verneinte es; er sey erst vor zwey Stunden gekommen. Sollte ich ihm glauben? — Mein Herz rief schüchtern „Ja;" aber mein Kopf wollte sich diese Überzeugung nicht aufdringen lassen. Indessen kam Lisette herbey gehüpft, um mich zu der Quadrille-Probe ab-

zuhohlen, die im anstoßenden Zimmer gehalten werden sollte. „Eben recht," sagte sie, indem sie sich zu Blum wandte, „mein Tänzer ist noch nicht da; wollen sie wohl so gütig seyn, statt seiner mit mir zu tanzen?" Blum wollte sich sehr artig entschuldigen, daß er gar keine Übung in den Französischen Schritten habe; aber Lisette nahm keine Einwendung an, sie versprach ihm alle Schritte zu erlassen, er sollte nur figuriren. Er mußte gehorchen und ihr folgen. Wir stellten uns an. Ich war wie im Feuer, Blum mir gegen über, ich an Wallners Hand, links die Valsin, rechts die Herborn, und mein Bewußtseyn von seiner strengen Denkungsart in Absicht solcher Frauen! O, meine Lage war höchst unangenehm! Ich sah die Blicke, die Blum auf seine Nachbarinn warf, ich sah die durchdringenden Blitze, die er auf mich und meinen Tänzer schoß; ich tanzte kopflos, und fehlte alle Augenblicke. Wallner sah mich ernst und traurig an, leise Seufzer entschlüpften seinen Lippen, aber keine Bewegung, kein Wort zeigte auch nur die geringste Vertraulichkeit an; er hätte mit der fremdesten Person nicht zurückhaltender umgehen können. Mein Herz dankte ihm innig für diese Delicatesse. Jetzt kam die Reihe an Blum, zu tanzen; ich erstaunte, als ich ihn mit außerordentlichem Anstand und kraftvoller Leichtigkeit

die Schritte besser als alle Übrigen tanzen sah. O von welchen streitenden Gefühlen ward mein Herz in diesem Augenblicke zerrissen! — Ich wußte nicht mehr, was und wie ich tanzte. Wallner zog mich wie eine Maschine dahin und dorthin, und jeder Fehler, jedes gedankenlose Hinstarren meiner Blicke schien sein Herz schmerzlich zu verwunden. Endlich war die Quadrille zu Ende, Wallner entfernte sich mit einer stummen Verbeugung, ich wollte auch zur Gesellschaft zurückkehren; aber Blum hielt mich ab. Mit finsterm Ernste zog er mich an's Fenster, und rief: „Und diese Quadrille werden Sie morgen öffentlich tanzen?" „Natürlich!" erwiederte ich mit aller scheinbaren Unbefangenheit, die mein verwirrtes Gemüth aufbringen konnte, „warum denn nicht?" „Weil Sie Ihren Ruf auf's Spiel setzen," erwiederte Blum heftig, „weil Sie sich mit ausgehaltenen lasterhaften Weibern in eine Classe stellen." „Sie bedienen sich sehr sonderbarer, sehr harter Ausdrücke." „Es sind die wahren, die passendsten. Was wird die Welt von Ihnen denken? Fräulein Brandner in einer so vertrauten Gesellschaft mit einer Valsin und Herborn! von Wallnern will ich nicht reden, ich weiß nichts bestimmt Schlechtes von seinem Charakter; wüßte ich etwas — bey Gott! ich würde mein Leben daran setzen, Sie ihm zu entreissen! Aber so wie

die Sachen jetzt stehen — Sie sind Frau über ihr Herz, Sie können damit schalten wie Sie wollen — (hier zitterte seine Stimme hörbar, und mein ganzes Wesen bebte mit) — von mir, von meinen Wünschen ist gar keine Rede; aber Eleonore! ich beschwöre Sie um Ihres guten Nahmens, um Ihrer Tugend willen, tanzen Sie morgen diese Quadrille nicht." „Mein Gott! Blum, rief ich äußerst erschüttert, „was verlangen Sie von mir? ich kann ja unmöglich mehr absagen." — „Nicht?" rief er finster, „können Sie nicht einen schicklichen Vorwand erdenken? Können Sie keine Krankheit, kein Fußweh — was weiß ich was, vorschützen?" „Das geht nicht an, sagte ich, man würde im Hause wohl merken, daß das nur eine Ausflucht ist; ich würde schrecklich ausgelacht werden." „Immerhin," rief er, „wenn kein anders Mittel ist, der Schande zu entkommen. Oder wollen Sie lieber Ihre Ehre verlieren, als die Thoren über sich lachen lassen?" „Welche Ausdrücke!" sagte ich, „Sie nehmen alles so erstaunlich ernsthaft, ich weiß gar nicht warum? Ich sehe nichts so Schreckliches an der Quadrille. Muß ich denn darum eine vertraute Freundinn dieser Personen seyn, weil ich auch ein Mahl mit ihnen tanze?" So dauerte der Streit noch eine Weile fort, als der junge Schöndorf kam, und mir sagte, Frau von Bal-

sinn wolle mir die Nadeln zeigen, die zur morgigen Quadrille gehören. „Was für Nadeln?“ fragte Blum. Schöndorf erklärte es ihm. „Sie werden also,“ sagte Blum jetzt mit ausgelöschter Stimme, „Sie werden die Nadel tragen, die Ihnen Wallner gibt? Sie werden seine beständige Gefährtinn seyn, und öffentlich dieß Verhältniß mit ihm bekennen? Leben Sie wohl!“ — und verschwunden war er. Ich stand wie eingewurzelt. Heinrich zog mich fort. „Kommen Sie doch, die Walsin wartet auf Sie.“ Ich folgte ihm maschinenmäßig; ich wußte nicht, was ich machte. Ich sollte die Nadeln besehen; ich that es, ich lobte sie, und ich wußte nicht, was ich gesehen hatte. Juliane bemerkte meine Bestürzung, sie zog mich auf die Seite; aber ich wollte und konnte ihr in dem Aufruhr meines ganzen Wesens nichts gestehen. Wallner ging bald fort; ich hatte den Muth nicht, mit ihm zu sprechen. Was hätte ich ihm sagen können? Es blieben ein paar Personen zum Souper, das Gespräch wurde allgemein; ich nahm wenig Theil daran, und suchte meine verwirrten Gedanken zu sammeln. Indessen kam ein Bedienter, und brachte meiner Kostfrau einen Brief vom Herrn Blum. Sie öffnete, zog das Billet heraus, las einen Zettel, der dabey lag, schüttelte mißmuthig den Kopf, und sagte: „Die Mühe hätte er sich und

mir ersparen können, wenn er kein Billet verlangt hätte." Und nun wandte sie sich an mich: „Fräulein Brandner, Herr Blum kommt nicht zum Piquenique; er hat plötzlich wieder eine Reise zu machen. Hier ist sein Billet." Ich war wie vom Blitze getroffen, und nicht im Stande, etwas zu antworten. Zu meinem Glücke wurde in dem Augenblicke ein interessantes, allgemeines Gespräch auf die Bahn gebracht, und ich blieb meinen Gedanken überlassen. Endlich standen wir auf. Noch nie hatte mich ein Souper so lange gedünkt. Ich wollte geschwind fortgehen, um auf mein Zimmer zu kommen; aber Frau von Schöndorf hielt mich zurück. Es war niemand mehr da, als Juliane und ich. Sie rief mich, und sagte: „Sagen Sie mir nur, Fräulein Leonore, was das für eine Geschichte mit dem Billet ist? warum kommt Blum nicht zum Ball? denn daß die Reise nur ein Vorwand ist, läßt sich mit Händen greifen." Ich war unaussprechlich beschämt und ärgerlich über diese unbescheidene Frage, und sagte mit einem Tone, der wohl meine Stimmung verrathen mochte, daß ich nicht mehr wüßte, als sie. „Das ist nicht möglich," rief sie, „das werden Sie mich nicht glauben machen. Sie haben sich gezankt; es ist etwas vorgefallen." „Nicht das Geringste." „O!" rief Frau von Schöndorf, „das Räthsel läßt

sich leicht lösen. Er ist aufgebracht, daß sie morgen mit Wallnern die Quadrille tanzen. Er hat sich zwar vierzehn Tage nicht um Sie bekümmert; aber Sie hätten sich doch nicht unterstehen sollen, sich mit einem Andern zum Tanzen zu engagiren." Diese höhnische, schonungslose Bemerkung brachte mich auf's äußerste. Ich fühlte, daß mir das Blut in das Gesicht schoß; ich hätte beynahe vor Ärger geweint. „Wenn Sie's denn durchaus wissen müssen," rief ich heftig; „es ist nicht Wallners, es ist der Gesellschaft wegen." „Der Gesellschaft wegen?" wiederhohlte Frau von Schöndorf, und schien sehr beleidigt durch diesen Ausdruck. „Er will nicht, daß ich mich mit Weibern, wie die Valsin und Herborn ist, öffentlich in irgend einem vertraulichen Verhältnisse zeige." Bey diesen Worten brach die Frau in ein lautes höhnisches Gelächter aus, das den Ärger, sich in diesem Vorwurfe mitgetadelt zu fühlen, nur schlecht verbarg. „Wahrhaftig! Blum mag ein ganz guter Mensch seyn; aber die Welt kennt er nicht. Wie kann es einem vernünftigen Menschen einfallen, solche Forderungen zu machen? wie soll man denn in der Welt leben, wenn man nur mit den Leuten umgehen will, deren Charakter und Aufführung ganz tadellos ist? Bin ich zur Sittenrichterinn über die Leute berufen, die mein Haus besuchen?

Es ist die Pflicht jeder Hausfrau, darauf zu sehen, daß keine Unanständigkeit in ihrem Hause vorfalle, und sie hat das Recht, die Leute, die sich dergleichen erlauben, davon auszuschließen; wie sich aber jedes in seinen vier Mauern beträgt, was es sich da erlaubet oder nicht erlaubet, das geht uns in der Gesellschaft nichts an, und wir haben kein Recht, uns darum zu bekümmern; wir müßten denn solche Klatschmuhmen seyn, wie Frau von Dorfing, die die Lasterchronik und den ganzen Hausstand von jeder ihrer Bekannten wissen und beschwatzen will. Mein Fräulein! wenn Sie Ihrem Liebhaber solche Pedanterien erlauben, und ihm in solchen lächerlichen Forderungen nachgeben, so werden Sie sich eine schreckliche Ruthe binden. Gute Nacht." Mit diesen Worten ging sie in ihr Cabinett, und ich und Juliane auf unser Zimmer. Als wir allein waren, sagte Juliane: „Ich muß Sie der Indiscretion meiner Mutter wegen um Verzeihung bitten; sie hatte schlechterdings kein Recht, Sie um ihr Verhältniß zu Blum, und die Ursache Ihres Zwistes zu befragen. „Ich dankte ihr, und versicherte sie, daß ich schon alles vergessen hätte. Indessen fing sie wieder an: „Wenn auch meine Mutter nicht ganz Recht hat, so hat doch Blum gewiß noch mehr Unrecht. „Nun fuge

sie an, mir zu beweisen, daß man in der großen Welt und überhaupt im Umgange mit Menschen nicht so ekel seyn könne und müsse, daß ein gemischter Umgang durch seine Mannigfaltigkeit zu unserer vielseitigen Ausbildung beytrüge, und daß es selbst in den Augen strenger Richter ein weit sichererer Beweis von der Festigkeit unsers Charakters und unserer Tugend sey, wenn wir da stehen, wo wir so Manche neben uns fallen sehen, als wenn wir unter lauter guten erhabenen Beyspielen nicht hinter ihnen zurück bleiben. In dieser Rücksicht redete sie mir mit eindringendem Ernste zu, Blums Forderungen nicht zu weichen, und da, wo mein Bewußtseyn mir keine Vorwürfe mache, mich um seinetwillen keiner Lächerlichkeit auszusetzen.

Ich konnte ihr nicht ganz beypflichten, obwohl ich ihren Gründen nichts entgegen zu setzen wußte; endlich aber stand der Entschluß fest, mich in Blums Augen, der mich ohne Schonung einem solchen Auftritte Preis gegeben hatte, nicht durch eine schwache kindische Nachgiebigkeit selbst verächtlich zu machen, und in diesem, wie in allen Fällen, wo weder mein Gewissen noch die Stimme der Welt mich verdammen, meinen geraden Gang zu gehen, und meiner Überzeugung zu folgen. Diese Betrachtungen brachten einige Ruhe in mein aufgeregtes Gemüth; ich legte

mich nieder, und schlief besser, als ich es erwartet hatte.

Doch es ist vier Uhr Morgens. Ich habe drey Stunden theils geweint, theils geschrieben, meine Augen sind entzündet, ich bin ganz erschöpft, und schaudere vor Kälte; denn das längst erloschene Feuer in meinem Kamin hat einer durchdringenden Kälte Platz gemacht, die mich bis in's Innere durchschüttert. Schlaf wohl, liebe Schwester! Ach, indessen ich hier weine und wache, schlummerst du ruhig an der Seite deines geliebten Carls, vielleicht neben einem deiner Kinder. Schlaf süß, und Gott segne deine unschuldsvolle Ruhe! Ich will versuchen, ob ich schlummern kann.

Den 17ten Vormittags.

Ich habe ein paar Stunden geruht, und will nun die Geschichte dieser unseligen Tage enden. Vorgestern am Tage des Balls erwachte ich ziemlich spät, weil ich nur spät eingeschlafen war, und die Zeit bis zum Abend verging mit Putzen und Zurüstungen zum Piquenique so geschäftig und so schnell, daß ich dadurch zerstreut und gehindert wurde, den unangenehmen Gedanken nachzuhängen, die bey jedem Augenblicke von Muße sich gewaltsam in meiner Seele drängten.

Wir fuhren endlich auf den Saal, und Frau v. Schöndorf empfing die Gesellschaft, die sich zu versammeln anfing. Der bunte Wechsel zahlloser, glänzender Gestalten, die Pracht und Mannigfaltigkeit der Anzüge, das Geräusch, die Musik, der Schimmer von mehr als hundert Lichtern, die Eleganz des Tanzsaales und der Nebenzimmer, die geschmackvolle Einrichtung, alles das umfing meine Sinne mit einer Art von Zauber, der mich zugleich berauschte, und ergetzte. Es war der erste große Ball, den ich je gesehen hatte. Ich war überrascht, zerstreut und vergnügt; jedes trübe Bild, jede peinliche Spannung schwand aus meinem angenehm bewegten Gemüthe; ich genoß, ohne Rückblick auf die Vergangenheit und ohne Furcht vor der Zukunft, ganz wie ein Kind, nur den gegenwärtigen Augenblick, ich tanzte recht von Herzen, und schwatzte und lachte mit fröhlichem Sinne. Wallner kam. Sein Anblick weckte zuerst die Erinnerung an meine Lage, und verstimmte den reinen Einklang aller meiner Empfindungen, in dem mir erst so wohl gewesen war. Noch mehr aber that mir der Ausdruck von Kummer weh, der so sichtlich auf seinem Gesichte und in seinem ganzen Wesen lag. Ach, ich war so froh gewesen, und er, der mich so wahr, so treu liebte, litt so viel um mich und durch mich! Der Gedanke

machte mich unaussprechlich weich, und mein der Freude und jedem bessern Gefühle geöffnetes Herz war sehr geneigt, ihn durch ein recht freundliches Betragen aufzuheitern, und die Fröhlichkeit, die in mir war, auch auf jedes andere Wesen, das mir lieb war, zu verbreiten. Aber er vermied mich auffallend, er sprach gar nicht mit mir, und wenig mit andern, er tanzte keinen Schritt, bis endlich kurz vor dem Souper die unselige Quadrille begann. Mein Herz schlug, als die Musik die ersten Töne angab. Ach! Blum stand vor meinem Geiste; ich sah seine zürnenden Blicke, ich hörte seine Vorwürfe, und ein weissagender Schauer überlief mich! Aber ich rief meinen Entschluß vom vorigen Abende zurück, und faßte mich wieder. Wallner kam, um mich abzuhohlen. Ich begegnete ihm sehr freundlich; er reichte mir die bewußte Nadel. Es war eine zierliche Sonnenblume von Filagrane mit leichter Schmelzarbeit. Ich fühlte und dankte ihm heimlich die Feinheit seiner Wahl, die auf kein Vergißmeinnicht oder etwas ähnliches Anspruchvolles gefallen, sondern die bedeutungslose Sonnenblume gewählt hatte. Ich steckte die Nadel an die Brust; er seufzte. Ich sah ihn freundlich an; er ergriff meine Hand und küßte sie mit Feuer. Nun führte er mich zum Tanze. Noch nie habe ich ihn so schön und mit so viel Anstand

tanzen gesehen; aber dennoch schob mein Herz mir alle Augenblicke ein anderes Bild zur Vergleichung vor, und da — ach da verlor Wallner. Doch das ist ja vorbey, und ich soll alle Erinnerungen verbannen.

Wir erhielten sehr viel Beyfall. Nach der Quadrille gab jeder Tänzer seiner Dame den Arm. Wallner allein ging neben mir, ohne mir den seinen zu biethen. Ich fühlte mit Schmerz, daß ich ihn den Tag zuvor sehr gekränkt, und überhaupt seine Ruhe vergiftet hatte; ich glaubte ihm durch ein sehr achtungsvolles offenes Betragen Ersatz für seinen Kummer schuldig zu seyn, und nahm daher selbst seinen Arm. Eine lebhafte Bewegung durchbebte sein Inneres; er drückte meinen Arm an sein Herz, und küßte mir so dankbar, so freudig die Hand, als hätte ich ihm mit meinem Arm eine Welt geschenkt. Er wurde nun auch offner, gesprächiger; beym Souper stand er hinter meinem Stuhle, und ich sorgte für ihn, wie ich die andern Mädchen und Weiber thun sah. Nach dem Souper war ich zu müde zum Tanzen, und ging mit Wallnern auf und ab. Wir plauderten, und waren beyde vergnügt und munter. Jetzt gesellte sich auch Juliane und ihr Führer, Graf Kelm, zu uns, ein Mann bey funfzig Jahren, der sehr viel Lebensart, Geschmack und feinen Ton hat. Er ist Präsident und

geheimer Rath, einer von Julianens vielen Verehrern, und, wie mir seit einiger Zeit scheinet, nicht der unglücklichste. Nun ward unsere Unterhaltung noch lebhafter und anziehender. Juliane war heut in ungewöhnlich guter Laune, und ihr Witz schoß wie Blitze treffend und schnell auf jeden Gegenstand. Auch der Graf blieb nicht hinter ihr zurück. Doch zuletzt dünkte mich diese Art von Unterhaltung zu sehr ins Beissende überzugehen. Dieß verwundete mein Gefühl, und machte mich stumm. Auch Wallner sprach wenig mit, was mir sehr gefiel; nur Juliane und der Graf setzten ihr Gespräch, einen Wettstreit von Witz und Bosheit, eifrig fort. Während wir so saßen, nahte sich uns der jüngere Bruder des Grafen Van der Werth, der mit einer Gesellschaft auf der Redoute gewesen war, und erst jetzt zum Piquenique kam. Man fragte sich gegenseitig allerley, ob viel Menschen und Bekannte auf der Redoute waren, u. s. w. Van der Werth nannte mehrere, unter andern die Frau von Lessert und ihre Tochter, die er mit Blum begegnet hatte. Wie mir in diesem Augenblicke zu Muthe war, kann ich dir nicht sagen. Meine Sinne schwanden, die Kronleuchter tanzten vor meinen Augen, die Gesellschaft schien sich im Wirbel um mich zu drehen, und endlich das Ganze in eine formlose Masse zu zerfließen. Ich fürchtete eine

Ohnmacht, und hielt mich nur mit Mühe aufrecht. Juliane sah mich scharf an. „Das war also die Reise?" flüsterte sie mir in's Ohr, und ich dachte zu Boden zu sinken. Wallners Auge betrachtete mich ängstlich. „Ihnen ist nicht wohl," sagte er leise, aber heftig, und faßte mit inniger Theilnahme meine Hand; ich drückte die seinige. O wie unendlich wohl that mir dieser freundliche Antheil in dem Augenblicke, wo ein Wesen, das ich über alles geliebt hatte, mich kaltsinnig einer Andern aufopferte! „Es wird vorüber gehen," sagte ich, „mir ist nur ein wenig schwindlich." Er schlug mir vor, den Saal zu verlassen, wo es sehr heiß war; ich wollte nicht, um kein Aufsehen zu erregen, und raffte alle meine Kräfte zusammen, um mich zu fassen. Es gelang mir auch endlich, und ich war gesammelt genug, um mich wieder in's Gespräch zu mischen; aber meine Heiterkeit, der Frohsinn, mit dem ich den Anfang des Balles genossen hatte, war dahin. Ich erwartete mit Sehnsucht die Stunde der Rückkehr, um zu Hause ungestört den quälenden Gedanken nachzuhängen, die hier, zurückgedrängt und verläugnet, mit stechendem Schmerzen in meiner Brust wütheten. Wallner gewann in dieser Nacht unendlich in meiner Achtung; und das war die einzige beruhigende Empfindung, die ich hatte. Er behandelte mich mit der Zärtlichkeit eines Bru-

ders, und mit der Sorgfalt eines theilnehmenden Arztes. Endlich ward es fünf Uhr Morgens, und Herr von Schöndorf wollte mit Lisetten nach Hause fahren. Ich bath, daß er mich mitnehmen möchte; denn seine Frau und Juliane blieben bis ganz zu Ende, und das war erst um sieben Uhr. So kam ich nach Hause, und lag nach dem erschöpfenden Balle noch lange schlaflos, und von tausend traurigen Gefühlen und Ahndungen gefoltert, bis endlich ein wohlthätiger Schlummer meine verweinten Augen schloß. Ich erwachte spät, ermattet, und mit heftigem Kopfschmerzen. Ach, mir waren noch ärgere Schmerzen bestimmt! Kaum hatte ich mich angezogen, als mein Mädchen hereintrat, und mir den Brief brachte, den ich dir hier beyschließe.

O meine Schwester, welch ein Brief! Hat Ferdinand so schreiben können? er, der Gespiele meiner Kindheit, der Vertraute, der einzige Geliebte meiner Jugend! er, der einst nur für mich zu leben schien! Zerrissen sind die heiligen Bande, zerstört jede Hoffnung auf künftiges Glück! Ich bin allein, ganz allein auf der Welt!

O Thereſe! meine Thränen, die seit gestern Morgens fast nicht aufgehöret haben zu fließen, die ich nur, so lange ich schrieb, mit Mühe zurückhielt, strömen jetzt, daß ich beynahe das Papier nicht sehe. Und ich soll glauben, daß die

Veränderung meiner Lebensart, meines Geschmacks allein ihn zu diesem Schritte vermocht hat? Nein, nimmermehr! Wenn auch unselige Mißverständnisse, und ein triegerischer Schein unsere Herzen auf Augenblicke entzweyen konnten: war ihm mein Besitz, meine Ruhe, ach Therese! mein ganzes irdisches Glück nicht der der Mühe werth, zu untersuchen, ob ich so gewaltig Unrecht hätte, mich liebvoll zurecht zu weisen, Geduld mit meinen Schwächen zu haben? Aber wie — Geduld? Habe ich ihm nicht selbst meine Hand angebothen? habe ich nicht in ihn gedrungen, unser Bündniß schnell zu vollziehen? hat er es nicht abgeschlagen? und ich soll glauben, daß ich allein Schuld hätte? O nein! nein! Er liebt Babetten, das ist klar, das ist unwiderleglich, und er ergreift hastig diese Gelegenheit, diesen Schein, um sich von mir zu trennen, und Ansprüche zu vernichten, die sein neues Glück hindern könnten. Er verläßt mich. O meine Schwester! Fühle mit mir den gränzenlosen Jammer, der in diesen Worten für deine arme Leonore liegt! Ich kann nicht mehr schreiben. Lebe wohl!

Sechs und zwanzigster Brief.

Ferdinand Blum an Leonore v. Brandner.
(Im vorigen eingeschlossen.)

*** den 16. Jänner 1798.

Gnädiges Fräulein!

Es ist schon sehr lange her, daß unsere Herzen angefangen haben, sich mißzuverstehen. Ohne in die Ursachen und Verhältnisse tiefer einzudringen, welche diese Veränderung hervorgebracht haben, beschwöre ich Sie bloß, zu glauben, daß es das einzige höchste Ziel aller meiner Bestrebungen war, diese Mißverständnisse zu enden. Wie ohnmächtig der menschliche Wille im Kampfe gegen das Schicksal sey, hat die Geschichte der letzten Monathe mich gelehret. Jene Umstände und Beziehungen wurden so mächtig, so unwiderstehlich, daß wir beyde uns jetzt auf einem Puncte befinden, von dem wir (diese Überzeugung habe ich zu theuer erkauft, um sie nicht für unbestreitbar zu halten) weder vor- noch rück-

wärts gehen können. Lassen Sie uns also, me
Fräulein, Bande vollends lösen, welche dur
tausend Ereignisse und Mißverständnisse läng
so lose geworden sind, daß sie nur mehr der Form
nicht dem Wesen nach bindend seyn können, u
einen Schein ablegen, der für Sie und mi
bloß drückend und unbequem seyn kann.

Gnädiges Fräulein! Es ist nöthig, es
unausweichlich, daß wir uns trennen. Jedes v
uns wird künftig seinen Weg allein gehen; ab
es wird immer ein tröstendes und theures B
wußtseyn bleiben, wenn ich hoffen kann, d
Ihre Achtung, die ich nicht verwirket zu hab
glaube, auch in der Entfernung dem Freun
ihrer Kindheit folgt. Ich bin mit der vollko
mensten Hochschätzung u. s. f.

Leonore.

Ein

Gemählde aus der gewöhnlichen Welt.

Von

Caroline Pichler,

geborne

von

Greiner.

Zweyter Theil.

Wien, 1813.

Gedruckt und im Verlage bey Anton Strauß.

Sieben und zwanzigster Brief.

Ferdinand Blum an Ludwig Seltig.

*** den 14. Jänner 1798 Abends.

Schilt mich, Ludwig, lache über mich, nenne mich einen schwachen verächtlichen Thoren; ich verdiene es. O, was ist der Mensch, der hochgepriesene König der Natur, für ein elendes, armseliges Wesen, wenn ihn eine Leidenschaft beherrscht! Daß ich noch trauen, noch hoffen konnte! Ja, ich verdiene diese Züchtigung meines Schicksals, ich verdiene den unsanften Schlag, mit dem es mich endlich ganz aus dem Traume rüttelt, aus dem ich zu erwachen mich nicht entschließen konnte. Ich habe geheuchelt, dir und mir geheuchelt, und ich schäme mich vor mir selbst, vor meinem bessern Bewußtseyn, dieser schwachen kindischen Heucheley. Trotz alles dessen, was ich von Leonoren erfahren habe, war es diesem kraftlosen Herzen nicht möglich, sich ganz von ihr zu reissen! Immer noch hoffte es, immer noch schweb-

te ihm die Möglichkeit einer Veränderung täuschend vor, und was ich dir auch von meinen Entschlüssen, sie aufzugeben, schrieb, es war nicht wahr; ich hoffte, das Feuer würde nicht brennen, die Nacht würde nicht finster seyn. Es war unmöglich, es war äußerst lächerlich, so was auch nur zu denken; meine Seele dachte es doch, und hing mit Macht an diesen Hoffnungen. Nun ist aber auch der letzte matte Schein verschwunden. O Ludwig! ich schreibe mit blutendem Herzen: Leonorens Gemüth ist vergiftet, sie ist falsch, sie ist eine Coquette; und nun ist auch der letzte Faden zwischen ihr und mir zerrissen.

Ich will versuchen, ob ich meine Gedanken sammeln, und in das Chaos, das ich dir geschrieben habe, Ordnung bringen kann. Ich kam diesen Nachmittag von P**g zurück, wo ich meinen lieben Carl beynahe ganz hergestellt in den Armen seiner neubeglückten Familie verließ. Voll von süßen Bildern ehelichen und häuslichen Glückes lange ich an, kleide mich schnell um, und eile zu Schöndorf. Leonore empfing mich mit lebhafter Freude, mit süßer zutraulicher Zärtlichkeit.

Die Falsche! die Heuchlerinn! So war sie lange nicht mit mir gewesen; und ich Thor gab mich ihr hin, ich traute ihr, ich fürchtete nichts!

Arglos schwatzte ich mit ihr, wie in vergangenen Tagen, sie beredete mich mit ihrem unwiderstehlichen Zauber auf's Schönborfsche Piquenique zu gehen, das morgen seyn soll; sie hüpfte fort und brachte mir das Billet. Wie reitzend war sie in diesen Augenblicken! Wie täuschend wußte sie die Sprache der herzlichsten Liebe nachzuahmen!

Ich ahndete nichts. Hätte mich nicht selbst diese ungewöhnliche Zärtlichkeit aufmerksam machen sollen? Nun kam Wallner, und sein Betragen zeigte genugsam, daß meine Abwesenheit ihm ein Recht gegeben hatte, sich über Leonorens Vertraulichkeit gegen mich zu beklagen. Mein Blut fing zu kochen an. Endlich wurde eine Quadrille probirt, die morgen getanzt werden soll. Die jüngere Schönborf bath mich, die Stelle ihres abwesenden Tänzers zu vertreten. Ludwig! Ludwig! welch eine Quadrille! Wallner führte den Reigen, links stand die Valsin, rechts ein noch verächtlicheres Geschöpf, eine gewisse Herborn, die anerkannte Buhlerinn eines alten Grafen, deren Sündengehalt die ganze Stadt zu berechnen weiß. Und unter diesen Geschöpfen, an Wallners Hand — meine? nein — nicht mehr meine, *seine* Leonore. O, ich dachte rasend zu werden! Nach der unseligen Quadrille faßte ich

den Entschluß, noch ein Mahl, und zwar zum letzten Mahl eindringend mit Leonoren zu sprechen. Ich that es, ich beschwor sie im Nahmen der Ehre, der Tugend, diese Quadrille nicht öffentlich zu tanzen, sich nicht vor den Augen der Welt in eine Reihe mit solchen Creaturen zu stellen. Sie schlug es aus. Sie wird tanzen, noch mehr, sie wird die Nadel tragen, die ihr Wallner geben wird, sie wird vor den Augen der ganzen Gesellschaft sich als seine Geliebte bekennen; denn außer der Herborn, die nun freylich nicht mit ihrem podagrischen Galan tanzen kann, ist alles gepaart. Leonore, Wallners Geliebte, seine erklärte Geliebte! Und ich? Ludwig! Ludwig! Alle Martern der Hölle wären Labung gegen die Qual, wenn ich morgen Zeuge dieser Quadrille seyn müßte! Ich habe das Billet zurückgeschickt. Vielleicht — o ich Thor, noch zu hoffen! — vielleicht, wollte ich sagen — erschüttert sie dieß, vielleicht tanzt sie nicht, vielleicht geht sie gar nicht auf den Ball. Wie thöricht! Sie wird gehen, sie wird nur desto unbefangener seyn, wenn der lästige Beobachter nicht dabey ist. Darauf war ja die Quadrilleprobe und mein Mittanzen berechnet; denn das Billet mußte man mir doch anbiethen, aber verleidet mußte mir der Ball werden, darum ward

das Bild des künftigen Abends schon heute vor meinen Blicken enthüllt. O! ich werde sie nicht stören! Und wenn sie nicht ginge? wenn sie erschüttert und bewegt über ihre Lage nachdächte? Nein, nein, es ist nicht möglich.

Den 16. Morgens.

Sie ist gegangen, sie hat die Quadrille getanzt, die Nadel getragen, die ganze Nacht an Wallners Seite zugebracht, und — wir sind getrennt. Ich habe ihr diesen Morgen geschrieben. Wenn sie aus dem Schlafe nach dieser entzückenden Nacht erwachen wird, wird man ihr das Billet einhändigen. Jetzt bin ich ganz ruhig. Meine Maßregeln sind genommen. Hier bleibe ich auf keinen Fall; nur weiß ich noch nicht bestimmt, wohin ich reisen werde. Ich war die Nacht auf der Redoute, wohin ich unsern Freund, den guten Wiprecht, beschieden hatte, der vorher auf's Schöndorfsche Piquenique ging, und mir versprach, um zwey Uhr Nachricht zu bringen, wie es dort zugeht. Er hielt Wort. Meine Tante war ebenfalls mit Babetten auf der Redoute. Das war mir ungelegen, denn ich

mußte das Mädchen eine gute Weile führen, weil die Mutter zu müde war; endlich ward ich sie los, und nun erzählte Wiprecht. Es ist alles vorbey, es kann nicht anders seyn, es bleibt kein Ausweg, wir sind geschieden. Möchte sie recht glücklich werden! denn ihr Herz war gut, und ist es vielleicht noch.

Acht und zwanzigster Brief.

Juliane von Schöndorf an Babette von Leſſert.

*** den 17. Jänner 1798.

Nun iſt der entſcheidende Schritt gethan. Die Verliebten haben ſich mißverſtanden, gezankt, und geſchieden, und, was das beſte bey der Sache iſt, er ſelbſt hat die letzte Hand an's Werk gelegt, und den Abſchiedsbrief geſchrieben. So kann ſie nun wohl, ohne ihrem Stolze zu vergeben, welchen ich in Bewegung zu ſetzen nicht ermangeln werde, nicht mehr zurück, und wenn es ſie noch ſo bitter reuen ſollte. Dieſer Piquenique hat dem baufälligen Liebesgebäude den letzten Stoß gegeben; die gewiſſen Nadeln, und die Quadrille mit Wallnern und den zwey Damen haben Blums Eiferſucht, ſeine ſtrengen Grundſätze empört, und Lorchens kopfloſes, unentſchloſſenes, widerſprechendes Betragen hat den feindſeligen Eindruck beſtärkt und vollendet. Sie ſind getrennt, die Kluft iſt eröffnet; meine Sorgfalt

sey es, sie immer weiter und breiter zu machen, bis sie nicht mehr zu überspringen ist. Aus eben dem Grunde, und weil Personen, wie Leonore, außerordentlich an Förmlichkeiten hangen, die bey ihnen oft die Kraft von Zauberceremonien haben, will ich sie bereden, ihm Briefe und Portrait zurück zu schicken. Die Redlichkeit, welche sie Wallners gegründeten Hoffnungen schuldig zu seyn glaubt, und ihr beleidigter Stolz, da Blum ihr zuerst entsagte, werden mir helfen, sie zu diesem Schritte zu vermögen, nachdem ihr die Rückkehr in ihre vorigen Verhältnisse eben so unmöglich scheinen wird, als die Rückkehr des gestrigen Tages; und dann ist die Reihe aufzutreten an Ihnen. Aber ich beschwöre Sie, Ihre Sachen klug zu machen, und nicht etwa durch ein täppisches Zufahren und voreilige Schritte den ganzen Plan zu zerstören, und das Spiel eher aufzudecken, als die Parteyen so weit gebracht sind, daß sie nicht mehr zurück können. Es muß nichts dem Zufalle überlassen, kein Umstand unberechnet, keine Möglichkeit unbedacht bleiben. Blum hat Verstand, Erfahrung, noch mehr, er hat Zartgefühl und Stolz; nehmen Sie sich also in Acht. Solche Männer ekelt nichts mehr an, als ein zuvorkommendes Betragen, und nichts macht ihnen ein Mädchen wi-

driger, als wenn ſie merken, daß man Plane auf ſie hat, und ihnen etwas will. Das laſſen Sie ſich geſagt ſeyn, und richten Sie ſich darnach. Ja keine Coquetterie in dem gewöhnlichen Sinne, keine Aufmerkſamkeit auf ihn! Zeigen Sie ſich eher zu gleichgültig, und vor allen Dingen bemühen Sie ſich, in Ihr Betragen ſo viel Sittſamkeit und Anſpruchsloſigkeit, und in Ihre Denkart ſo viel Geradheit und Einfachheit zu legen, als Sie können. Jeder Schein von Falſchheit würde ihn auf immer von Ihnen entfernen. Beſonders aber ſuchen Sie ihm jede Spur der Eitelkeit und Gefallſucht zu verbergen, ſonſt iſt er verloren. Ich geſtehe, die Aufgabe iſt ſchwer; aber der Preis des Sieges belohnt die Mühe des Kampfes. Nur ſo kann Blum dahin gebracht werden, Erſatz für ſeinen, ihm jetzt gewiß äußerſt ſchmerzlichen, Verluſt zu finden; nur unter dieſen Bedingungen können Sie hoffen, ſeine Hand einſt zu erhalten; denn auf einen übereilten Schritt aus Trotz oder kleinlicher Rache dürfen Sie bey dieſem Manne nicht rechnen.

Wenn Sie nur nicht gar ſo weit von mir wohnten! Wahrlich, meine Liebe, es war ein wunderlicher Einfall Ihres Vaters, das Haus in dem entlegenen Winkel der Vorſtadt zu kaufen! Man kann Sie ja im Winter gar nicht be-

ſuchen, und zum Schreiben habe ich weder viel Luſt noch viel Zeit. Iſt es Ihnen möglich, ſo kommen Sie morgen eine Stunde vor Tiſche herein; denn ich habe Ihnen noch manches zu ſagen, was ſich im mündlichen Geſpräche weit beſſer mittheilen läßt. Lorchen iſt von zehn bis zwölf Uhr bey ihrem Vormund, und wir ſind alſo ungeſtört.

Neun und zwanzigster Brief.

Leonore von Brandner an Thereſe Friedberg.

*** den 30. Jänner 1798.

Ich habe deinen Brief vom 15. vor drey Tagen erhalten; ich war nicht im Stande, ihn ſogleich zu beantworten. Erſt heute bin ich gefaßt genug, dir mit ruhiger Überlegung alles zu ſagen, was in mir vorgeht, wie ich denke und fühle. Welcher Brief! und zu welcher Zeit! Er hat mich tief, er hat mich unausſprechlich erſchüttert. Aber Schweſter — es iſt zu ſpät, auf jeden Fall, in jedem Sinne zu ſpät! die ſchlechten Wege verzögerten ſeine Ankunft. Wäre er früher gekommen! — Doch nein, keine Täuſchung! Wäre er auch früher gekommen, die Sachen hätten keinen andern Gang nehmen können, als ſie genommen haben. Es war der Gang, den ſie nach allem, was geſchehen war, nehmen mußten. Es war voraus zu ſehen, zu berechnen, daß die Bande gelöſet werden mußten, die Eines von uns ſo

ungern trug, und die es abzuschütteln nur die nächste Gelegenheit suchte. Ich glaube mit vielem Grunde, die Ursache zu kennen, die Blums schnellen unvorbereiteten Schritt veranlaßte, und diese Kenntniß läßt mich an keine Möglichkeit einer Rückkehr glauben. Es ist vorbey, und muß vorbey seyn, und ich darf, wenn ich nicht unredlich und unedel handeln will, mich nicht mehr bey dem Nachdenken über die Gründe, die jene Entscheidung herbeyführten, aufhalten. Du siehst, daß ich ganz kalt und ruhig über diesen Punct bin. Wahrlich, Schwester, ich bin ruhig! ich habe ja genug gekämpft, gelitten, geweint, bis ich diese Ruhe errungen habe. Die vergangene Woche war eine schreckliche Zeit für mich! Jetzt ist auch das vorbey, und so wird noch mehr vergehen, was uns, so lange es künftig oder gegenwärtig ist, fürchterlich, unerträglich scheint; es kommt, wir leiden unaussprechlich, endlich vergeht es doch wieder, und indessen recht viel solche Stürme kommen und vergehen, vergeht auch das Leben und mit ihm all unser Elend.

Wallner macht sich mit Recht Hoffnungen auf mein Herz, vielleicht auch auf meine Hand. Sein Betragen gegen mich war immer fein, edel und sich gleich. Sein Vermögen ist ansehnlich. Ich weiß zwar, daß er vor einiger Zeit, wie die Mei-

sten seines Standes, in einiger Verlegenheit war; aber seit dem Tode eines Großonkels, der ihm eine ansehnliche Summe hinterließ, sind seine Umstände ganz geändert. Es ist also nicht sehr wahrscheinlich, daß mein Vermögen, das doch, gegen das seine gehalten, in gar keinen Betracht kommen kann, so viel Werth in seinen Augen haben sollte, um ihn zu einer so langen, planmäßigen, mühsamen Verstellung zu bewegen. Warum soll ich also allen Umständen zum Trotze das Schlechteste von ihm glauben, das auch zugleich das Unwahrscheinlichste ist? Die Eitelkeit hat keinen Antheil an diesem Glauben, das versichere ich dich. Ich weiß nur zu wohl, daß Männerherzen sehr flüchtig, sehr schwer zu fesseln sind, und daß es einem guten, treuen, aufrichtigen Gemüthe, wie meines, das sich offen hingibt, und von keiner Falschheit weiß, viel weniger gelingt, einen Mann fest zu halten, als einer schlauen Coquette, die bey Herzenskälte Verstand und Gelassenheit genug besitzt, ihr Äußeres immer zu bewachen, die Seite ihres Charakters herauszukehren, die der Liebhaber gern sieht, und über ihre Fehler und Schwachheiten einen künstlichen Schleyer zu werfen. Das weiß ich, Schwester, ich habe es nur zu sehr gefühlt, und fühle es noch; denn

noch sind die Wunden nicht geheilt, welche die Kälte und Vernachlässigung eines Andern meinem Herzen schlug. Es kann auch wohl seyn, daß Wallner keinen Augenblick besser ist; es kann seyn, daß ihn jetzt Neuheit, flüchtiger äußerlicher Reitz, Ungewißheit und Schwierigkeit des Besitzes an mich fesseln, daß er, so bald er meines Herzens, das er bis jetzt noch immer mit einem Andern theilen mußte, gewiß ist, auch kalt werden und mich vernachlässigen, verlassen wird. Das ist alles nicht nur möglich, sondern auch wahrscheinlich. Bis jetzt aber habe ich noch nicht Eine Klage über ihn. Er hat mich diese Zeit her, wo mein Gemüth in einer so traurigen Verstimmung war, mit so viel zarter Schonung, so viel freundschaftlicher Theilnahme, mit solcher Vermeidung jedes Scheines von Zudringlichkeit behandelt, daß ich mich ihm hoch verpflichtet fühle, und er sich unbestreitbare Ansprüche auf meine Achtung, Freundschaft und Dankbarkeit erworben hat. Wenn einst mein Herz ruhig genug seyn wird, um seinen Verdiensten volle Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, und er dann meine Hand fordern wird, werde ich sie ihm gewiß geben. Glücklich werde ich nicht mit ihm seyn; aber wäre ich es denn mit jenem Andern geworden? Ist es mir überhaupt vom Himmel be-

ſtimmt, je glücklich zu werden? iſt es irgend einem Menſchen beſtimmt? Ich werde ruhig und ziemlich zufrieden ſeyn; und das iſt ja das Loos der Menſchheit, der unauslöſchliche Stempel, den jedes irdiſche Geſchöpf, jede Einrichtung, jedes Verhältniß trägt. Mittelmäßigkeit, Halbheit iſt ihr allgemeiner Charakter, und jene Ideale von vollkommenem Glücke, oder überhaupt von Vollendung, leben nur in den ſchwärmeriſchen Herzen junger guter Menſchen, ehe ſie in die Welt treten, und ihr Geſchlecht und die Verhältniſſe kennen lernen. Ach, mit welchen Hoffnungen, Ausſichten, Erwartungen trat nicht auch ich in die Welt! wie leicht ſchien es mir, alle ihre Freuden mit den ſtillen langgenährten Wünſchen meines Herzens zu vereinigen! welcher lachenden Zukunft ſah ich entgegen! und nun? Noch iſt kein volles Jahr verfloſſen, ſeit ich den einſamen Schauplatz meiner Jugendträume, meiner Mutter Haus verlaſſen habe: und welche Erfahrungen habe ich gemacht! wie bin ich von allen Seiten beraubt, arm, verlaſſen! wie öde iſt alles um mich! O, wo ſind jene Bilder hin? wohin iſt meiner erſten Jugend ſtilles Glück? — Verloren, verſunken im Ocean des Weltlaufes, von kleinlichen elenden Zufällen und Begebenheiten, wie von tauſend

Wellen, dahingerafft, auf ewig verschlungen! So stehe ich hier, und muß mit zwanzig Jahren wieder anfangen, nach einem neuen Plane zu leben, und alles um mich aus einem Gesichtspuncte zu sehen, wovon ich mir im Hause meiner unvergeßlichen Mutter nichts träumen ließ. — Du allein, dein Herz, deine Liebe sind mir aus jener goldenen Zeit, wo ich in der ganzen Welt nur gute Menschen und einfache Verhältnisse glaubte, aus jener Zeit warmer, wohlthätiger, niegetäuschter Gefühle übrig. Wie ein Stern aus besseren Gefilden der Ruhe strahlet deine liebevolle Theilnahme allein und leitend in die Nacht, die mich umgibt, herüber, und gibt mir Kraft, nicht ganz zu unterliegen. Wenn ich dich nicht hätte, Therese, was würde aus mir werden?

Was du mir von Julianen schreibest, ist größten Theils richtig. Sie ist, wie ich mit sehr vielem Rechte vermuthe, Babettens Vertraute, und vielleicht — ich wage diese lieblose Bemerkung nur gegen dich — vielleicht die geheime Unterstützerinn ihrer Absichten. Doch auch das ist bloße Vermuthung, aber hinlänglich, mich noch mißtrauischer gegen sie zu machen. Übrigens scheint es, daß sie jetzt für sich selbst sehr hochfliegende Aussichten hat, und vielleicht bald hei-

rathen wird. Graf Kelm, der Präsident und Geheimerath, von dem ich dir, wie ich glaube, schon einmahl geschrieben habe, scheint nicht ohne Hoffnung zu — lieben kann man wohl von solchen Verhältnissen nicht sagen, aber — sich um sie zu bewerben. Er hat zwar kein Vermögen, und ist über funfzig Jahre alt. Aber sie wird sich Gräfinn, Excellenz nennen hören, in Gesellschaften einen der ersten Plätze einnehmen, und in den Reichthümern ihres Vaters Quellen genug zur Führung eines glänzenden Hauses finden. Er bekommt ein reiches Weib. So sind beyde vergnügt. Und haben sie am Ende nicht Recht, Therese? Was ist häusliches Glück? was ist die Seligkeit der Liebe? ein Traum, ein Wahn, der nur zu bald vergeht!

Schreibst du nicht selbst, daß kein Ehepaar lebt, das nicht über einander zu klagen hätte? Das schreibst du, deren Ehe mir oft als ein Muster häuslichen Glückes vorschwebte. Auch du hast zu klagen, du leidest vielleicht jetzt unaussprechlich durch die Krankheit deiner Kinder; und was habe ich zu erwarten? Darf ich wohl murren? darf ich mich nur im geringsten wundern, wenn Wallner ganz, oder größten Theils dem Bilde entsprechen wird, das du von ihm entwirfst? Ich weiß es, ich werde nicht mehr glücklich seyn, und,

kein Mensch ist es, weil es kein Glück auf Erden gibt.

Sieh, Therese, dieser Gedanke, so trostlos er dir scheinen mag, gibt mir Muth, Festigkeit, ja eine Art von Trost. Ich möchte das Schicksal herausfordern, mich noch elender zu machen, als ich schon war, und einst zu werden mir ohne dieß vorstelle. Ich bin ruhig. Das ist's, was ich wünschte, und das ist das Höchste, was der Mensch wünschen sollte.

Und nun lebe wohl, Therese! denke recht oft an mich, bethe für mich, daß der Himmel mir die gegenwärtige gefaßte Stimmung erhalte! Ich hoffe in deinem nächsten Briefe zu hören, daß deine Kinder wieder wohl sind. Grüße sie alle herzlich von mir, so wie auch deinen schätzbaren Gemahl, und vergiß und verlaß nicht

deine

getreue Schwester.

Dreyßigster Brief.

Dieselbe an dieselbe.

* * * den 9. Febr. 1798.

Nun ist alles vollendet, jedes Band gelöset, jedes noch so leise Verhältniß zerstört! Ich habe Briefe und Portrait zurückgesendet, und die meinigen in einem verbindlichen Billet wieder bekommen. O mein Gott! ein verbindliches Billet! Wie ruhig, wie kalt muß es in dem Herzen seyn, das in einem solchen Falle verbindlich schreiben kann! Therese! dir darf ich's gestehen, in deinen Schwesterbusen darf ich die Thränen weinen, welche die übrige Welt nicht sehen, nicht einmahl ahnden darf! Der Ton dieses Billets hat mich unendlich geschmerzt, er hat mir den ganzen Abgrund meines hoffnungslosen Unglücks gezeigt. Sieh, wenn nur die geringste Erbitterung, der versteckteste Vorwurf darin zu finden gewesen wäre, es hätte mich einiger Maßen getröstet, aber so! Ich habe es

wohl zwanzig Mahl gelesen, und nie etwas anders als Artigkeit darin finden können.

„Und was hätte es dir genützt," höre ich dich fragen, „wenn du aus dem Billet auf eine noch nicht ganz erloschene Liebe hättest schließen können?" Ach Schwester! weiß ich's denn? weiß ich denn überhaupt, was ich wünschen oder fliehen soll? Es ist überall Nacht um mich, und vor mir, auf meiner Zukunft, die fürchterlichste, grauenvollste. Ach, es hätte mich beruhiget, es hätte mich getröstet, wenn ich gefunden hätte, daß mein Andenken in seinem Herzen lebt, daß ich ihm nicht ganz fremd, ganz gleichgültig bin! Ganz fremd! Ihm, mit dem meine Kindheit, meine Jugend, unter welchen Hoffnungen! verfloß! — Doch stille, stille! wecke die schlafende Schlange nicht auf, die im innersten Herzen liegt, und, wenn sie wacht, mit verzehrendem Schmerzen nagt. Es ist vorbey, wir sind geschieden! Ich bin gefaßt und ruhig. Ein anderer, treuerer, zärtlicherer Freund hat gegründete Ansprüche auf meine Achtung und Dankbarkeit. Ihm muß jedes ähnliche Gefühl gewidmet seyn; und dieß war auch die Ursache, warum ich Briefe und Portrait zurückgab. Ich bin es Wallnern schuldig, redlich mit ihm umzugehen, keinen Gedanken an einen Andern mehr Raum in mei-

ner Seele zu geben, und alles zu entfernen, was dieſe Gedanken nähren könnte.

Wenn ich über dieß bedenke, daß Blum — ach, dieſe Vermuthung iſt nur zu wahrſcheinlich! — eine Andere liebt, daß ich um dieſer willen ſo ſchnell, ſo plötzlich verlaſſen wurde: fordert es dann nicht ein nie zu verletzendes Zartgefühl, dem Manne, der bereits in neuen Verhältniſſen lebt, alle Erinnerung an die alten, ſo viel als möglich, zu benehmen? So wie ich Wallnern dieſe Redlichkeit ſchuldig zu ſeyn glaube, mit eben ſo vielem Rechte kann Fräulein Leſſert ſie von Blum fordern. Er als Mann könnte nur durch eine Aufwallung von Zorn oder Eiferſucht veranlaßt und entſchuldiget werden, wenn er dieſen Schritt zuerſt thäte; und — ach Thereſe, er zürnt nicht, er eifert nicht, er iſt ja kalt und höflich! So mußte denn ich es thun; es war nothwendig, es war unausweichlich. Aber, Thereſe, es hat mich viel gekoſtet! Wie gern hätte ich nur Einen, einen einzigen Brief zurückbehalten, um nur einſt ſagen zu können: „ſo ward ich geliebt!" Ich durfte nicht. Die Briefe ſind numerirt; er hätte den Abgang merken können. Aber wohl zwanzig Mahl habe ich ſie in's Couvert und wieder heraus gelegt, und mit meinen Thränen benetzt, bis Juliane eintrat, und

meine Beschämung und ihr gebietherisches Wesen mich drang, ein Ende zu machen. Nun wird sie vielleicht Babette lesen! Sie wird sie fordern; dazu ist sie eitel und unzart genug, so wie ich sie kenne. Und er wird nicht den Muth haben, es ihr abzuschlagen; denn Männer, die gegen offen hingegebene, zutrauensvolle Weiber kühn und despotisch handeln, gehorchen gern und sclavisch der feinen Coquette, die sie an dem Köder ihrer schlauen Zurückhaltung hinzuhalten weiß. Wer ein Mädchen, wie diese Babette, lieben kann, der muß ihr auch unterwürfig seyn. Bald, bald möchte ich mit meiner armen Nahmensgefährtinn, mit Fiesco's unglücklicher Leonore, ausrufen: „Ich habe meinen Fiesco nicht verloren!" oder: „ich habe nichts an ihm verloren!" Leb' wohl!

Ein und dreyßigster Brief.

Ferdinand Blum an Ludwig Seltig.

*** den 10. Februar 1798.

Mein Entschluß ist gefaßt, Ludwig! Ich gehe nach England. Du weißt, daß meine Geschäfte diese Reise längst gefordert hatten. Ich konnte mich nur nicht entschließen, fortzugehen; denn ich konnte den Gedanken, mich schon wieder von Leonoren zu trennen, nicht ertragen. Jetzt kann ich es. Sie hat mir's leicht — sehr leicht gemacht. Vorgestern hat sie mir Briefe und Portrait zurück gesandt, und sich die ihrigen ausgebethen. Nun ist jede Förmlichkeit beobachtet, und sie ganz Wallners. Man spricht in der Stadt von diesem neuen Verhältnisse, als von etwas vollkommen Sicherem; man sieht sie überall beysammen, an seinem Arme geht sie in der Redoute, bey jedem Balle ist er ihr Tänzer, auf Spatziergängen folgt er ihrem Wagen zu Pferde oder in seinem Whisky. Nach Ostern

soll, wie man sagt, die Vermählung seyn. Das ist schnell — bey Gott! sehr schnell; aber es ist um so besser, um so natürlicher. Wer so bald lange getragene Bande vergessen konnte, warum soll der nicht eben so fertig seyn, neue zu empfangen und fest zu knüpfen? Sie hat Recht, sie handelt klug; und ich wäre ein Thor, mich über Ereignisse zu wundern oder zu ärgern, die nichts, als unausbleibliche Folgen vorhergehender bekannter Handlungen sind. Baronesse Wallner! meine — nein, nicht mehr dieß Wort! — Leonore Brandner, die Gespielinn meiner Kindheit, die Geliebte meiner Jugend, einst die Gefährtinn meines ganzen, o wie seligen Lebens! — Wie war das, Ludwig? Habe ich geträumt, oder träume ich jetzt? O nein, nein, ich träume nicht! ich bin wach, völlig wach und ganz nüchtern, um in dieser nüchternen, kalten, klugen Welt alles so deutlich und klar zu sehen, daß mir die Augen darüber vergehen möchten.

Es ist nchit das allein, es ist gar vieles, was sich vereinigt, mich fortzutreiben, und mir *** zur Hölle zu machen. Meine Schwester will mich von meiner Leidenschaft heilen, sie will mich vergessen lehren. Lachest du nicht, Ludwig? O, ich würde auch lachen, wenn ich nicht der Tollheit näher wäre, als der Ruhe! Mich heilen,

mich vergessen lehren! Diese Menschen, die sich gar keinen Begriff machen können, wie man etwas anders, als seine Bequemlichkeit und Ordnung lieben kann, die jede lebhafte Regung ängstlich vermeiden, weil sie sie aus dem lieblichen Gleichgewichte bringen könnte, in dem sie sich mit thierischer Behaglichkeit wiegen, und die Liebe und Ehe für nichts anders, als eine vernünftige Speculation ansehen, diese Menschen wollen sich vermessen, das Ding, das sie kaum vom Hörensagen kennen, das menschliche Herz, ein liebendes, ein zerrissenes Herz zu behandeln! Doch darf ich ihr nicht zürnen; denn sie meint es im Grunde gut mit mir, und dieser Zwang, den ich mir anthun muß, macht meine Lage bey ihr noch peinlicher.

Wenn ich dann geärgert, aufgebracht, und doch unfähig, meinen Unwillen gegen sie ganz zu zeigen, von ihr zur Tante eile, da empfängt man mich seit meiner entschiedenen Trennung von Leonoren mit einer Zuvorkommung, einer Gefälligkeit, einem zuthunlichen Wesen, das mich empört und zurückstößt. Babette ist mir vollends unausstehlich geworden. Sie scheint eine Rolle zu spielen, die ihr zu schwer ist. Bald will sie zurückhaltend, sanft, anspruchslos scheinen, und schnell kehrt die Natur zurück, und

mit ihr Eitelkeit, Coquetterie und alle Thorheiten gewöhnlicher Mädchen. Ich sehe es, daß man Plane auf mich hat. Glaube nicht, daß ich läppisch genug wäre, mir so etwas einzubilden, oder gegen jemand auf der Welt als gegen dich etwas zu erwähnen; auch weiß ich, daß alle diese niedrigen Bewerbungen nicht mich, nur mein Geld gelten. Könnte ich durch einen Zauberschlag mich auf einmahl vor ihren Augen arm erscheinen machen: o der gestreichelte, geschmeichelte Cousin, der gute, theure Ferdinand würde bald zu dem unbedeutendsten Geschöpfe herab sinken, man würde sich nicht mehr auf alte Zeiten berufen, und nicht mehr so viel Anspielungen auf längst zerrissene und vergessene Verhältnisse machen, die man nur zu gern aufwärmen möchte. So vertreibt mich Eigennutz, Niedrigkeit, Gefühllosigkeit aus der einzigen Familie, an der dieß wunde einsame Herz noch hing. Ich kann nicht bleiben, ich kann weder mit meiner Schwester, noch mit meiner Tante umgehen; ich muß fort, und hoffe wenigstens durch diesen Schritt alle Plane der letztern und ihrer Tochter zu zernichten.

Was ich in England mache? Ich werde Geschäfte treiben, mir recht viel zu thun machen, und so unglücklich seyn wie hier. Das weiß ich; aber

kann ich anders? bleibt mir ein anderer Weg über, um den Anblick von Leonoren in Wallners Armen und den Verfolgungen meiner Verwandten zu entgehen? Bedauere mich, Ludwig! aber versuche nicht, meinen Entschluß wankend zu machen. Bald bin ich bey dir; denn bevor ich den Continent verlasse, muß ich noch ein Mahl an deinem Herzen ruhen. Gern möchte ich auch noch Friedberg besuchen, diese guten geraden Seelen, und meinen Pathen umarmen; aber mir graut vor ihren Fragen um Leonoren und unsere Verhältnisse, und vor den Erörterungen, die ich ihnen zu geben habe. Schreiben werde ich ihnen noch, und dir empfehle ich sie. Alles, was sie sonst mit mir in Geschäften, in Geld- und Familien-Angelegenheiten verkehrten, sollen sie jetzt mit dir abmachen. Ich weiß, daß du meine Stelle als Bruder vertreten wirst. Auch meinen Carl will ich noch ein Mahl sehen, und dann fort, auf lange — lange!

Zwey und dreyßigster Brief.

Baron Wallner an den Grafen Feldern.

*** den 13. Februar 1798.

Wünsche mir Glück, Bruder! der wichtigste Theil meines Planes ist ausgeführt, mein Gegner aus dem Sattel gehoben, und ich alleiniger und unumschränkter Gebiether in dem empfindsamen Herzen meiner schönen reichen Erbinn. Wie das so schnell und so ganz nach Wunsche gehen konnte, begreifst du gar nicht, nicht wahr? Ja, aber es war auch Wallner, der diesen Plan entworfen, und seinen Witz, seine Talente aufgebothen hatte, um ihn durchzusetzen! Manches hat indessen der Zufall gethan, vieles die Bosheit oder Ungeschicklichkeit mitinteressirter Personen, das Meiste Leonorens Unselbstständigkeit, und mein Verstand. Nun muß ich aber, so bald als möglich, der Comödie, im eigentlichen Sinne, ein Ende zu machen suchen; sonst — beym Teufel — falle ich noch aus meiner

Rolle, die mir anfängt, ſehr beſchwerlich zu werden, und die ich noch länger zu ſpielen mich unvermögend fühle. Es iſt doch eine gar zu verdrießliche Lage, wenn man ſo ganz wider ſeine Natur handeln, und immerfort einen Charakter behaupten muß, der dem unſrigen vollkommen entgegen geſetzt iſt. Doch laß ſie nur erſt mein ſeyn, und ihr Vermögen ſich in meinen Händen befinden, dann ſoll mich die Rolle auch keinen Augenblick länger drücken. Aber wundern wird ſie ſich, ſtaunen, und wohl auch jammern wird ſie, wenn auf einmahl — le masque tombe, l'homme reste, et le heros s'evanouit — aus dem zartfühlenden, empfindſamen, ehrfurchtsvollen Seladon ein ganz gewöhnlicher Ehemann, aus dem Grandiſon ein Lovelace werden wird. Weißt du, daß ich mich ordentlich auf den Zeitpunct freue, und nicht bloß, weil ich mich dann wieder ordentlich bewegen und betragen kann, ſondern weil ich mir von ihren Geberden dabey einen ganz beſonderen Spaß verſpreche? Wenn er nur erſt da wäre! Aber hat mir ſo viel gelungen, ſo wird mir der Überreſt auch nicht fehlen.

Der aufgebrachte unglückliche Liebhaber hat mir trefflich in die Hand gearbeitet. Wahrlich, wenn ich bedenke, daß er ſich zuerſt ſo unge-

schickt gegen sie benahm, daß er sogar keine Geduld hatte, daß er zuletzt selbst alle Bande zerriß, und ihr den Abschied gab, ja, daß er mir jetzt noch den unaussprechlichen Gefallen erweiset, sich freywillig zu verbannen und nach England zu gehen, so kann ich sagen, daß nicht bald ein Mensch auf der Welt ist, dem ich, zwar ohne Wissen und Wollen, aber dennoch im Grunde so viel Dank schuldig wäre, als diesem armen Teufel. Nun ich bin auch nicht undankbar gewesen. Was an mir lag, habe ich treulich gethan, um ihm seinen Verlust zu ersetzen, und durch Julianen ihm statt Leonoren seine Cousine, die wahrlich kein unebenes Lärvchen hat, in die Hand zu spielen. Daß er sie nicht nimmt, ist nicht meine Schuld; genug, wir sind quitt, und ich meine, daß auch das zarteste Gewissen, selbst das deinige, nicht mehr an mir zu fordern haben könnte.

Solltest du wohl glauben, daß mein Verdacht, die stolze Juliane sey nichts weniger, als so unempfindlich, wie es scheint, und ihr Herz habe nun endlich einmahl seinen Beherrscher gefunden, der das Heer der von ihr gemißhandelten Anbether, (worunter, wie ich glaube, auch du in deinen glänzenden Zeiten gehörtest) rächen wird, sich immer mehr bestätigt? Und dieser

glückliche Sterbliche, dieser zweyte Alexander — ist niemand anders, als mein oft berührter Nebenbuhler, Herr Ferdinand Blum, der, ohne es zu wissen oder zu wollen, theils durch seine Gestalt, vielleicht aber noch mehr durch seine abenteuerliche Denkart, die dem wunderbaren Mädchen eine willkommene Erscheinung war, ihre Einbildungskraft, und durch diese ihr Herz gefangen hat. Das ist nun freylich der sicherste Weg, einem Weiberherzen beyzukommen. Der kluge Mann geht ihn absichtlich, der Schwärmer, ohne es zu wissen; beyde aber erreichen sicher ihr Ziel. Indessen theilt Blum diese Gefühle, die er einflößt, nicht im geringsten; ja ich glaube, er hat auch nicht einmahl eine Ahndung davon, so wenig als Leonore, die in ihrer Arglosigkeit in jede Schlinge ging, welche die listige Nebenbuhlerinn ihr legte. Glaube indessen nicht, daß das sehr ungeschickt von Lorchen, oder ein Zeichen ihres wenigen Verstandes war. Verstand hat sie genug, nur gar keine Erfahrung, und noch weniger Menschenkenntniß. Auch muß man Julianen so genau kennen, als die Valsin und ich, um ihre Niederlage zu bemerken. Wir sind vielleicht die einzigen von allen Menschen, die sie umgeben, welche ihr auf die Spur gekommen sind; aber wir unterhalten uns

auch köſtlich mit unſerer Entdeckung. Seit es bekannt iſt, daß Blum nach England geht, iſt Julianens Laune unausſtehlich. Es ſcheint alſo, ſie habe noch immer auf ihn gehofft, und ihre Abſichten mit der Leſſert ſeyen nichts, als eine künſtliche Maske, eine Art Diverſion, die ſie dem Feinde machen wollte, geweſen. Wie dem auch immer ſey, der Plan, ſo fein er geweſen ſeyn mag, iſt geſcheitert, und Julianens harter, unfreundlicher Charakter iſt ſeit dem Augenblicke noch härter und unfreundlicher geworden. Gnade Gott dem Manne, der ſie bekommt! Und doch drängen die hungerigen Wichte ſich in Scharen um ſie oder ihr Geld! Nein, Feldern, das kann ich behaupten: ich brauche Geld, ich muß ein reiches Weib haben; aber an eine ſolche Xantippe, wie Juliane in der Ehe ſicher werden muß, würde ich meine Freyheit nicht verkaufen, und wenn ſie ſo viel Geld beſäße, als ſie ſchwer iſt.

Kelm, du kennſt ihn, ſcheint das Wageſtück dennoch beſtehen zu wollen, und wirklich unter allen Männern, die ich kenne, iſt keiner, der es noch mit ſo viel Hoffnung eines glücklichen Erfolgs könnte, als er. Seine Finanzen ſind zerrüttet, wie denn das mehreren ehrlichen Leuten geſchieht. Er braucht Julianens Geld, und Ma-

dame Hellmann, die noch immer die unumschränkte Gebietherinn seines Herzens und Hauses ist, wird der stolzen Juliane die Wage halten. So gehts noch leidlich. Aber nun adieu, Brüderchen! mein Brief ist lang; es ist Zeit, daß ich abbreche, und zu Schöndorf eile, wo ich meine Göttinn sehen werde. Adieu!

Drey und dreyßigster Brief.

Juliane von Schöndorf an Babette Leffert.

*** den 13. Februar 1798.

Iſt es wahr, daß Blum verreiſet? daß er nach England gehet? daß er lange nicht, daß er vielleicht nie zurückkehren wird? iſt es wahr? O, wenn es wahr iſt, dann, nehmen Sie mir nicht übel, iſt niemand daran Schuld, als Sie. Es iſt ein untrügliches Zeichen, daß Sie weder genug Feinheit noch genug Kraft über ihn hatten, um ihn von dieſem Schritte abzuhalten. Wenn er fortgeht, dann iſt alles verloren, jede Hoffnung zernichtet, und Sie mögen ſelbſt ſehen, wie Sie dann Ihren Plan durchſetzen wollen, an dem ich ferner keinen Antheil nehmen kann.

Es iſt mir ſchlechterdings unmöglich, Sie heute zu beſuchen. Der Weg iſt allzu weit, das Wetter allzu ſchlecht, und meine Geſchäfte zu dringend. Antworten Sie mir alſo nur in ein paar Zeilen — Ja oder Nein — und auf welche

Veranlassung. Sollte es wahr seyn, so muß es Leonoren so lang als möglich verborgen bleiben; sonst bringt Angst und Schrecken, ihn zu verlieren, einen gähen Entschluß in ihr hervor, und die Überraschung des Augenblicks thut, was Überlegung und Vernunft nicht konnten. Sie darf es nur dann erfahren, wenn es schon zu spät ist, wenn alle Anstalten gemacht sind, und der Schritt nicht mehr zurück zu thun ist. Dafür zu sorgen, wird meine Sache seyn; die Ihrige ist jetzt, mich von allem schnell, genau und verläßlich zu unterrichten, damit ich meine Maßregeln darnach nehmen kann. Leben Sie wohl!

Vier und dreyßigster Brief.

Juliane von Schöndorf an Madame Hortense Desencay.

*** den 15. Februar 1798.

Mein Plan ist gemacht. Ich werde heirathen, denselben Grafen von Kelm, von dem ich Ihnen schon einmahl schrieb. Ich werde nicht glücklich, ich werde sogar unglücklich seyn, an seiner Seite, an der Seite eines jeden Mannes; darum ist's gleich viel, wem ich meine Hand reiche. Aber heirathen will, werde und muß ich. Warum? Ihnen das zu schreiben, ist nicht möglich. Ich kann dieß gefolterte, gekränkte Herz unmöglich in seinen kleinsten Fasern mit grausamer Genauigkeit zerlegen, um alle Warum, Wie und Wodurch haarklein zu demonstriren. Genug, ich muß, und es ist traurig, daß ich muß! ich werde elend seyn. Der Flitterstaat, der mich umgibt, wird ein wundes Herz verbergen; aber niemand, dafür stehe ich, am wenigsten Leonore, oder —

mit einem Worte, niemand ſoll es merken, wie elend es iſt. Ich werde glänzen, ſchimmern, ich werde Andere verdunkeln, eine Rolle ſpielen, und unter dieſen armſeligen Kindereyen meine Verzweiflung verbergen.

Warum legte die Natur Triebe in ein menſchliches Herz, und ſetzt es durch alle Verhältniſſe außer Stand, ſie zu befriedigen? Hat das Weſen, das ſie Gott nennen, — das blinde Schickſal — hat es ſeine grauſame Luſt am Elende denkender und empfindender Weſen? Ja es iſt ſicher — es iſt unläugbar — und nur ſchwache Gemüther können da Anſtalten der Liebe und Vaterhuld finden, wo ein blindes Geſetz mit eiſernem Zepter herrſcht, und auf ſeinem unaufhaltſamen Gange über Menſchenelend und Menſchenglück, über zertrümmerte und entſtehende Welten mit gleicher Achtloſigkeit hinſchreitet. Eitler, lächerlicher Wahn, daß unſer Wohl, das Wohl eines beſeelten Stäubchens, auf der Wage, die das Schickſal der Welten wiegt und mißt, ein Gewicht haben könne! Nein, wir ſind bloß Mittel, und der Ameiſenhaufen, den der Gärtner zerſtört, gilt nicht weniger, als die reiche menſchenvolle Hauptſtadt, die der blutige Feind mit ſtürmender Hand erobert, und alles Leben daraus vertilgt. Nur daß die Ameiſen glücklicher waren, als wir, daß

keine unbefriedigten und unbefriedigbaren Triebe ihr kurzes gedankenloses Leben vergällten, daß ihre Wünsche nicht weiter als ihre thierischen Bedürfnisse reichten, und die Natur, nur gegen die vernunftlosen Thiere mild, sie mit allem versehen hatte, um diese zu stillen. So müssen wir, gepriesene Könige der Schöpfung, uns — vor des Wurmes Spott flüchten.

Leonore wird sich vermuthlich auch bald vermählen, aber nicht mit Blum; denn das habe ich und ihre Thorheit zu verhindern gewußt. Sie wird Wallnern ihre Hand reichen, und, wie ich hoffe, das Schicksal finden und dulden, das ihre Schwäche ihr bereitet hat. Ach, wie nahmenlos glücklich dieß Geschöpf hätte werden können, und wie leichtsinnig sie das Glück von sich gestoßen hat! doch kann Blum sie nicht vergessen. Es ist unmöglich, ihn in andere Bande zu verstricken; wenigstens Babetten hat es durchaus nicht geglückt. Er hat mit leichter Hand das Gewebe zerrissen, das sie nun wohl, wie mir scheint, allzusichtlich um ihn gesponnen hat. Nun geht er nach England, von wo er, wie man sagt, nie wieder kommen wird. Und das alles um Leonorens willen! Vaterland — Freunde — Hoffnung zu verlassen, um eines Mädchens willen! so geliebt zu werden, und diese Liebe zu verkennen! können

Sie eine verächtlichere, leichtsinnigere, unverzeihlichere Verblendung denken? Doch das ist recht! es muß alles elend seyn, Babette, Leonore, Blum und ich.

Leben Sie wohl, meine Freundinn, und wünschen Sie mir recht viel Glück; denn ich werde ja Präsidentinn, Excellenzfrau und Gräfinn! Welche Herrlichkeit! welcher Himmel auf Erden! und o! welche Hölle im Herzen! Doch das darf niemand wissen, als Sie — Sie ganz allein.

Fünf und dreyßigster Brief.

Leonore von Brandner an Thereſe Friedberg.

*** den 18. Februar 1793.

Ferdinand reiſt fort — nach Hamburg — von da nach England. Er wird lange, vielleicht ein Jahr, vielleicht darüber wegbleiben. Da ſtehen die todten Buchſtaben! Ich habe es niedergeſchrieben, wie eine Zeitungsnachricht, ganz kalt, ganz bewegungslos; denn ich kann nicht denken, nicht wünſchen, nicht fürchten, nicht hoffen. Nur das ſteht in meiner Seele, und iſt kein Gedanke, iſt nur Gefühl, daß er wegreiſet, daß ich ihn lange, vielleicht nie wieder ſehen werde! Nie wieder ſehen! Thereſe! was liegt in den zwey Worten! O, es ſind ſchwere inhaltsvolle Worte, und doch nur wenige Buchſtaben! Mein Leben fließt dahin; es ſind nur Augenblicke, aber welche Augenblicke! wie viele Martern liegen in jedem! Ich kann nicht

mehr ſchreiben. Leb' wohl! Mein Kopf iſt ganz wüſt, und mein Blut ſcheint ſtille zu ſtehen. Wenn ich doch recht krank würde! vielleicht könnte ich ſterben!

Sechs und dreyßigster Brief.

Dieselbe an dieselbe.

*** den 26. Februar 1793.

Die Natur hat sich meiner nicht erbarmt. Meine starke Gesundheit hat den Sturm besiegt. Ich war zu etwas Schmerzlicheren aufgespart. Ich habe Blum noch ein Mahl gesehen, gesprochen, Abschied von ihm genommen, und das alles so unvermuthet, so fremd, so kalt, so schnell, daß ich noch jetzt kaum begreifen kann, wie es zuging, und woher ich die Stärke nahm, Fassung zu behalten, und meine Rolle leidlich zu spielen.

Nach meinem letzten Briefe mußte ich mich wirklich niederlegen; denn meine Kniee zitterten, alle Glieder schienen wie gelöset, und ein heftiges Fieber, mit Krämpfungen begleitet, hielt mich zwey Tage (die schrecklichsten meines Lebens) im Bette. Am dritten Tage war mir besser, und mit der Wuth des Fiebers ließ auch die dumpfe, starre Kälte des Schmerzens nach,

die bis dahin mein Herz krampfhaft ergriffen hatte. Ich konnte wieder weinen, mir ward leichter. Die gute Lisette wartete meiner mit einer Sorgfalt und Liebe, die meinem Herzen unaussprechlich wohl that. Überhaupt lerne ich das Mädchen seit einiger Zeit näher und von mancher liebenswürdigen Seite kennen, die ich vorher nicht in ihr vermuthet hatte. Am vierten Tage stand ich auf, und segnete die wohlthätige Wirkung der Zeit, oder die Folge der Abspannung und Ermattung meines ganzen Nervensystems. Mein Schmerz hatte sich in eine sanfte müde Trauer (wenn ich mich des Ausdruckes bedienen darf) verwandelt. Ich schlich still und theilnahmlos im Hause herum, ich sah wieder mehrere Menschen, auch Wallnern, der, wie mir Lisette sagte, während meiner Krankheit Besorgniß und wahren Kummer gezeigt, und wohl zehn Mahl des Tages entweder geschickt, oder sich selbst nach mir erkundiget hatte. Seine Freude, mich wieder zu sehen, war gewiß aufrichtig, und rührte und tröstete mich. Die ängstliche Sorge, die er für meine noch schwache Gesundheit zeigte, die zarte Schonung, mit der er mich (obwohl er vielleicht die Ursache meiner Krankheit durch Julianen erfahren haben mochte) behandelte, alles das trug dazu bey, mein Gemüth in eine stille

leidende Verfassung zu setzen. Ich erhohlte mich bald wieder gänzlich, und vermied mit irgend jemanden von Blum und überhaupt von der Lage meines Herzens zu reden. Er kam nicht, sich zu beurlauben, ich scheute mich, um den Tag seiner Abreise zu fragen; und so ging denn unter Furcht und Erwartung eine Woche hin. Vorgestern war ein überaus schöner, lauer Tag. Juliane beredete mich, einen Spaziergang zu machen; sie behauptete, die reine Luft und der erquickende Sonnenschein würden wohlthätig auf meine Gesundheit wirken. Ich ließ mich überreden. Ich glaubte, wir würden auf den Wall gehen; aber da sie eben ein Geschäft bey Fräulein Lessert hatte, so schlug sie mir vor, zu ihr in die Vorstadt zu gehen. Mir war dieser Besuch nun freylich nicht angenehm; aber ich ließ sie mit mir machen, was sie wollte, und wir gingen. Wenige Schritte vor dem Lessertschen Hause hörten wir Pferdegetrappe; und da die Straße etwas eng ist, und ich furchtsam bin, so trat ich schnell auf die Seite, und sah mich besorgt um. Ach! welcher Schrecken! es war Ferdinand! Ich erkannte ihn; ein Zittern überfiel mich, ich mußte mich an Julianen halten. Kaum war ich vermögend, seinen Gruß (denn er hatte uns sogleich erkannt) zu erwiedern. Er stieg vor dem

Hauſe ab, gab ſein Pferd ſeinem Bedienten, und ging hinein. Da ſtand ich nun, verlegen, ob ich in's Haus gehen, ob ich umkehren ſollte. Zu dieſem rieth meine Vernunft, zu jenem mein Herz. Ach, ich hätte ihn ſo gern noch ein Mahl geſehen! Er ſchien mir — lächle nicht über dieſe Schwäche — er ſchien mir reitzender, als je. Der dunkelblaue Reiſeanzug, das braune ungepuderte Haar, ſein Anſtand auf dem Pferde, ſein Auge, das er halb düſter und halb freundlich auf mich gerichtet hatte. — O Thereſe! ich war nicht vermögend, dem Herzen zu widerſtehen; und obwohl Juliane ſelbſt mir anrieth umzukehren, und aus Gefälligkeit ihr Geſchäft auf ein anders Mahl verſchieben wollte, ſo fand ich doch eben in der Unbeſcheidenheit, Gebrauch von ihrem Erbiethen zu machen, einen ſchicklichen Vorwand, um zu Leſſert zu gehen. Mir ſchien es auf einen Augenblick, als ob dieſer Entſchluß Julianens Beyfall nicht hätte; indeſſen nahm ſie ihn mit vieler Artigkeit an, doch ſchlug ſie mir vor, nicht gleich zu der Frau, bey der Blum wahrſcheinlich ſeyn würde, ſondern zu Babetten zu gehen, die auf einer Hintertreppe ziemlich weit von ihrer Mutter wohnt. Ich folgte ihr mit hochklopfendem Herzen und bebenden Knieen. Babette empfing uns freundlich, und war ſehr ver-

wundert, ja ich möchte sagen, betroffen, als Juliane ihr erzählte, wen wir auf der Gasse gesehen hatten. „Blum ist bey uns?" rief sie mit großem Erstaunen, „das kann ich gar nicht begreifen. Er war gestern Abends da, um sich zu beurlauben, und soupirte noch mit uns. Heute nach Tische will er abreisen; ich kann nicht errathen, was ihn noch ein Mahl zu uns führt." Wie mir während dieser Rede war, kannst du dir leichter denken, als ich beschreiben. Liebe Therese! ich mußte mich setzen, sonst, glaube ich, wäre ich umgesunken. Also in wenigen Stunden wird er fort seyn, und du hast ihn in deinem Leben das letzte Mahl gesehen! Diese einzige Idee füllte mein ganzes Wesen, diesen einzigen Gedanken vermochte ich zu denken. Das Gespräch fiel bald auf gleichgültigere Dinge und das Geschäft, welches uns hergeführt hatte. Was ich geantwortet habe, wenn die Rede an mich gewandt wurde, weiß Gott! ich wußte es kaum in dem Augenblick, als ich es aussprach. Mitten in dieser Zerrüttung meines ganzen Wesens trat die Jungfer ein, und sagte: Fräulein Babette möchte zur Mama hinab kommen, es sey ein gar angenehmer Besuch da. Der Ton, mit dem das schnippische Mädchen dieses sagte, und ein leichtes Roth, das Babettens Wangen überflog, zeigten

mir nur zu deutlich das Verhältniß, das zwischen Ferdinand und dieser Babette herrschte. Ein Gefühl von Unwillen über Blum gab mir eine Kraft, worüber ich selbst erstaunte. Ich war sogleich vermögend aufzustehen, nahm meine Begleiterinn bey der Hand, und sagte recht gefaßt und sogar munter: „Dann lassen Sie uns gehen, Juliane, um Babetten nicht von ihrem angenehmen Besuch abzuhalten.“ Sie wollte das nicht annehmen, und sagte: der Besuch könne wohl warten, es wäre nicht so dringend, ihr Cousin ginge ohne dieß sobald nicht weg. Ach, wie schnitt jedes dieser Worte durch mein Herz! Wir machten noch Complimente, als die Thür aufging, und — Blum eintrat. „Verzeihen Sie, Cousine,“ sagte er, „daß ich so unangemeldet komme; aber ich kann unmöglich zum letzten Mahl im Hause seyn, ohne Sie zu sehen; und Sie von ihrem schönen Besuche abrufen zu lassen, wäre gar zu unbescheiden.“ Er verneigte sich gegen mich und Julianen bei diesen Worten. Dieser ungezwungene Ton, diese Vertraulichkeit gegen Babetten gab mir die Stärke wieder, die mich bey seinem Anblicke fast verlassen hatte. „Wir waren im Begriffe fortzugehen, um Fräulein Lessert nicht länger aufzuhalten,“ sagte ich sehr gefaßt. „Es ist mir angenehm,“ nahm Juliane das Wort, „Sie vor ih-

rer Abreise noch zu sehen. „Ich war eben in Ihrem Hause, gnädiges Fräulein," fiel er ein, „um mich zu beurlauben; aber ich war nicht so glücklich, jemanden anzutreffen." Er war bey uns! bey mir! o! wie schlug mein Herz in diesem Augenblicke! wie verwünschte ich den Spaziergang! Nun fiel das Gespräch auf seine Reise, auf die Vergnügungen, die seiner in Hamburg und London warteten. Babette zog ihn ziemlich vertraulich mit allerley mir unbekannten Anspielungen auf. Juliane war kalt, verdrießlich, und absprechend, ich verlegen; Blum allein blieb bey seinem gelassenen Tone. Ich bemerkte ihn genau. Kein anderer als ein höchst gleichgültiger Blick fiel zuweilen von der Seite auf mich; er vermied nicht, und suchte nicht mit mir zu reden, er war mir ganz und gar fremd. Konnte ich wohl anders, ich Arme, als mit blutender Seele mitscherzen? Zum Glücke schlug es Ein Uhr, und ich erinnerte Julianen, daß wir auf den Rückweg denken sollten. Blum empfahl sich zugleich mit uns. Babette ging, uns zu begleiten, bis unter die Treppe mit; sie sah Blum auf's Pferd steigen, und warf ihm noch einen freundlichen Gruß nach. Wir standen am Thore; er grüßte uns ehrerbiethig, gab dem Pferde die Sporne, das sich bäumte, und mir einen Schrey der Angst ent-

riß, flog die Straße hinab, und verſchwand vor meinen Augen. Nun aber war es auch mit allem meinem Muthe zu Ende. Ich wankte an Julianens Arm das Haus entlang, und mußte mich dort auf eine Bank ſetzen. „Mein Gott!“ rief ſie, „wie iſt Ihnen? Sie werden leichenblaß.“ „Mir iſt übel, ſehr übel,“ antwortete ich ſchwach. „So kommen Sie zu Leſſert zurück, und erhohlen Sie ſich dort ein wenig.“ Bey dieſen Worten wollte ſie mich umfaſſen, und mir aufhelfen. „O um Gottes willen nicht!“ rief ich ängſtlich, „nicht zu Leſſert in dieſem Zuſtande! ehe will ich auf der Straße ſterben.“ Sie wußte nicht, was ſie mit mir anfangen ſollte; denn wir hatten keinen Bedienten mit uns. Zum Glücke fuhr ein Miethwagen vorbey; ſie rief ihn, half mir hinein, hielt mir Salz vor, und machte mir über meine Schwäche eine derbe Predigt, von der ich vor Betrübniß und Beklemmung nichts verſtand. Indeſſen that mir die Bewegung wohl; ich befand mich ſtark genug, als wir an's Haus kamen, allein auszuſteigen, und die Treppe hinauf zu gehen. Als ich in mein Zimmer kam, lag Blums Abſchiedskarte auf dem Tiſche. Es war ſeine Schrift. Wie oft hatte ich dieſe Züge geſehen! Wie oft in ganz anderer Beziehung und Stimmung in ſeinen Briefen geleſen! Sobald ich al-

lein war, konnte ich mich nicht enthalten — du darfst ja meine Schwäche wissen, aber auch nur du allein — die Karte an mein Herz, an meine Lippen zu drücken, und mehr als Eine Thräne floß den Gedanken an eine selige Vergangenheit. Ich wollte die Karte in meinen Busen stecken; sie war noch das einzige, was ich von ihm hatte. In dem Augenblicke stand Wallners Bild vor mir; ich fühlte das Unrecht, was ihm geschah, ich fühlte meine Verpflichtung, jeden Gedanken an einen Andern zu entfernen, ich dachte an Babetten, — ich stand auf, und legte die Karte in den Schrank zu den Bildnissen meiner Ältern. Da soll sie liegen bey den Bildnissen theurer Verstorbener! Er ist ja auch für mich so gut als todt! wenigstens will und muß ich das so denken, um meine Verbindlichkeit gegen Wallnern nicht zu verletzen. Ach! wie fühlte ich jetzt, da er für mich verloren ist, wie fühlte ich es schmerzlich, daß du Recht hast, — daß ich ihn liebe, über alles in der Welt liebe, und weder für Wallnern noch für irgend einen Andern das mehr empfinden könne, was ich für ihn empfand! O Therese! was wird aus mir werden? Mein Glück ist auf ewig zerstört, und ich muß ringen und kämpfen, um wenigstens meine Ruhe zu erhalten! Lebe recht wohl! mich freuet es unend-

lich, daß deine Kinder wieder hergestellt sind. Grüße sie alle, und besonders — doch nein — weg mit der Erinnerung! Empfiehl mich deinem würdigen Manne, und leb' wohl.

Sieben und dreyßigster Brief.

Juliane v. Schöndorf an Babette v. Lessert.

* * * den 26. Februar 1793.

Ich weiß wahrlich nicht, wo ich die Geduld hernehme, um Ihnen nur einen leidlich gelassenen Brief zu schreiben, und Sie nicht gleich im Anfange mit allen den Vorwürfen zu überhäufen, die Sie so wohl verdient haben. Welche verwünschte Geschichte haben Sie mir und sich selbst gestern bereitet! Als ich den Zettel erhielt, worin Sie schrieben, daß Blum den Abend vorher bey Ihnen soupirt, und sich für immer beurlaubt habe, sah ich voraus, daß er den Vormittag kommen, und sich Höflichkeits halber bey uns, und Zärtlichkeits halber bei seiner Leonore beurlauben würde. Schon daß er den Abschied von ihr bis auf den letzten Augenblick verschoben hatte, war mir ein Zeichen, daß seine Liebe, Trotz aller Mißverständnisse, noch heftig lodere, und um so mehr war es nöthig, jede

Zusammenkunft zu vermeiden, die vielleicht alle meine Plane hätte zernichten können. Und nun, nachdem ich alles eingeleitet hatte, mußten Sie den unglücklichen Umstand vergessen, oder zu erforschen unterlassen, daß er Ihrer Mutter noch die Schriften von seinen Häusern zu bringen habe. Wie konnten Sie das nicht wissen? wie konnten Sie bey der großen Wahrscheinlichkeit, daß er diese Schriften selbst bringen würde, mir schreiben, daß alles sicher sey, und ich Leonoren nur zu Ihnen führen sollte? Doch Sie sind am ärgsten für Ihre Nachlässigkeit gestraft. Er hat sie wieder gesehen, er hat gehört, daß sie krank war, er hat ihre Trauer, ihre Schwermuth, die das schwache Geschöpf nicht zu verbergen im Stande war, bemerkt. Was daraus erfolgen kann, wird ganz Ihre Schuld seyn.

Und nun noch die ärgerliche Kühnheit Ihres Kammermädchens! Woher kommt dem schnippischen Dinge das Recht, Ihnen Blum als einen ganz angenehmen Besuch zu melden? Ist etwa Ihre Mutter so klug gewesen, ihr die Post so aufzugeben? Wenn das ist, so ist's wieder Ihre Schuld. Was hatten Sie nöthig gehabt, Ihre Mutter um unsre Plane wissen zu lassen? Sie kennen sie, Sie wissen, daß

sie, wie alle Mütter und Tanten, ihre größte Lust an Verheirathen hat, und die Freude über die Anwartschaft auf eine gute Partie für ihre Angehörigen gar nicht verbergen kann. Rührt aber der Ausdruck im Tone des Mädchens nicht von Ihrer Mutter, sondern von dem Mädchen selbst, her, desto schlimmer. Ich kann die Vertrauten überhaupt nicht leiden, aber am wenigsten die vertrauten Kammermädchen. Es hat mich in den Komödien immer empört; in der Wirklichkeit ist es mir durchaus unausstehlich, und bey Ihnen äußerst ärgerlich. Ist es euch weichen Seelen denn gar nicht möglich, allein zu stehen, und müßt ihr immer ein dienstbares gefälliges Gefäß haben, in das ihr Eure Wünsche, Thränen und Plane ergießt? denn was anders ist euch die Freundschaft doch nicht, als das Bedürfniß jenes Barbiers, der das drückende Geheimniß von sich geben, und in Ermanglung eines sogenannten Freundes es in den Schooß der Erde hinein rufen mußte.

Überhaupt hat diese Geschichte mir sehr deutlich gezeigt, was ich vorher schon vermuthete, nähmlich daß bloß Ihr Betragen gegen Blum Ursache an seiner Abreise ist. Glauben Sie, daß ein Mann, wie er, mit diesem Stolze, diesem Zartgefühle, dieser noch so neuen Wunde im

Herzen sich wie jedweder junge Laffe, der um Sie gaukelt, behandeln lasse? Dachten Sie nicht daran, daß mehr dazu gehöre, ihn zu fesseln, als bloß Reitze und Talente, und daß das Verbergen der Absichten weit mehr Geschicklichkeit erfordere, als die gewöhnlichen Künste der Coquetterie? Doch daran dachten Sie nicht, oder wenn sie die Schwierigkeit ihrer Rolle einsahen, so waren ihr Ihre Kräfte nicht gewachsen. Kurz, Sie und niemand Anderer ist Schuld, daß Blum im Stande war, fortzureisen, weil ihn nun gar kein Band an einen Ort mehr knüpfte, der ihm einst so theuer war. Was daraus entstehen wird und kann, mögen Sie selbst beurtheilen. Mir bleibt weiter nichts übrig, als mich zurückzuziehen, und einem Strom, den ich aufzuhalten nicht im Stande bin, seinen Lauf zu lassen. Glauben Sie nicht, daß das nichts zu bedeuten haben werde; trösten Sie sich nicht mit den Gemeinsprüchen lässiger Gemüther: Es wird sich geben, die Zeit wird alles heilen, Blum wird endlich vergessen, er wird wieder kommen u. s. w. Bey Seelen, wie Blum, heilt und vergißt sich's nicht so geschwind, und eine Scene, wie die bey Ihnen, ist mächtig genug, alle die kleinen Versuche, die Sie bis jetzt auf

sein Herz machten, auf einmahl zu zernichten. Das bedenken Sie, und erlassen Sie mir künftig alle Theilnahme und Mitwirkung an einem Plane, den ich seit gestern ganz verloren gebe.

Acht und dreyßigster Brief.

Ferdinand Blum an Ludwig Seltig.

P * * g den 2. März 1798.

Ich bin hier bey meinem Bruder, dessen Glück und Leben auf's neue, und schöner als je, in den Armen seiner Familie empor blüht. O diese Freuden! Ludwig, diese Seligkeiten! Was hätte ich nicht dafür gegeben! und wodurch habe ich es verschuldet, sie ewig entbehren zu müssen! Indessen wenn gleich mein Herz bey Erinnerungen und Vergleichungen blutet, so thut mir die liebende herzliche Stimmung, die in diesem Hause herrscht, diese gegenseitige Schonung, diese Sinneseinigkeit, diese zärtlichen Aufmerksamkeiten, die sich auch auf mich erstrecken, unendlich wohl. Ach! wenn *** nur nicht so nahe läge, wenn nicht ein ewiger Verkehr zwischen beyden Städten alle Nachrichten und Gerüchte aus der einen so schnell und sorgfältig in die andere trüge! hier, nur hier allein möchte ich bleiben,

und unter der wohlthätigen Pflege brüderlicher Liebe und Freundschaft die Wunden meiner Seele still sich ausbluten lassen!

Über die letzten Tage meines Aufenthaltes in * * * waltete ein eigener feindseliger Dämon. Du kannst denken, daß es mir nicht einfiel, zu Leonoren zu gehen seit jenem unseligen Abende, wo die Quadrille getanzt war. Doch meine Abreise rückte heran; ich dachte dann, daß ich sie lange, vielleicht nie wieder sehen werde. Lächle nicht, Ludwig, zürne meiner Schwäche nicht! Ich überredete mich, daß es unschicklich, unbescheiden, daß es wie Trotz aussehen würde, wenn ich gar keinen Abschied von ihr und dem Hause nehmen würde, wo ich doch so manche Höflichkeiten empfangen hatte. Ich wollte durchaus nicht trotzig, nicht erzürnt, ich wollte ja vollkommen gleichgültig scheinen, und als gleichgültiger Bekannter erforderte ja die gewöhnliche Lebensart den Abschiedsbesuch. So überlistete mein Herz die Vernunft. Ich wollte ja nur Leonoren, die Falsche, Treulose, die Braut eines Andern, ach, die noch immer heiß geliebte Gespielinn meiner Kindheit und Jugend sehen! Ich kämpfte lange mit mir selbst. Vergebens. Das Herz behauptete ungestüm seine Rechte; ich ging hin, den Tag meiner Abreise selbst. Sie war

nicht zu Hause, und überhaupt niemand. Da stand ich erzürnt, beschämt, glühend vor Unwillen und Selbstverachtung gegen mein schwaches, leichtgläubiges Herz; denn es war mir unbezweifelt klar, daß sie sich verläugnen ließ. Mit diesem Aufruhr im Innersten schwang ich mich auf's Pferd, und eilte in die Vorstadt zur Tante, von der ich zwar schon am Tage vorher förmlichen Abschied genommen, der ich aber noch wichtige Papiere zu bringen hatte. Wie ich gegen das Haus komme, (es war ein schöner heiterer Wintermorgen) sehe ich zwey Frauenzimmer ängstlich auf die Seite treten. Gott im Himmel! Sie war es mit Julianen! Sie war also wirklich nicht zu Hause gewesen; ich hatte ihr Unrecht gethan, sie hätte mich vielleicht kommen lassen, ich hätte sie noch ein Mahl gesprochen! O mein Ludwig! wie viel tausend Gedanken und Gefühle folgten auf dieses V i e l l e i c h t! Sie schien mir blaß und verfallen; doch überzog eine glühende Röthe bey meinem Anblick ihr Gesicht, und wich eben so schnell einer tödtlichen Bläße. Ich grüßte sie und stieg ab; ich wußte nicht, was sie thun würden. Wie ein Träumender ging i c h zur Tante, und r i c h t e t e meine Commission so verwirrt aus, daß die gute Frau mich zwey Mahl erinnern mußte. Jetzt schellte sie, und befahl

Babetten zu rufen. Das Mädchen kam allein zurück. „Es ist Besuch bey ihr," fuhr sie fort: „die Fräulein von Schöndorf und von Brandner." Wie mir ward, kann ich dir nicht beschreiben. Leonore mir so nah', unter einem Dache? und ich sollte sie nicht mehr sehen? Unmöglich! Mochten doch Tante und Cousine denken, was sie wollten; ich ging zu Babetten hinüber. Da stand sie eben im Begriffe fortzugehen; mich dünkte, sie zittern zu sehen, als ich eintrat, auch setzte sie sich sogleich nieder, und ihre Stimme schwankte noch, da sie mit erzwungener Kälte mir etwas Gleichgültiges sagte. Ich hörte späterhin im Gespräch, daß sie krank gewesen war, und überhaupt trug ihre ganze Gestalt, ihr ganzes Betragen den Ausdruck der leidenden Geduld. O mein Ludwig! wie war mir! ich hätte meine Seligkeit darum gegeben, sie jetzt nur auf eine Minute allein sprechen zu können. Es war mir, als ob tausend Stimmen in meinem Innern riefen: „sie ist unschuldig, sie kann dich nicht verrathen haben, sie leidet um deinetwillen; nur der Schein ist wider sie." Juliane und Babette verließen uns aber keinen Augenblick, und ich sah wohl, wie sie jeden Blick, jedes unserer Worte hüteten. Meine letzte Hoffnung hing noch an der Möglichkeit, sie beym Fortgehen ei-

nen Augenblick allein zu sprechen. Auch dieß war vereitelt. Babette begleitete uns mit tückischer Höflichkeit bis an's Thor, und begegnete mir überhaupt in Leonorens Gegenwart mit einer Vertraulichkeit, einer Zudringlichkeit, daß ich alle meine Stärke zusammen nehmen mußte, um nicht die Regeln der gemeinsten Höflichkeit gegen sie zu übertreten, und ihr zu zeigen, wie wenig Recht sie zu diesem Ton habe. Als ich das Pferd bestieg, und dieß sich bäumte, sah ich Leonoren noch ein Mahl erblassen; aber ich flog die Straße hinab, denn ich wußte nun, daß es unmöglich war, sie noch ein Mahl zu sprechen; und als der Sturm in meinem Herzen sich gelegt hatte, zeigte mir die kalte Vernunft die ganze Scene in einem völlig verschiedenen Lichte. Dennoch bin ich unmuthiger als jemahls. O Ludwig, Ludwig! Wie schwach, wie thöricht ist ein liebendes Herz!

Übermorgen reise ich von P**g ab, und in einigen Tagen bin ich bey dir. Dann sollst du mir Kraft und Stärke wider mein Herz, du sollst mich mir selbst wieder geben.

Neun und dreyßigster Brief.

Leonore v. Brandner an Thereſe Friedberg.

* * * den 10. März 1798.

Es iſt geſchehen. Der entſcheidende Schritt iſt gethan. Wallner hat mir geſtern Abends ſeine Liebe förmlich erklärt, und ich habe ihn nicht zurückgewieſen. Ich habe alſo ſtillſchweigend eingewilligt, und muß mich von nun an als mit zarten Banden an ihn gebunden betrachten. Wie das kam, wie es zuging, weiß ich ſelbſt nicht; daß es aber ganz anders war, als jene unvergeßliche Scene in unſerm Garten, als Er, deſſen Nahmen ich nicht nennen mag, gerade nachdem er ein paar Tage eines Mißverſtändniſſes wegen mit mir geſchmollt hatte, mir den entflohenen Kanarienvogel von der höchſten Spitze des Lindenbaumes herabhohlte, ich dann ſeine blutende Hand ſah, die er an der ſchroffen Rinde verwundet hatte, meine Thränen auf ſeine Hand fielen, und er — nein — fort, fort ihr allzu

theuren, allzu verführerischen Bilder! Ihr sollt, ihr dürft nicht wieder kommen, und meine Ruhe stören, die nur zu mühsam, und ach, nur zu zerbrechlich erbaut ist! Therese! wenn man ihm damahls, als er noch erzürnt, bloß um mir meine Freude zu erhalten, mit Gefahr seines Lebens in die Spitze der Linde kletterte, als ich an seiner Brust lag, die lang genährten Gefühle mit aller Macht einer ersten Leidenschaft hervorbrachen, wir das Wort Liebe aussprachen, und so den Empfindungen einen Nahmen gaben, die, verschleyert und verkannt, seit unserer Kindheit in unseren Seelen allmächtig geherrscht hatten — Therese! wenn man ihm damahls gesagt hätte, daß er mich um einiger Schwachheiten willen einst in dem Wirbel der großen Welt rath- und freundlos stehen lassen, und sein Herz dieser Babette schenken würde! O Schwester! ich soll ja nicht daran denken! ich habe Wallners Liebe und seine Schwüre angehört und angenommen! ich soll jenes Andenken verbannen! aber ich kann nicht. Und sieh den unausstehlichen Widerspruch dieses rebellischen Herzens! Gerade seit gestern, gerade in diesem Augenblicke, wo ich ganz von andern Bildern erfüllt, nur für sie Gefühl und Sinn haben sollte, gerade jetzt kehren jene mit unbegreifli-

cher Macht zurück, und vor ihrem ätherischen Schimmer, vor ihrer erschütternden Gewalt schwindet die matte Wirklichkeit in ihr schales Nichts zurück.

O meine Therese! was wird aus mir werden? Kann ich, darf ich unter diesen Umständen Wallnern meine Hand geben? kann ich, darf ich sie verweigern nach dem, was vorgegangen ist, nach dem, wozu ich stillschweigend meine Einwilligung gegeben habe? Wallner ist ein edler Mann, er hat sich so schonend, so redlich gegen mich betragen, daß, wenn ich keine Rücksicht auf eine Leidenschaft, die seine Ruhe so lange zerstöret hat, nehmen wollte, schon bloß jene Ansprüche mir Achtung und Dankbarkeit einflößen müßten. Nun aber bin ich auch verpflichter, eine Liebe, die ich entstehen und wachsen sah, ohne ihr zu wehren, die ich duldete, und dadurch rechtfertigte, nicht zu täuschen, besonders da weder meine Vernunft, noch selbst mein Herz, wenn ich unparteyisch untersuchen und keine Vergleichungen anstellen will, mit Grund und Recht etwas an Wallnern und der Verbindung mit ihm auszusetzen haben.

Man liebt ja nur Ein Mahl! solcher inniger, das ganze Wesen durchdringender, lebendiger, heißer Gefühle ist das Menschenherz nur Ein Mahl

fähig. Was von ihnen, wenn sie verlodert sind, übrig bleibt, ist mehr oder weniger ausgebrannte Gluth, die folglich keine Wärme zu erzeugen mehr im Stande ist. Darüber kann sich weder Wallner noch ich beklagen. Auch er liebt nicht mit dem Feuer der Jugend, nicht mit dem Enthusiasmus eines jugendlich, kindlich fühlenden Herzens. Das habe ich seit einiger Zeit nicht bloß geahndet, auch bemerkt; und es ist natürlich, ja es ist nothwendig, daß es so sey. Denn kann ich wohl von dem Manne von sechs und dreyßig Jahren fordern, daß er vor mir nie sollte geliebt haben? Wir stehen auch in diesem Puncte einander völlig gleich. Ich werde das Glück nicht erreichen, daß ich, — du weißt mit wem, — zu erreichen hoffte! — Aber wer steht mir denn dafür, daß ich es erreicht hätte, wenn wir wirklich vereinigt worden wären? Läßt mich nicht sein Wankelmuth mit ziemlicher Wahrscheinlichkeit vermuthen, daß auch da die Wirklichkeit weit unter dem Ideale geblieben wäre? Und ist es dann nicht im Grunde einerley? Ich bin nun einmahl nicht bestimmt, und kein Mensch ist es, ganz glücklich zu werden. So laß uns denn jeden unser Loos geduldig tragen, und unsern Alltagsschritt in dieser besten Welt, ohne viel um uns zu sehen, gleichgültig fortgehen. Meine

Pflicht wird von nun an seyn, so viel als möglich jede Erinnerung zu verbannen, um Wallnern wenigstens ein stilles Herz für seine wahre, achtungsvolle Liebe geben zu können. In der strengen und mühevollen Erfüllung dieser, wie aller meiner übrigen Pflichten, wenn ich erst einmahl Gattinn und Hausfrau seyn werde, will ich dann nicht mein Glück, sondern meine Beruhigung zu finden suchen. Leb' wohl.

Vierzigster Brief.

Dieselbe an dieselbe.

*** den 30. März 1793.

Verzeih, liebe Schwester, wenn meine Briefe jetzt seltener und kürzer werden, als vorher. Mein Leben gleicht dem Traume eines Fieberkranken, dem seltsam ändernde Bilder vor der Seele gaukeln, verschwinden, und neue entstehen, ohne nur eine Spur zurückzulassen, als die Mattigkeit, mit der er aus solchen Träumen erwacht. Das Schönborffsche Haus wird immer glänzender, wie sie es nennen, unsere Gesellschaften dauern immer tiefer in die Nacht hinein, die Anzahl der Besuchenden wird immer größer; jeder Fremde von einiger Bedeutung läßt sich vorstellen, erscheint ein paar Mahl und verschwindet wieder, um neuen Meteoren seiner Art Platz zu machen. Auch haben wir im Innern der Wirthschaft jetzt alle Hände voll zu thun; denn wir haben eine Braut im Hause. Unsere Juliane hat sich plötz-

lich, und ohne daß man die Veranlassung dieses jähen Entschlusses wüßte, erklärt, daß sie dem Grafen Kelm ihre Hand geben würde. Ihre Ältern und wir alle waren höchst erstaunt darüber, da sie den Grafen, wie überhaupt alle ihre Freyer, und ich möchte wohl sagen, alle Menschen bisher kalt und hochmüthig behandelt hatte. Indessen die Sache ist richtig. Was aber auch immer Julianen vermocht haben mag, diesen Schritt zu thun, glücklicher, fröhlicher ist sie nicht dadurch geworden; vielmehr ist ihre Laune, die nie gut war, jetzt vollends unausstehlich. Alles im Hause leidet darunter, da sie durch ihren Verstand und den Nichtverstand der übrigen Glieder der Familie von jeher eine entschiedene Gewalt im Hause ausübte. Es ist, als fände sie eine Art Vergnügen daran, uns alle zu quälen, und unsere Freuden zu stören. Ich denke mir oft, wenn ich sie so handeln sehe: wie ist es möglich, so viel Verstand, so viele Kenntnisse, so viel Klugheit zu besitzen, und einen so schlechten Gebrauch für sich und andere davon zu machen! Ja, manches Mahl bin ich durch verschiedene Umstände schon auf die Vermuthung gefallen, daß sie sich unglücklich fühle, daß sie ein geheimes Leiden habe, das zu gestehen ihr Stolz nicht erlaubet; und ich muß bekennen, daß diese Voraussetzung,

zusammengehalten mit ihrem festen verschlossenen Charakter, mir die meisten Erscheinungen in diesem sonderbaren Wesen so ziemlich befriedigend erklärt. Wer weiß, ob nicht eine unglückliche, verkannte oder hoffnungslose Liebe in früher Jugend diesen Quell der Bitterkeit durch ihr ganzes Wesen gegossen hat, der mit zunehmenden Jahren (Juliane ist bald vier und zwanzig Jahre alt) und bey ihrem selbstständigen Gemüthe sie natürlicher Weise nicht sanfter und nachsichtiger werden läßt. O wenn das ist, Therese, dann ist dieß arme Geschöpf wohl nur zu beklagen, und ich wenigstens bin, wenn mir das einfällt, nicht im Stande, ihr zu zürnen, wenn sie auch mich und das ganze Haus peiniget. Ach, ich weiß nur zu gut, was eine unglückliche, verkannte Liebe ist, und daß es gar nicht mein Verdienst, sondern bloß die weichere Stimmung meines Charakters ist, was mich in demselben Falle geduldiger und nachsichtiger, als Julianen, macht. Es ist nicht so ganz ausgemacht, daß das Unglück jederzeit bessert; es kommt viel auf den Menschen selbst, auf sein Temperament, seine Sinnesart an, ob ihn Leiden spröde und bitter, oder geschmeidig und sanft machen sollen. Es geht damit wohl, wie mit der Liebe, und überhaupt mit allen andern Leidenschaften und Regungen, die

nichts anders, als die Natur und Farbe, möchte ich sagen, der Stoffe annehmen können, auf welche sie wirken. Doch, ich wollte dir ja nicht von Julianen, sondern von mir, von meiner Lebensart schreiben; und so höre denn meine Tagesordnung: Wir stehen um zehn Uhr des Morgens auf. Frühstück, Putz und einige kleine Hausgeschäfte nehmen bald ein paar Stunden ein. Um zwölf Uhr fahren wir in die Galanterie- und andere Buden, und suchen alles, was elegant und prächtig ist, für die Braut aus. Ist das Wetter schön, so machen wir nach dem Einkaufe noch eine Fahrt in den Park, statten ein paar Besuche ab, oder gehen zu einem Handwerker oder Künstler, deren eine beträchtliche Anzahl mit der Einrichtung und Ausstattung des Brautpaares beschäftigt ist. Indessen wird es drey Uhr, und man ruft zu Tische. Nach Tische bleibt gerade so viel Zeit, um sich aus dem Morgenanzuge in den vollen Staat für den Abend zu werfen, wenn dieß nicht vor der Tafel geschehen konnte, Musik zu machen, oder ein wenig zu arbeiten u. s. w. Um sieben Uhr ist Theater oder Gesellschaftszeit, um eilf Uhr Souper zu Hause oder anderswo, und fast nie wird es vor zwey oder halb drey Uhr stille in unserem Hause. Du siehst, wie selten die Augenblicke der Nüchternheit bey mir seyn

können, und ich bin auch froh, daß sie es sind; denn ich fürchte sie. O Schwester! welches Erwachen wartet meiner, wenn der Taumel, in welchem mein Wesen schwebt, auf Minuten sinkt! welche Blicke voll Schmerz in die Vergangenheit, voll Angst in die Zukunft und voll Leere und Unzufriedenheit auf die Gegenwart! Therese, ich bin nicht glücklich, obwohl ich es der Welt, die mich umgibt, scheinen mag; aber ich genieße die schalen Freuden, die sie mir darbiethet, mit einer Art von begieriger Heftigkeit. Ich stürze mich absichtlich in den tiefsten Wirbel der Zerstreuungen, um mein Gefühl zu übertäuben, und während des Taumelrausches zu vergessen, wie elend ich bin. Wallner trägt das Seinige redlich dazu bey; er hat mich überredet, wieder einen Zeichen- und Singmeister anzunehmen, und mich im Claviere, das ich seit meiner Mutter Tod etwas vernachlässigt hatte, mehr zu üben. Diese Beschäftigungen nehmen meine wenigen freyen Augenblicke ein. Abends machen wir oft Musik, während die Frauen spielen. Wallner, der selbst sehr musikalisch ist, hat mich mit mehreren Mitgliedern der Oper bekannt gemacht, und leicht die Erlaubniß erhalten, sie in unsere Abendzirkel einzuführen. Wir singen die besten Stücke aus den Italiänischen und Deutschen Opern, aber

auch nichts als Operngesänge. Jene kleinen seelenvollen Lieder von Mozart, Reichard und andern, die in den stillen Zeiten meiner glücklichern Jugend oft die Freude unsers kleinen Kreises machten, sind als abgeschmackt, als zu einfach, zu alt verbannt. O Therese! wenn mir bey diesen künstlichen Musikübungen jene Unterhaltungen einfallen, wenn ich denke, wie ich damahls am Claviere saß, und ein einfaches Lied Ihn, den ich nicht vergessen und nicht nennen kann, so tief bewegte, wenn er dann mit seiner kunstlosen rührenden Stimme meinen Gesang begleitete, oder die Flöte ergriff, die er so meisterlich spielte, und in schönern Tönen nachahmte, was ich gespielt hatte! — Wallner singt auch, er singt kunstmäßiger, fertiger; aber es ist keine Seele, keine Rührung in dieser gellenden Tenorstimme, die, wie alle Stimmen dieser Art, bey zunehmendem Alter schon etwas durch die Nase zu gehen anfängt. Sie rührt mein Herz nicht, ich bewundere seine Geschicklichkeit, ja, ich lerne gern und mit Nutzen von ihm; aber sein Gesang läßt mich kalt.

Im Valsinschen Hause, das seit einiger Zeit auf einen viel glänzendern, angenehmern Fuß eingerichtet wird, herrscht auch eine Beschäftigung oder Zeitkürzung, die, nebst der Musik, zu einer meiner liebsten gehört, und wenn auch nicht das

Herz, doch den Verstand und die Einbildungskraft angenehm aufregt und unterhält. Wir machen Boutrimés, Rebus, Charaden, wir geben einander Räthsel auf, spielen allerley witzige Spiele; wir lesen zuweilen die neuesten Producte der besseren Dichter, und unterhalten uns auf diese Art sehr angenehm. Graf Van der Werth, ein sehr gebildeter Mann, ist der Meister und Urheber dieser Spiele, in denen er eine ungemeine Fertigkeit besitzt. Auch Wallnern glückt es manches Mahl sehr gut, besonders wenn, was mir freylich sehr anstößig ist, und bald die ganze Gesellschaft verleiden könnte, das Thema aus der Zahl der schlüpferigen und zweydeutigen Gegenstände genommen ist. Das mißfällt mir an Wollnern; aber ich sehe, daß die Andern keinen Augenblick besser sind, und nur einer mehr, der andere minder, von dem Wege der strengen Sittlichkeit abweicht. Abweichen aber wird und muß jeder, der in der sogenannten großen Welt lebt.

Weißt du gar nichts von dem Abwesenden? schreibt er deinem Manne nicht? sie waren ja sonst Freunde. Ich sollte mich nicht erkundigen, ich weiß es; aber ich kann mir den einzigen schwachen Trost nicht versagen, daß wenigstens meine Gedanken ihn auf der Reise begleiten können.

Soffri che' in traccia almeno
Di mia perduta pace
Venga il pensier seguace
Su l'orme del tuo pie
Sempre nell tuo camino
Sempre m'avrai vicino
E tu — — — —

Ich mag den Vers nicht ausschreiben. Ich weiß es ja schon, daß ich vergessen bin. Lebe wohl, theure Therese! einziges Wesen, das mich wahrhaft und zärtlich liebt!

Ein und vierzigſter Brief.

Dieſelbe an dieſelbe.

*** den 25. Aprill 1798.

Unſere Braut iſt nun ſeit acht Tagen vermählt. Die Brautgeſellſchaften, Tafeln und Soupers haben endlich aufgehört, und ich finde wieder Zeit, Athem zu ſchöpfen und dir zu ſchreiben. O meine Schweſter! welche traurige, aber belehrende Erfahrungen habe ich dieſe fünf oder ſechs Wochen über gemacht! Das iſt's alſo, was man eine Partie, ein glänzendes Glück nennt! So geht man bey der wichtigſten und heiligſten Handlung, die für das Leben von zwey — vielleicht von noch mehr — Perſonen entſcheidet, in der wirklichen, nüchternen, klugen Welt zu Werke! Da waren freylich meine Begriffe ſehr davon verſchieden; und wenn ich die ſtille ernſte Feyer deines Hochzeittages mit dieſem glänzenden kalten Feſte vergleiche, ſo iſt mir, als müßte ich damahls geträumt, oder in einem andern Plane-

ten gelebt haben. Zuerst hätte man schon während des ganzes Brautstandes die beyden Versprochenen, ihrem gegenseitigen Betragen nach, für alles andere, nur nicht für Braut und Bräutigam, nur nicht für zwey Menschen halten sollen, welche im Begriffe standen, sich ewig und untrennbar mit einander zu verbinden, und künftig ihr ganzes irdisches Wohl oder Weh von einander zu erwarten. Du kannst dir keine Vorstellung von der Kälte und Förmlichkeit machen, mit welcher sie einander behandelten. Die abgemessene Galanterie des Bräutigams, der Stolz, die üble Laune der Braut überstieg alle Vorstellungen, die ich, ziemlich gewohnt an die Denkungsart dieser Menschen, mir davon machte. Sie sind doch bestimmt, mit einander zu leben, sie müssen sich doch zum wenigsten gut seyn und achten können, dachte ich, und so wird ihr Betragen doch wenigstens von Herzlichkeit und Freundschaft zeugen. Auch das nicht, Schwester! Sie blieben kalt, fremd, nur daß der Bräutigam sich zuweilen Freyheiten heraus nehmen wollte, über welche Juliane ihn stolz in seine Schranken zurückwies, und die wirklich, so ganz einzeln, so gar nicht vom herzlichen Gefühle begleitet oder veranlaßt, nur frey und empörend waren. Wenn sie aber etwas angelegentlicher und wärmer mit

einander sprachen, so war es über eine Anstalt, eine Einrichtung in ihrer neuen Wohnung, eine Austheilung der Zimmer oder der Meubeln. Sonst hatten sie sich nichts, gar nichts zu sagen. Wahrlich ich glaube, der Handel um ein Haus oder ein Pferd würde mit mehr Wärme geschlichtet werden, als hier der Handel um Personen und Vermögen; denn Handel — und sonst nichts als Handel und Speculation ist es ihnen.

Die Ausstattung übertraf an Pracht und Fülle alles, was ich in dieser Art in unserem Stande gesehen hatte; sie übertraf auch bey weiten den Stand der Braut, ja beynahe den des Bräutigams, und wurde in einem eigens dazu ausgeräumten Zimmer auf sechs langen Tischen nicht allein den Bekannten, sondern auch Fremden, die es sehen wollten, wie die Ausstattung einer Prinzessinn mit stolzer, lächerlicher Ruhmredigkeit gezeigt, um in's Gesicht Schmeicheleyen, und hinter dem Rücken Verleumdung und Tadel einzuernten.

Endlich kam der bestimmte Tag. Juliane war so finster, so übel gelaunt, so bitter und hart, als ich sie nie gesehen hatte. Ich glaubte, dieß mache die Wichtigkeit des bevorstehenden Schrittes, und es sey der an einem solchen Tage na-

türliche Ernſt, welcher in dieſem Gemüthe ſolche Erſcheinungen hervorbrächte. Aber es war mehr. Sie war unglücklich, ſie war, wie aus Verzweiflung, reſignirt; das zeigte ihr ganzes Weſen, und in dieſem Augenblicke war mein ganzer Unwille entwaffnet. Ich ſchauderte vor der Zukunft, der ſie entgegen ging, und es ſtieg die übel angebrachte romantiſche Idee in mir empor, mich in dieſem ſchrecklichen Augenblicke mit liebender theilnehmender Zärtlichkeit an ihr bis zum Zerſpringen volles Herz zu drängen, die Eisrinde, die es überzog, zu ſchmelzen, und ſie vielleicht durch ein offenes Geſtändniß ihrer Lage in den letzten Augenblicken ihrer freyen Wahl von dem traurigen Entſchluſſe abzubringen, einem Manne, den ſie nicht liebte, ihre Hand zu reichen. Ich verſuchte es. O Thereſe! wie konnte ich ſo thöricht ſeyn! Sie ſtieß mein warmes Gefühl mit hartem, mit empörendem Stolze zurück. Sie erklärte, daß ſie von niemand auf der Welt, am allerwenigſten von mir bedauert oder geliebt ſeyn wollte. „Ich bin unglücklich,“ rief ſie zuletzt, „und was meine Lage noch bitterer macht, iſt, daß Sie es geſehen haben; aber auch Sie ſind nicht glücklich, und — das iſt meine Freude, meine Beruhigung.“ Mit dieſen Worten ging ſie aus dem Zimmer und warf die Thür heftig

zu. Ich stand wie betäubt, wie vernichtet von diesem Ausbruche des Hasses, dieser unwürdigen Behandlung, und diesem Übermaße von Elend in einem Herzen, das eine Freude darin finden kann, den gehaßten Gegenstand unglücklich zu sehen. Seit diesem schrecklichen Augenblicke hat sie auch die letzte Hülle, welche Lebensart und Klugheit über ihren, weiß Gott, von mir unverschuldeten Haß gezogen hatten, abgelegt, und begegnete mir so rauh, so offenbar feindselig, daß ich dem Himmel danke, daß wir nicht mehr unter einem Dache leben. Wer ihr diese Empfindungen gegen mich eingeflößt, weiß ich nicht, kann ich nicht errathen. Geahndet habe ich sie lange; aber so ganz in ihrer fürchterlichen Gestalt ist mir ihr Haß noch nicht erschienen, als damahls.

Daß mich diese Scene erschütterte, daß sie mich für den ganzen Tag verstimmte, kannst du dir wohl vorstellen, und nur das übergroße Geräusch, die Geschäftigkeit betäubte mein empörtes Gefühl, und ich hatte, eigentlich zu reden, nicht Zeit, dem feindseligen Eindrucke nachzuhängen. Um sechs Uhr Abends versammelten sich die Gäste, und einige von den vertrauteren Freunden des Hauses, worunter auch Wallner war. Alles war im größten Staate, besonders die Damen, denen man es ansah, daß sie in ihren ganz

neuen, meiſt gold- und ſilberreichen Kleidern nur dahin geſtrebt hatten, einander zu verdunkeln. Doch, ſo viele Pracht an Stoffen, Geſchmeide und Koſtbarkeiten auch hier zu ſehen war, ſo übertraf doch der Anzug der Braut alles Übrige. Ihr Kleid war ein weißer Seidenſtoff, reich mit Silber geſtickt; ihr dunkles Haar beynahe ganz mit Perlen und Brillanten bedeckt, ſo auch ihre Bruſt; koſtbare goldene Ketten, Spangen, Ringe und Spitzen vollendeten den wahrhaft fürſtlichen Anzug, und gaben der regelmäßig ſchönen, hohen Geſtalt das Anſehen einer Königinn. Um ſieben Uhr fuhren wir in mehr als zwanzig Wägen nach der prächtig erleuchteten Kirche, wo eine Menge Menſchen verſammelt war, um den Brautzug zu ſehen. Mich überlief Schauer auf Schauer; aber den beklemmendſten und ſchrecklichſten Eindruck, wenn ich ſo ſagen darf, machte mir das Betragen der Braut, welche nach allem, was ich in ihrem Herzen hatte vorgehen ſehen, ſeit die Gäſte da waren, ſich mit einer Gleichgültigkeit, mit einer Leichtigkeit und einem lächelnden Weſen betrug, das mich empörte und erſchütterte. Sie ging ruhig und ſtolz zum Altare, keine Miene, keine Bläſſe verrieth den Kampf, der nothwendig in ihrem Innern vorgehen mußte; es war, als könne keine innerliche

Regung durch diese feste Schale, welche Weltton und Selbstbeherrschung über ihr ganzes Wesen gezogen hatten, durchbrechen. Als der Priester die Formel auszusprechen anfing, und Wallners Blick in demselben Augenblick mit einem zärtlichen Ausdrucke auf den meinen fiel, überlief mich ein eiskaltes Grauen. Blums Bild, deine Hochzeitsfeyer, meine jetzige Lage, meine Zukunft, alles das drängte sich fürchterlich und beängstigend von allen Seiten auf mein Herz, und ich brach in einen Strom von Thränen aus, den ich zu verbergen nicht im Stande war. Zu meinem Glücke weinten, wie es bey solchen Ceremonien gebräuchlich ist, mehrere von der Verwandtschaft, aus welchen Regungen, mag Gott wissen, und so blieb meine Rührung unbemerkt; aber der Eindruck verschwand lange nicht aus meiner Seele, und noch jetzt kann ich nicht ohne Wehmuth daran denken.

Zu Hause wartete eine rauschende Musik, und eine neue Menge geladener Gäste auf uns. Trompeten- und Paukenschall empfing das Brautpaar, als es in den Gesellschaftssaal trat, und alles strömte herbey, ihnen Glück zu wünschen. Die Scene war außerordentlich lärmend, aber weit, weit von jener feyerlichen Stimmung, von jener ernsten Rührung entfernt, die nach meinem Ge-

fühle einen so wichtigen Tag bezeichnen sollte. Nun rauschte alles an die Spieltische, und die wahrhaft schöne Musik verhallte, nur von wenigen gehört und genossen, vergebens im Nebenzimmer. Braut und Bräutigam brachten den ganzen Abend mit der größten Gleichgültigkeit bey den Karten zu; auch ich nahm gern ein Spiel an, um meinen Gedanken nicht Zeit zu lassen, sich auf Gegenstände zu richten, die nicht anders als schmerzlich für mich seyn konnten. Nachdem sich um eilf Uhr mehrere Gäste wegbegeben hatten, öffneten sich die Flügelthüren eines andern Zimmers, und ein prächtiges Souper duftete und strahlte, von hundert Lichtern auf schweren silbernen Leuchtern erleuchtet, uns entgegen. Von neuen erscholl, ungesehen von den Gästen, eine seelenerhebende Harmonie; und nun lagerte sich die Gesellschaft an den langen Tisch in bunter Reihe herum, der mit allem, was die Jahreszeit gibt und versagt, auf's kostbarste und verschwenderischste beladen war. Nach einer Weile, als der Wein, der, ich möchte sagen, in Strömen floß, die Zungen gelöset und die Köpfe begeistert hatte, ertönte lautes Lachen und mancher nicht eben allzuanständige Scherz über das Brautpaar. Um zwey Uhr zog sich alles zurück, und das schimmernde Fest war zu Ende, ohne daß jemand durch

alle die verschwendeten Summen wahrhaftig fröhlich oder glücklicher geworden wäre, als vorhin; denn daß es das Brautpaar nicht werden konnte, das zeigte ihr Betragen allzudeutlich.

Der einzige Gewinn, den wir, oder vielmehr ich, bey dieser Heirath hatten, ist Julianens Entfernung, und die größere Stille im Hause, seit dem sie und mit ihr alle die Unruhe, die ihre Vermählung machte, fort ist. Lisette schließt sich immer mehr an mich, und hat mir dieser Tage das Geheimniß ihres Herzens entdeckt. Ich dachte wohl, daß das gute Mädchen nicht glücklich sey, und ich hatte mich nicht geirt. Sie liebt ohne Anschein eines glücklichen Ausgangs den jungen Seefeld, der Walsin Bruder, der kein Vermögen hat, und im Bureau seines Schwagers mit einem mäßigen Gehalt angestellt ist. Er wäre nun freylich im Stande, durch seinen Fleiß und Lisettens einst zu hoffendes Vermögen sie anständig und bequem zu versorgen. Das ist's aber nicht, was man im Schönderfschen Hause suchet. Man will Glanz, Schimmer, Ansehen oder ungeheures Vermögen; und von dem allen kann Seefeld nichts bieten. Am meisten war Juliane wider diese Liebe, und sie war es auch, die die Mutter und durch diese den Vater so außerordentlich dagegen einnahm. Nun da sie aus dem

Hause ist, hoft Lisette wieder, und verspricht sich durch den guten Credit, in dem ich bey ihren Ältern stehe, und durch mein Verhältniß mit der Valsin, Unterstützung und mehrere Freyheit, ihren Geliebten zu sehen. Das arme Mädchen dauerte mich herzlich, als sie mir mit Thränen ihre Leiden klagte, und ich habe mir fest vorgenommen, alles, was in meinen Kräften steht, anzuwenden, um diesem jungen Paare, welches sich so treu, so zärtlich liebt, ein Glück zu verschaffen, das der Wille der Vorsicht mir versagt hat. O meine Schwester! wie froh, wie beseligend würde der Gedanke für mich seyn, sie durch mich beglückt zu sehen! Wenn irgend etwas auf der Welt mir noch eine Ahndung von Seligkeit verschaffen könnte, so würde es die Erfüllung dieses Wunsches seyn. Leb' wohl!

Zwey und vierzigster Brief.

Dieselbe an dieselbe.

*** den 8. May 1793.

Ich habe jetzt ziemliche Hoffnungen für die Aussichten der guten Lisette und des jungen Seefeld. Juliane, in ihren neuen Glanz versenkt, nimmt sich keine Zeit, an solche Kleinigkeiten zu denken. Sie lebt ganz in einer neuen Welt, und ihr Haus ist auf den Fuß der Häuser vom hohen Adel eingerichtet. Jedes von den beyden Gatten wohnt und lebt für sich, obwohl in Einem Hause. Jedes hat seine Dienerschaft, seine Wohnzimmer, seine Equipage für sich; sie sehen sich höchstens bey Tische, und die Gesellschaften, die großen Theils von Personen vom ersten Adel bestehen, fangen erst nach dem Theater an, wo die Frau Gräfinn ihre eigene Loge hat. Die alte Schönndorf weidet und sonnet sich, so zu sagen, an dem Glanze, der ihre Tochter umgibt. Auch in unserem Hause wimmelt es jetzt von Cavalieren und

Damen. Es wird mit einer lächerlichen Großthuerey und im affectirt vertraulichen Tone von Grafen und Gräfinnen, wie von Gevattern und Gevatterinnen gesprochen, wenn sie nicht zugegen sind, und ihnen knechtisch gehuldigt, wenn sie kommen, und so gnädig sind, sich alles wohl schmecken zu lassen, was für solche Gäste mit thörichtem Aufwande aufgetragen wird. Mir wird das nach gerade zu sehr abgeschmackt und verächtlich, besonders wenn ich, wie es zuweilen geschieht, von dritter oder vierter Hand die geringschätzigen Bemerkungen und boßhaften Spöttereyen höre, welche sich eben diese Cavaliere und Damen an andern Orten oder unter sich über das Haus erlauben, in welchem sie doch so manches bürgerliche Vergnügen zu genießen nicht verschmähten. Doch genug der Armseligkeiten. Sie ärgern mich, wenn ich sie sehe, und ich mag mir durch ihre Beschreibung meine Laune nicht mehr verderben.

Also von Lisetten und ihren Aussichten, der einzigen Angelegenheit, die jetzt noch in diesem Hause, und überhaupt auf der Welt, einiges Interesse für mein abgestorbenes Gefühl hat. Ich habe es gewagt, mit der alten Schöndorf zu sprechen, ich habe ihr die Liebe der beyden Menschen, ihren Kummer, den wirklich schätzbaren Charak-

ter des jungen Seefeld, Liſettens anſpruchloſe, ſtille Denkart, das Glück, das ſie in einem kleinen Kreiſe, ſelbſt bey eingeſchränkten Glücksumſtänden, genießen würde, alles, alles mit einem Feuer und einer Beredſamkeit vorgeſtellt, worüber ich ſelbſt erſtaunte, und die die Mutter beynahe zu Thränen rührte. Sie verſprach mir, über die Sache nachzudenken, bey günſtiger Gelegenheit mit ihrem Manne zu ſprechen, und vor der Hand nicht allein Liſetten nicht entgegen zu ſeyn, ſondern auch ihrer ältern Tochter nichts von unſerer Unterredung zu ſagen. Der letzte Punct wird ſie am ſchwerſten ankommen. Doch verlaſſe ich mich auf ihre Herzensgüte. Als die Unterredung zu Ende war, fragte ſie mich, indem ſie mich lächelnd bey der Hand nahm: „Aber woher kommt denn das lebhafte Intereſſe, das Sie an dem Glücke und an der Liebe meiner Tochter nehmen? Wer hätte glauben ſollen, daß Fräulein Brandner, das über den Punct der Liebe ſelbſt ſo vernünftig, ſo geſetzt denkt, mit ſolchen ſchwärmeriſchen Ausdrücken und ſolchem Feuer davon reden könnte?" Ich erröthete, Thereſe! aber warum erröthete ich? Ach, ich ſchäme mich, daß mein Herz ſich verrathen, und Gefühle an den Tag gelegt hatte, welche zu zeigen in der großen Welt lächerlich iſt. Meine Neigung zu

Lisetten und die Hoffnung, ihr zu nützen, mußte mir zum Vorwande meiner Wärme dienen, und die Schöndorf war damit zufrieden. Nun aber entspann sich ein für mich peinliches Gespräch über mein Verhältniß mit Wallnern. Sie wollte wissen, wie ich mit ihm stände, ob und wann ich mich entschließen würde, die Seinige zu werden. Sie versicherte mich, daß er rasend in mich verliebt sey. Das war ihr eigener Ausdruck. Was konnte ich ihr sagen? ich wußte es selbst nicht, ich hatte darüber noch nicht nachgedacht; und gefühlt? — äußerst wenig. Ich kann, das allein weiß ich bestimmt, Wallnern nun einmahl nicht lieben, wie ich das Wort verstehe, und wie Lisette es versteht. Das ist mir ganz unmöglich. Ich habe mich oft darüber befragt und gefunden, daß, wenn ich auch nie einen Andern gekannt und geliebt hätte, Wallner mir dennoch nie eine zärtliche Leidenschaft einflößen würde. Es ist etwas eigenes, gemessenes in seinem Betragen, das mich entfernt, und, um das wahre Wort zu gebrauchen, ermüdet. Er soll mich rasend lieben? Es mag seyn; dann ist seine Raserey sehr consequent, sehr gelassen, und ich möchte ihn einmahl kalt sehen. Bey dem allen kann ich nicht sagen, daß er es an irgend etwas mangeln ließe, um mir seine Aufmerksamkeit, seine Achtung, seine Liebe

zu bezeigen. Er läßt es an nichts mangeln; aber den Äußerungen seiner Liebe mangelt es doch an jenem unnennbaren, unerklärbaren Etwas, das sich nur fühlen, nicht beschreiben läßt, dessen Abwesenheit aber mir im Innersten meiner Seele widerlich und abstossend ist. Mein Verstand findet seine Rechnung bey ihm, er ist äußerst liebenswürdig in Gesellschaft, ich sehe, daß mich viele um ihn beneiden; aber mein Herz bleibt kalt, ungeachtet ich mich täglich zur dankbaren Erwiederung seiner Zärtlichkeit auffordere. Was ist das, Schwester? woher kommt der Widerspruch?

Dennoch werde ich ihn heirathen, wenn er will; aber ich bin froh, daß er mir noch nichts Bestimmtes darüber gesagt hat. Adieu!

Drey und vierzigster Brief.

Dieselbe an dieselbe.

*** den 30. May 1798.

Wie mir diese Menschen verächtlich werden, Thereſe! wie klein, wie niedrig alle ihre Absichten, Leidenschaften und Plane sind! nichts als Eigennutz regiert sie; und je näher man ihnen kommt, je gröber und sichtlicher werden die Fäden des Gewebes von Artigkeit, Ton und Eleganz, womit sie die Armseligkeit ihres Wesens überhüllen, und das von weiten aussieht, als ob etwas Schätzbares dahinter wäre. Es sind nun drey Wochen, daß ich mit der alten Schöndorf von den Angelegenheiten ihrer Tochter gesprochen, und sie gebethen habe, ihren Mann zu des Mädchens Besten zu stimmen. Dieser Schritt, an welchem dem Mutterherzen, meiner Meinung nach, so viel hätte liegen sollen, hat noch nicht geschehen können; und warum? Frau von Schöndorf möchte gern eine neue

Equipage haben, um sich im Park, der in dieser Jahrszeit sehr besucht wird, zu zeigen. Es ist zwar die alte noch recht hübsch; aber in dieser hat sie voriges Jahr ganz *** schon gesehen, und da kann man doch unmöglich wieder damit erscheinen. Es muß also eine neue angeschafft werden. Diese neue wird sechs oder acht hundert Gulden kosten. So viel konnte man weder vom Nadelgeld erübrigen, noch dem Küchenzettel aufbürden; es muß also der Mann darum angegangen werden. Man muß ihn in guter Laune erhalten, man muß einen fröhlichen Augenblick erhaschen, worin er, von Schmeicheleyen bethört, gewähret, was seine Vernunft wohl sonst versagen würde; und darum kann die Mutter jetzt nicht mit dem Vater über das Glück ihres Kindes reden, weil ihm dieses die Laune und die Lust, das Geld herzugeben, verderben könnte. Wie armselig, wie elend!

Um das arme Mädchen doch einiger Maßen zu trösten, erlaubte sie ihr (ohne des Vaters Vorwissen) mit mir, so oft ich wollte, zur Valsin zu gehen, wo sie den Bruder derselben sehen und sprechen kann. Natürlich drang das Mädchen nun sehr oft in mich, sie mitzunehmen, und zwang mich gleichsam, öfter hinzugehen, als ich selbst wollte. Ich hatte anfäng-

lich nichts dagegen, als den Unwillen, den mir jeder heimliche Schleichweg einflößet, weil wir zu Hause ein Geheimniß daraus machen, und den Vater auf alle Art verbergen mußten, an welchem Orte Lisette jetzt so viele Abende zubrachte. Ich unterhielt mich sehr gut bey der Valsin, und nichts störte meinen Genuß, als der etwas freyere Ton, der in unsern Spielen zu herrschen anfing, und die Gegenwart mehrerer Weiber, von denen es stadtkundig war, daß sie von Diesem oder Jenem ausgehalten würden. Indessen hatten die meisten dieser Personen einen solchen Grad von äußerer Liebenswürdigkeit, und so viel Anstrich von Geistesbildung, daß ihr angenehmer Umgang meinen Verstand gegen mein besseres Gefühl bestach. Aber mit Verwunderung bemerkte ich die immer zunehmende Pracht und Verschwendung in diesem Hause; und da Herr von Valsin niemahls bey diesen Abendunterhaltungen gegenwärtig war, welche stets ein sehr niedliches Souper schloß, so war es mir nicht wahrscheinlich, daß er so ganz aus seinem Charakter treten, und mit voller Hand Geld zu Vergnügungen hergeben sollte, an denen er keinen Theil nahm. Wie unangenehm und empörend wurde mir aber neulich das Räthsel gelöset,

als man bey uns zu Hause ganz ohne Scheu erzählte, daß Graf Van der Werth das ganze Haus aushalte, daß ihm die Valsin seit dem Tode seines Vaters, der vor einigen Monathen gestorben war, und seinem Sohne ein großes Vermögen hinterlassen hatte, vielleicht schon über zehntausend Gulden gekostet, ja, daß er ihr zu Liebe, als sein Vater noch lebte, beträchtliche Schulden gemacht habe! Wie verächtlich, wie nichtswürdig kam mir das Weib in diesem Augenblicke vor, deren Verhältniß zu dem Grafen ich bisher zwar nicht gerechtfertiget, aber mit innigem Gefühle für ihre traurige Lage entschuldigt hatte! Also das war es, was ich für Zärtlichkeit, für Bedürfniß des Geistes und Herzens bey einem feingebildeten Weibe hielt? Das war's, worüber ich so manche bis dahin nicht verstandene Sticheleyen und Anspielungen hörte, die ich oft im Glauben an die bessere Denkart des verächtlichen Geschöpfes mit Hitze bekämpfte, und nicht selten dafür ausgelacht wurde?

Doch ich hatte noch nicht genug empörende Erfahrungen gemacht, und die große Welt von ihrer häßlichen Kehrseite noch nicht in ihrem ganzen abscheulichen Lichte gesehen. Juliane, die seit ein paar Monathen verheirathet ist,

spricht davon, sich scheiden zu lassen. Ihr Mann hat eine erklärte Maitresse unter dem Titel einer Haushälterinn bey sich. Daß es Julianen nicht um den Besitz seines Herzens zu thun ist, versteht sich wohl von selbst; aber jenes Weib nimmt sich Rechte und Freyheiten im Hause heraus, die keine ehrliebende Gattinn, viel weniger die stolze Juliane, ertragen würde. So ist nun ein offenbarer Krieg in jenem Hause ausgebrochen. Die Dienerschaft hat sich in zwey Theile getheilt, wovon einer dem Herrn, der andere (gewiß bessere, diese Gerechtigkeit muß man Julianens untadelhaftem Betragen in Rücksicht der Sitten widerfahren lassen) der Frau anhängt. Die Schwiegerältern wollen auch ihr Wort dazu geben. Der Präsident, unwillig, sich hofmeistern zu lassen, hat ihnen das Haus verbothen, und setzt selbst den Fuß nicht mehr über unsere Schwelle; ja ließe seine Frau sich etwas verbiethen, so würde er auch ihr den Umgang mit ihren Ältern untersagen. Juliane ist, wenn sie allein oder unter ihren Verwandten sich befindet, vielmahl in einer Stimmung, wie ich mir das Gemüth der Erinnyen denke. Die Welt aber sieht nur die künstliche glatte Außenseite, die nichts von den Stürmen verräth, die ihr Inneres zerreissen. Eine sonder-

bare Befriedigung oder Beruhigung ſcheint ihr gährendes Gemüth jetzt am Spiele gefunden zu haben, das ſie ſonſt nie liebte, aber jetzt bis zur Ausſchweifung treibt. Sie ſpielt halbe Nächte, und ſo hoch, daß oft Tauſende auf dem Spiele ſtehen. Ich glaube, die Heftigkeit ihres Weſens, die verzehrende Raſtloſigkeit ihres Geiſtes findet nun in der großen Spannung zwiſchen Furcht und Hoffnung, die durch das Spiel unabläſſig unterhalten wird, eine angemeſſene Beſchäftigung. Wie dem immer ſey, ſie iſt unglücklich; niemand aus der ganzen Familie iſt recht zufrieden; alles ſtößt, neckt und quält ſich einander, und ich ſtehe mitten darunter mit krankhaft reizbarem Gefühle und einem höchſt unbefriedigten, zerriſſenen, blutenden Herzen. O meine Thereſe! wie wenig finde ich die Beruhigung und den Genuß in dieſer großen Welt, den ſich mein thörichtes Herz davon verſprach!

Wallner fährt fort, ſo galant und ſo kalt zu lieben, wie vorhin. Wir haben oft heftige Scenen, Erklärungen, Ausſöhnungen, die, wie ein gäher Windſtoß in die abgeſtorbene Gluth ein täuſchendes Leben zu bringen ſcheinen. Aber es iſt nur Schein, und bald ſinken unſere Herzen zu ihrem natürlichen Froſte her-

ab. Wie lange wird das so dauern? Er spricht jetzt öfter als vorher von seinen Aussichten, von seiner Verbindung mit mir, die ihn, so sagt er, zum glücklichsten Menschen machen werde. Das kann seyn, nach seiner Art. Daß ihn aber eine abschlägige Antwort nicht unglücklich machen würde, das weiß ich. Dazu ist er viel zu besonnen — viel zu klug, zu selbstsüchtig. Er hat eine eigene Philosophie, die er Lebensweisheit nennt, die ganz für ihn, aber nicht eben so für andere, die mit ihm leben — seyn mag. Alles beginnet in diesem Systeme vom Ich, und, was das Schlimmste ist, er hat so viel Menschenkenntniß und Erfahrung, daß er mir es schon ziemlich deutlich bewiesen hat, seine Philosophie sey, nur mehr oder weniger deutlich gedacht und ausgeführt, so ziemlich die Richtschnur und Regel aller Menschen. Ach, diese Erfahrungen, diese traurigen Beobachtungen, deren Wahrheit ich unmöglich läugnen kann, tragen auch das Ihrige bey, mein Gefühl zu vergällen, und mir die Welt, in der ich lebe, verhaßt, und Wallnern zuweilen, ich möchte sagen — fürchterlich zu machen. Ja, Therese — fürchterlich! Denn welches wird mein Loos an der Seite dieses Mannes seyn, der allen Glauben an Menschenwerth, an Tugend,

an Kraft und Willen zum Guten, um des Guten willen, durch traurige Erfahrungen verloren hat? Oft zwar ist's, als müßte ich ihn deßhalb bedauren; ich nehme mir dann vor, durch mein Betragen, durch die offene lautere Wahrheit meines Wesens wieder eine Möglichkeit von Menschenachtung in seiner erstorbenen Brust zu erwecken. Das denke ich, und will anfangen, ihn mit zarter Schonung zu behandeln, und seinen verdüsterten Sinn durch Aufzählung von Beyspielen mehr guter als gewöhnlicher Menschen zu erheitern. Da bricht er plötzlich in ein lautes Gelächter aus, sagt ein Bonmot, oder macht einen unbedeutenden Spaß, und ich stürze auf einmahl aus meiner Idealwelt sehr unsanft in die Wirklichkeit herab.

Und doch ist er noch der Beste von allen, die ich kenne, derjenige, der am meisten Verstand, brauchbare Kenntnisse, wahre Menschenkunde und feines Gefühl hat. Ach, ich werde nicht glücklich seyn! aber ich werde ihn doch nach seiner Art glücklich machen, und das soll mir genug seyn. Die kommende Woche gehen wir auf's Land, d. h. wir werden mit all unserm städtischen Geräusche, Geschleppe und Geziere das Gartenhaus der Schöndorf in H*** bewohnen. Da werde ich vielleicht noch weniger Muße ha-

ben, dir zu schreiben; denn die Lebensart in diesen sogenannten Landhäusern ist noch rauschender, als in der Stadt. Doch kannst du darauf rechnen, daß jede freye heitere Minute dir gewidmet seyn wird.

Vier und vierzigster Brief.

Dieselbe an dieselbe.

* * * den 6. Junius 1798.

Welche Bekanntschaft habe ich gemacht? wen habe ich gesehen und gesprochen? Seltig, Blums Jugendfreund, war auf vierzehn Tage von L** hierher gekommen. Seine Handelsverbindungen zogen ihn in das Schöndorfsche Haus. Ich hatte ihn nie gesehen; aber sein Nahme war mir nur allzubekannt. Ich saß die vorige Woche, in ziemlich trübe Gedanken versenkt, welche einige unangenehme Scenen mit Wallnern in mir erregt hatten, bey der Abendgesellschaft im Garten, und sah nicht von meiner Arbeit empor, als plötzlich der junge Schöndorf mir jemand vorstellte, der, wie er sagte, meine Bekanntschaft zu machen wünschte. Ich blickte auf, und sah einen jungen Mann vor mir stehen, der ohne im geringsten schön zu seyn, eine sehr empfehlende Bildung hatte, „Herr Seltig aus L**,"

setzte Schöndorf hinzu, und ich unbegreifliche Thörinn erröthete bis in die Fingerspitzen, und war so verlegen, daß ich beynahe nichts zu antworten wußte. Indessen knüpfte sich das Gespräch bald an, und mir war, als ob ich einen theuren alten Freund nach langer Trennung und vielen Unglücksfällen wieder zum ersten Mahle sähe. Die ganze große Gesellschaft reihete sich nach dem Kaffehtrinken um die Spieltische. Ich spiele nicht gern, Lisette auch nicht; und so entfernten wir uns von der Gesellschaft, und gingen mit Seltig und ein paar Männern die Alleen auf und ab. Blums Nahme wurde nicht genannt; aber ich fühlte wohl, daß Seltig mich beobachtete, und verschiedene Gespräche auf die Bahn brachte, um meine Äußerungen zu hören. Jetzt kam Wallner. Seltig faßte ihn scharf in's Auge, und verdoppelte seine Aufmerksamkeit auf uns beyde. Mir war das sehr ungelegen; ich war schon vorher mit Wallnern unzufrieden gewesen, weil die Kälte, mit der er so viele Dinge übersieht, die mir heilig sind, mich empörte. Diese Unzufriedenheit hatte ich ihm heute Abends zeigen wollen, und nun mochte ich es doch vor Seltigs scharfem Späherblick nicht thun. Wie leicht hätte er meine Kälte gegen Wallnern für Verstellung, für falsche Scham

vor ihm halten können! Doch war mir's in Seltigs Gegenwart, bey der traurigen Erinnerung, die er so lebhaft in meiner Brust erweckte, bey den Unwillen über den kalten Weltmenschen Wallner, und bey den schmerzlichen Vergleichen, die sich unabläßig meiner Seele aufdrängten, beynahe nicht möglich, ihn warm und zutraulich zu behandeln. Das Bestreben, mich in dem gehörigen Gleichgewichte zu halten, die tausend streitenden Gefühle, welche sich in meinem Herzen kreuzten, ermüdeten endlich meinen Geist; ich fühlte meine Lebhaftigkeit dahin schwinden, und eine unaussprechliche Wehmuth sich meines ganzen Wesens bemächtigen. Wir hatten uns auf die Terasse gesetzt, von wo wir den aufgehenden Mond gerade vor uns sahen. Lisette bewunderte das schöne Schauspiel mit einigen empfindsamen Ausdrücken; denn das gute Mädchen, das von der Mutter eben nicht sorgfältig erzogen worden ist, hat ihre meiste Bildung aus Romanen. Wallner sagte ein paar fade Scherze über den Mann im Monde. Ich saß still, und hörte Seltig zu, der mit wahrem Gefühl und anständigem Feuer die Empfindungen äußerte, die die heitere schöne Nacht in ihm weckte. Ach, wie lange hatte ich keine solche Sprache mehr gehört! und zu welcher ganz andern Zeit, in welcher ganz anderen,

seligen Lage hatte ich aus einem theuren Munde oft ähnliche Bemerkungen gehört! Dieser Gedanke wurde so lebhaft in mir, daß meine Thränen hervorbrachen. Ich bückte mich, als ob ich was aufzuheben hätte, und ließ durch diese Bewegung den zurückgeschlagenen Schleyer über mein Gesicht herabsinken, um meine nassen Augen zu verhüllen; ich fühlte mich unbeschreiblich unglücklich. So verging der erste Abend. Seltig war ein paar Tage darauf zu uns zu Mittag gebethen. Er kam, und ich weiß nicht, ob ich mich täuschte; aber es schien mir, er begegne mir mit mehr Achtung als das erste Mahl, wo sein Ton gegen mich etwas leicht, kalt, und zuweilen scharf gewesen war. Nach Tische fuhren wir nach dem benachbarten fürstlichen Garten. Seltig war mein Führer, weil Wallner nicht gegenwärtig war. Wir sprachen recht herzlich über verschiedene Gegenstände. Es war mir, als ob ich Seltig seit Jahren kennte, so ohne Zurückhaltung und mit aller Wärme meines Herzens konnte ich mit ihm reden, und keine Furcht, mißverstanden oder belächelt zu werden, störte den süßen Genuß. Seit langer Zeit hatte ich das Vergnügen eines offenen freundschaftlichen Umgangs entbehrt, und nur in Briefen an dich hatte sich mein Herz ergießen können. Mir war un-

beschreiblich wohl; und doch war diese Freude mit einer Art von Wehmuth gemischt, die ich zu unterdrücken nicht vermochte.

„Und wie ist es Ihnen möglich," sagte Seltig auf einmahl, nachdem wir über die geräuschvolle Lebensart in diesem Hause und über den wenigen Genuß, den sie Trotz ihrer Kostbarkeit und ihrem Glanze dem Herzen gewährt, gesprochen hatten, „wie ist es Ihnen möglich, das alles mitzumachen? Warum verlassen sie den Strudel nicht, der die Kräfte Ihres Geistes und Körpers aufzehrt?" (Ich hatte ihm gesagt, daß ich seit einiger Zeit einige Abnahme meiner Gesundheit fühlte.) „Warum ziehen Sie sich nicht zurück? warum kehren Sie nicht wieder zu den einfachen Freuden der Natur und eines stillen Lebens, in dem Ihnen gewiß wohl seyn würde?" Diese Frage traf mein Innerstes. Ich war erschüttert, o ich hätte in Thränen ausbrechen, und ihm den unglücklichen Zustand meines Gemüths entdecken mögen; aber Scham und Furcht, mißverstanden zu werden, hielt mich ab. „Herr Seltig," sagte ich nach einer ziemlich langen Pause, während welcher er mich genau betrachtete, „ich glaube, man muß die Freuden der großen Welt entweder nie genießen, oder nie verlassen; der Übergang von ihnen zu den ein-

fachen Freuden des ſtillen Lebens und der Natur iſt ſehr ſchwer. Man macht ihn gewöhnlich nur an der Hand der Liebe oder der Reue. Vor der zweyten Art wird mich Gott bewahren, und die erſte hängt nicht von uns ſelbſt ab." Ich ſah zu Boden; denn ich hätte ſeinen Blick nicht ertragen können. Er antwortete mir nichts, es ſchien, als wäre es ihm leid, dieſen Punct berührt zu haben; denn er fing bald darauf ein ganz verſchiedenes Geſpräch über einen gelegentlichen Gegenſtand an, aber in meinem Herzen blieb der Stachel zurück, den er ſo unbarmherzig in dasſelbe gedrückt hatte. Was kann ich denn thun? welche Bahn bleibt mir denn offen, als mich von dem Strome forttreiben zu laſſen, der alles um mich her mit ſich reißt? Es iſt wahr, ich bin nicht glücklich, und ich fühle tief, daß, ſo reitzend mir dieſe Vergnügungen auch einige Zeit ſchienen, ſie mir doch keinen wahren Genuß gewähren können. Die lange Weile verfolgt mich überall; und wenn ſie mich ergreift, dann folgt der Schmerz der Erinnerung auf dem Fuße nach. Um ihnen zu entgehen, ſtürze ich mich in den rauſchenden Wirbel der Unterhaltungen, und ergreife jede Gelegenheit, mich zu zerſtreuen, mich mir ſelbſt zu entfremden. Ich merke, daß meine Geſundheit darunter leidet, aber (zürne

nicht, Schweſter! ich weiß, daß es unrecht iſt) aber ein geheimes Gefühl macht, daß ich mich darüber nicht betrüben kann. Was liegt daran, ob dieß zweckloſe Daſeyn früher oder ſpäter endige, und der Faden der unbedeutenden ſchalen Tage um einige Umſchwünge ſchneller bricht! Leb' wohl! nächſtens mehr von Seltig.

Fünf und vierzigster Brief.

Ludwig Seltig an Ferdinand Blum.

L** den 10. Junius 1798.

Ich habe lange bey mir überlegt, ob ich dir wohl das schreiben sollte, was ich diese Tage hindurch erfahren und bemerkt habe. Ich habe alle Dafür und Dawider erwogen, und endlich gefunden, daß die Wahrheit, wenn sie auch schmerzt, immer und in jedem Falle dem schmeichelnden Scheine vorzuziehen sey, und daß die Furcht, meinem Freunde unnütze Reue zu erwecken, bey dem geringsten Schimmer von Möglichkeit, das ganze Lebensglück einer würdigen Person zu retten, in keinen Betracht kommen dürfe. Voll von dieser Überzeugung setze ich mich nieder, dir zu schreiben, und bitte dich nur, lieber Ferdinand, wenn mein Brief dich schmerzt, wenn ich gezwungen bin, alte Wunden deines Herzens aufzureissen, und ihm vielleicht noch neue zu schlagen, dich an unsere Freundschaft

zu erinnern, und keinem Grolle, keinem Argwohne oder Unwillen gegen mich in deinem Herzen Raum zu lassen, gegen mich, der, das schwöre ich bey der heiligen Erinnerung an unsere seligen Jugendtage, jeden Schlag doppelt mit empfindet, und bey jedem Vorwurfe zittert, den er dir machen muß.

Ich habe Leonoren kennen gelernt. Ich weiß, daß deine Seele bey diesem Nahmen bewegt wird. Einige Geschäfte machten meinen Aufenthalt in * * * nöthig. Ich benützte diese Gelegenheit, die ehemahlige Geliebte meines Freundes kennen zu lernen, auf welche mich deine Liebe und dein Schicksal außerordentlich aufmerksam gemacht hatten. Ich ließ mich bey Schöndorf aufführen, wo es wahrlich nicht schwer ist, Zutritt zu erhalten, und fand das ganze Haus gerade so, wie ich mir es gedacht hatte. Der junge Schöndorf stellte mich auf mein Verlangen Leonoren vor; aber wie erstaunte ich, sie so zu finden! Du weißt, ich habe sie nie gekannt; und meine Seele hatte sich das Bild eines schönen, blühenden, munteren Mädchens mit einem großen Antheile Leichtsinn, Eigenliebe, Eitelkeit u. s. w. entworfen. Nun stand ich plötzlich vor einer feinen, schlanken Gestalt, mit angenehmen Zügen, denen eine zarte Blässe und

ein leichter Schatten von Gram etwas ungemein Anziehendes gaben. Sie bewillkommte mich mit sichtlicher Bestürzung, und eine hohe Röthe ergoß sich über ihr Gesicht. Ich sprach einige gleichgültige Dinge mit ihr, und nahm mir vor, sie genau zu beobachten. Ich fand ein anspruchloses, höchst anständiges Betragen, keine Spur von Coquetterie, zuweilen, wenn sie sich unbemerkt glaubte, sinnenden Ernst in den Zügen und besonders in dem düstern Blick ihrer blauen Augen, sonst eine ruhige Heiterkeit und ein stilles, bescheidenes Wesen. Wie verschieden war diese Erscheinung von dem Bilde meiner Phantasie! Ich begegnete ihr mit kalter Höflichkeit, in die sich unwillkürlich aus Liebe zu dir zuweilen etwas Schneidendes mischte; denn ich hatte große Vorurtheile gegen sie. Sie zeigte keine Empfindlichkeit, kein Zeichen gereitzter Eitelkeit; aber ich sah, daß sie sich Mühe gab, eine schöne Wärme, die sie zu einem offenern Betragen gegen mich hinzureissen schien, zu unterdrücken, und eine gelassenere Stimmung zu erkünsteln. Ihr Liebhaber, jener Baron Wallner, kam jetzt, und meine Neugierde stieg. Er drängte sich auffallend an sie, und schien sich ihrer und ihrer Unterhaltung ausschließlich bemächtigen zu wollen. Sie vereitelte dieß ohne

Affectation, und ohne der zarten Achtung zu nahe zu treten, mit der sie ihm überhaupt begegnete; doch glaubte ich deutlich zu sehen, daß sie nur sich selbst und ihre Wahl in ihm ehre. Meine Achtung gegen sie stieg unwillkürlich mit jeder Minute; aber ich gab mir ordentlich Mühe, das Gute nicht zu sehen, und nur das Böse oder vielmehr Verkehrte an einem Mädchen zu bemerken, das meinen Freund auf eine so unverzeihliche Art gekränkt hatte. Wir waren in den Garten gegangen; der Mond stieg gegen über hinter den Bäumen empor, das schöne Schauspiel riß mich hin, ich benützte diese Gelegenheit, ich ließ meiner Empfindung freyen Lauf, und bediente mich einiger Ausdrücke, die ich dich bey deinem heißen Gefühle in ähnlichen Gelegenheiten hatte brauchen hören. Sie wurde auffallend still; sie seufzte, ließ den Schleyer über das Gesicht fallen, und konnte doch meinem scharfen Blicke die Thräne nicht verbergen, die in ihrem Auge glänzte. So verging der erste Abend, und ich ging mit einem Herzen voll unwillkürlichen Antheils und einem Kopfe voll Zweifel nach Hause. Und das soll das leichtsinnige, nur an Zerstreuungen hangende Mädchen seyn, dachte ich, das im Stande war, heilige alte Bande mit sträflicher Gedankenlo-

sigkeit zu zerreissen, und sich einem verführerischen Wüstling in die Arme zu werfen, bloß weil dieser ihrer Eitelkeit und ihrem Hange zur Zerstreuung schmeichelte? Ich konnte nicht einig mit mir werden, und verschob die Berichtigung meines Urtheils auf meine nächste Zusammenkunft. Zwey Tage darauf war ich bey Schöndorf zu Tische gebethen. Leonore empfing mich mit sichtbarer Freude, wie man einen alten Freund empfängt. Ein gutes Zeichen, dachte ich: würde sie wohl den Muth haben, den innigsten Freund ihres ehemahligen Geliebten mit dieser Offenheit zu empfangen, wenn sie sich einer großen Schuld gegen diesen bewußt wäre? Wallner war nicht zugegen, und sie war beynahe heiterer und theilnehmender als neulich, wo seine Gegenwart ihr einigen Zwang anzulegen schien. Auch dieß gefiel mir. Nach Tische ward spatzieren gegangen. Ich führte Leonoren, ich brachte verschiedene Gegenstände auf die Bahn, Gegenstände, die nur ein unverdorbenes Gefühl, ein reines Herz mit Wärme umfassen kann. Sie that dieß, sie sprach mit inniger Theilnahme, oft mit Rührung, noch öfter mit verhaltener Wehmuth. Sie gestand mir, daß die Freuden der Welt für sie gar keinen Reitz mehr hätten, daß die Lebensart im Schöndorfschen Hause immer weniger für sie passe, ja daß

ſie die nachtheiligen Folgen derſelben für ihre Geſundheit fühle (ſie ſcheint mir überhaupt ſehr zart und kränklich zu ſeyn). Aber als ich ſie aufforderte, dieſer Lebensart zu entſagen, erklärte ſie mir die Unmöglichkeit dieſes Schrittes mit einer Reſignation und unterdrückten Wehmuth, die mich tief rührte. Ich ſah ſie dann noch ein paar Mahl, und fand ſie ſich immer gleich, ohne Spur von Verſtellung, von Eitelkeit, ja auch ſogar von Leichtſinn, — dem einzigen Fehler, den ich ihr, nach deinen Briefen über ſie, vorwerfen zu müſſen glaubte — möchte ich ſie, wenigſtens jetzt, freyſprechen.

Ob du noch in ihrem Herzen lebſt, wage ich nicht zu entſcheiden. Dein Nahme wurde nicht genannt, und ich hüthete mich wohl, deiner zu erwähnen. Denn wozu hätte es dienen ſollen? Liebt ſie dich noch, ſo wäre es unedel geweſen, die Wunde wieder aufzureiſſen, und hat ſie dich bereits vergeſſen, ſo konnte die Erinnerung an ſolche Verhältniſſe ſie in eine unangenehme Verlegenheit ſetzen. Daß ſie ſich aber keiner großen Schuld gegen dich bewußt iſt, und daß ſie vielleicht — (ich ſage nur vielleicht; denn auch hierüber habe ich keine Gewißheit) — ſich von dir gekränkt oder ſogar verlaſſen glaubt, iſt ſehr wahrſcheinlich. Auf jeden Fall iſt ſie jetzt nicht glück-

lich, und wenn sie dem Drange ihrer Umstände folgt, und Wallnern ihre Hand reicht, gewiß unglücklich. Sie scheint das sehr bestimmt zu fühlen; aber Zartgefühl und eine zu ängstliche Redlichkeit, die man ihr wahrlich nicht zum Fehler machen kann, werden sie gewiß hindern, zurück zu treten, und wenn in dieser Verlegenheit kein treuer Freund sich ihrer thätig annimmt, so wird sie ein Opfer mißgünstiger Umstände und argelistiger Menschen, die ihre schwache Seite kennen und benützen.

„Aber, wozu schreibst du mir das? warum muß ich das wissen?" rufst du jetzt vielleicht unwillig aus. „Soll ich handelnd eingreifen? soll ich, der Verschmähte, Zurückgesetzte jetzt plötzlich auftreten und sie warnen, alte Ansprüche geltend machen, und vielleicht, wenn sie mich längst vergessen hat, mit kalter Höflichkeit in die Schranken zurückgewiesen werden, die ich nicht hätte verlassen sollen?" So sprichst du sicher. Mir ist's, als hörte ich dich schon. Aber Geduld, Lieber! ich verlange deine Mitwirkung nicht, du sollst nur darum wissen; denn deine Verhältnisse zu mir machen meine Schritte bedeutender, als sie sonst wären, und man wird dich vielleicht nicht so theilnahmlos glauben, als du wirklich bist. Darum sollst du wissen, was ich zu thun gesonn-

nen bin, und es steht dann bey dir, mir zu gestatten oder zu verbiethen, ob und in wie fern ich dich in's Spiel mischen soll. Ich habe mich bereits nach allen Umständen bey unparteyischen Personen erkundigt, die von der Sache wissen konnten; ich habe Dinge erfahren, die Leonoren nicht bekannt seyn können, weil man sie ihr geflissentlich verbarg, und die sie doch wissen sollte. Ihr Vormund ist ein elender, eigennütziger Wicht, und Wallner einer der lockersten Bursche, der bis über die Ohren in Schulden steckt. Ich muß Leonoren schreiben, ich muß ihr ihre ganze Lage, alle Folgen ihres Schrittes vorstellen, (gebethen habe ich sie über dieß schon bey meinem Abschiede, sich nicht zu übereilen; und ihre Antwort zeigte mir, daß sie meine verblümte Bitte wohl verstanden hatte) und ihr gerade zu abrathen. Bey einem gewöhnlichen Mädchen würde ich das nicht wagen; denn erstlich ist es überhaupt nicht meine Sache, mich in Heirathsangelegenheiten zu mengen, noch weniger würde ich einer solchen schreiben, denn wenn schon, wie Schiller sagt, Entwischte Worte beleidigte Vertraute sind: was würde nicht ein solcher Brief, der eben nicht viel zu Wallners und vieler anderer Menschen Lob enthalten wird, in fremden Händen für ein gefährliches Werkzeug seyn?

Bey Leonoren wage ich nichts, und ich werde dem Briefe alles anvertrauen, was ich weiß, ohne die geringste Sorge, daß sie fähig wäre, einen Mißbrauch davon zu machen. Das ist mein Plan, und ich theile dir ihn vorläufig mit. Vielleicht bekomme ich noch deine Antwort, ehe ich meinen Brief an das unglückliche, liebenswürdige Mädchen absende; denn es fehlen mir noch ein paar Belege, die ich nothwendig brauche. Eile also, mir zu schreiben, mir deinen Entschluß in dieser Sache bekannt zu machen, und zugleich mein Herz zu beruhigen, das über den Kummer, den ich dir vielleicht mache, ängstlich schlägt. Zürne mir nicht, und lebe wohl!

Sechs und vierzigster Brief.

Baron Wallner an den Grafen Feldern.

*** den 20. Junius 1798.

Das sage ich dir, Brüderchen! wenn meine Schöne nicht bald Ernst macht, so geht meine Geduld zu Ende, und unsere Heirath in die Brüche. Das halte der Teufel aus! ich kann es nicht mehr länger. So ein ganzes Jahr hindurch zärtlich, empfindsam, gewissenhaft und züchtig zu thun! Wenn nun so gar nichts von dem allen im Grunde des Herzens ist, und diese Rolle bey einem außerordentlich zartfühlenden, und Trotz ihrer anscheinenden Unerfahrenheit in diesem Puncte schlauen Geschöpfe zu spielen, das mir auf alle Worte lauert, alle meine Blicke bewacht, und aus jedem Zweifel saugt — ich sage dir, Feldern, es ist eine entsetzliche Aufgabe, die man wahrlich nur unternehmen kann, wenn man das glänzende Ziel mit den hundert tausend Gulden immer im Ge-

sichte behält. Auch hat sie schon seit einiger Zeit angefangen, Unrath zu merken, z. B. in den Gesellschaften bey der Valsin, wo es denn, wie du weißt, nicht eben gar klösterlich zugeht, und wo ein vernünftiger Mensch, wie unser eins, sonst ganz in seinem Elemente war.

Wenn mir da unglücklicher Weise in einem Anfalle von lustiger Laune ein muthwilliger Scherz, oder eine kleine Zweydeutigkeit entwischt: hilf Himmel! da solltest du sehen, wie sie die Nase rümpft, wie sie schmollt, und, wenn wir allein sind, mir den Text liest, und mich herunter macht, gleich einem Schulknaben, daß ich alle meine Geduld und die Erinnerung an alle meine dringenden Schulden zu Hülfe nehmen muß, um ihr den Handel nicht auf der Stelle aufzusagen. Freylich ist es mir noch jederzeit gelungen, sie wieder zu versöhnen; aber ich merke doch, daß jeder solcher Vorfall ihre Neigung zu mir, die (die Wahrheit zu gestehen) nie recht groß war, wieder um ein Merkliches abgekühlt hat. Indessen, es wäre noch alles leidlich gegangen, wenn nicht mein Unstern einen gewissen Seltig, den treuen Pylades ihres noch immer nicht vergessenen alten Liebhabers, nach *** und in das Schöndorfsche Haus geführt hätte. Das ist gerade so ein Mensch von

ihrem Schlage, ein so rechtlicher, so ernsthafter, so gewissenhafter und strenger Pedant, daß einem halbweg vernünftig liebenden Mädchen die Zeit bey ihm zum Sterben lang würde. Aber das war Wasser auf Leonorens Mühle. Zuerst konnte sie sich wieder recht nach Herzenslust in jene langweiligen Zeiten hinein träumen, von denen sie so oft, und so gar mit mir sich unterstehr, wie von einem Arkadien zu sprechen, aus dem sie ihr grausames Geschick verstossen hat, und zweytens war er ganz der Mann, ihre Mondscheinsphilosophie und ihre schwärmerischen Ausbrüche geduldig anzuhören und zu beantworten. Ich sage dir, Feldern! ich glaubte an jenem Abend, den wir mit jenem Monsieur im Garten zu brachten, der Teufel müsse mich hohlen über allen den empfindsamen Unsinn, den sie da um die Wette auskramten! Das Ärgste war, daß ich nicht allein nicht lachen oder spotten, daß ich sogar zum Theil den närrischen Leuten Recht geben mußte, um nicht für ein verruchtes Weltkind zu gelten. Seit dem unseligen Besuche dieses Menschen ist Leonore noch schwärmerischer, noch reitzbarer, und, was das Schlimmste ist, noch kälter gegen mich geworden. Wie ich sage, ich habe alle Mühe von der Welt, die

Sache nur so leidlich im Geleise zu erhalten; und wenn ich sie nicht bald dahin bringe, mir die Hand zu geben, so weiß ich nicht, wie das noch enden wird. Doch gebe ich noch nichts verloren. So lang unsere schwindsüchtige Liebe noch einen Funken Leben hat, so habe ich auch noch Hoffnung; aber klein, klein ist dieser Funke, das muß ich gestehen, und es gehört viel Kunst dazu, ihn am Leben zu erhalten.

Bey Kelm geht es, wie ich dachte, oder auch nicht ganz so, wie ich dachte; denn Juliane, kaum seit zwey Monathen verheirathet, dringt schon jetzt auf die Scheidung. Er hat es aber auch ein bißchen zu arg gemacht, und Madame Hellmann beträgt sich mit einem Übermuthe, den kein Weib, viel weniger Juliane dulden kann. Ich weiß wohl, was Kelm dabey für Absichten hatte. Er dachte seiner Frau, deren Herrschsucht er kannte, das neue Jahr, wie man sagt, abzuwinnen; aber er hat vergessen, ihren Stolz, und manche andere wirklich schätzbare Eigenschaft in Anschlag zu bringen. Er hat sie behandelt wie ein gemeines Weib, und das ist Juliane nicht. Überhaupt ist es ein Fehler, in den zu meiner großen Verwunderung so viele Männer fallen, die sich doch rühmen, die Welt und die Weiber zu kennen, daß sie

alle nach Einem Maßstabe behandeln, ohne auf die tausenderley Verschiedenheiten zu achten, welche Lage, Erziehung, selbst augenblickliche Verhältnisse in diesen zarten leicht beweglichen Wesen hervorbringen, und welche sogar die allgemeinen Geschlechtsfehler unter tausenderley verschiedenen, und durch diese Verschiedenheit oft ganz unkenntlichen Gestalten erscheinen machen. Doch ich sehe dich lachen über mein Auskramen von Theorien und Systemen, während mich die meinigen selbst zu verlassen scheinen. Aber Leonore ist auch ein ganz eigenes Wesen, auf welches gewöhnliche Beobachtungen nicht passen, und das eine ganz eigene Behandlung erfordert. Und habe ich sie denn schon verloren? Nichts weniger als das, mein Freund! vielmehr hoffe ich mit Grund, es soll mir nicht daran fehlen, irgend einen überraschenden Theaterstreich zu ersinnen, der sie plötzlich aufschreckt, und mir in die Arme jagt. Wenn alles fehlt, werde ich sterbenskrank, und auf dem Todbette wird Mitleid und Zartgefühl sie bewegen, mir ihre Hand zu geben; dann macht mich die Freude gesund u. s. w. Leb' wohl, und denke, daß ich nicht aufhören werde, in jedem Sinne zu seyn

dein

Wallner.

Sieben und vierzigster Brief.

Leonore von Brandner an Thereſe Friedberg.

H** den 28. Junius 1793.

Ich habe dir jetzt lange nicht geſchrieben; aber du wirſt mich gern entſchuldigen, wenn du die Urſache hören wirſt. Ich war dieſe ganze Zeit über öfters nicht wohl, ohne eben beſtimmt krank zu ſeyn. Der Arzt nannte mein Übel Krämpfungen, Nervenſchwäche, und erklärte, daß es nicht im mindeſten gefährlich wäre. Das mag ſeyn; ich war auch nicht im geringſten beſorgt. Aber das iſt auch ein Leiden, das ich in den ſeligen Tagen meiner ſtillen frühen Jugend nicht kannte, und das, wie der Arzt und meine eigene Erfahrung ſagt, größten Theils von der unregelmäßigen Lebensart herrührt, die aus Tag Nacht, und aus Nacht Tag macht, und die Kräfte des Geiſtes durch allzu große Zerſtreuung, durch allzukräftige Koſt und raſtloſes Herumtreiben aufreibt. Ja, meine Schweſter, ich ſehe immer mehr

und mehr ein, was du mir so oft sagtest. Weder mein Herz noch meine Gesundheit ist für die große Welt und das Taumelleben gemacht, das ich führe; aber dennoch würde die letztere gewiß nicht so schnell untergraben worden seyn, wenn mein Herz, von keinem innern Gram zerrissen, mir verstattet hätte, die Freuden und Zerstreuungen unbefangen und froh zu genießen.

Ich habe mit Wallnern wieder sehr unangenehme Auftritte gehabt. Der Ton bey der Frau von Valsin wird immer lauter, immer freyer. Eine Zeitlang hielt sich Wallner so ziemlich zurück, zum mindesten in meiner Gegenwart; aber jetzt, je lauer seine Liebe wird, je weniger vermag sie dem wahren Hange seines Herzens zu widerstehen, und er stimmt oft mit voller Seele in die sittenlosen oder wenigstens sehr zweydeutigen Scherze und Gespräche ein, die man sich häufig dort erlaubet. Ich habe ihm Vorwürfe darüber gemacht, aber nichts damit erhalten, als Lachen und Spott über meinen Hang zur Schwärmerey; und bey der Gelegenheit enthüllte er seine Art, über unser Geschlecht und die Welt zu denken, daß mir davor schauderte. Ich bezeigte ihm meinen Abscheu vor solchen Grundsätzen; er trieb eine Weile Possen. Ich machte ihm heftige Vorwürfe, und konnte mich der Thränen nicht

ganz enthalten; da stürzte er plötzlich vor mir auf die Kniee, und versicherte mich mit einem Tone, der unmöglich ganz Heucheley seyn konnte, daß er mich wirklich verehre, daß ihm meine Denkart Hochachtung einflöße, daß er aber bedaure, mich die Welt aus einem so phantastischen Gesichtspuncte betrachten zu sehen, den mir Zeit und Erfahrung gewiß einst sehr unsanft verrücken würden. So endigte dieß Gespräch, ohne daß ich ihm zürnen konnte, aber auch ohne daß er mich gerührt oder näher an sich gezogen hätte. Indeß ist mein Vorsatz, den Umgang mit der Valsin nach und nach aufzuheben, besonders da die Hauptabsicht, die mich hinzog, aufgehört hat. Lisette hat, weil ihre Mutter immer zögerte, auf meinen Rath mit ihrem Vater gesprochen, und ihn viel geneigter gefunden, als das arme Mädchen dachte. Er hat nichts wider Seefelds Person, ja er schätzt und ehrt seine Sitten, seinen Charakter, und hat ihr erlaubt, ihn zuweilen im Hause zu sehen, nur mit der nöthigen Vorsicht und ohne Aufsehen, damit nicht zu früh ein Stadtgerede entstehe, ehe der junge Mann so viel erwerben wird, um ihr seine Hand mit einer standesmäßigen Versorgung zu biethen. Lisette ist ganz entzückt und höchst zufrieden. Ich wäre es nicht an ihrem Platze. Denn

was heißt das Ganze? Seefeld ſteht jetzt ſchon ſo gut, daß er mit einem Mädchen, das eigenes Vermögen beſitzt, und nicht unmäßige Forderungen macht, ſehr bequem leben könnte. Aber das iſt dem Glanz und Pracht liebenden Vater zu wenig. Das Glück des jungen Paares mußte alſo verſchoben, ihre Liebe vor der Welt verborgen werden, damit, wenn vielleicht während der Zeit ſich ein reicherer Freyer fände, dieſer durch kein Stadtgerede abgeſchreckt werde, und die köſtliche Waare immer für den Meiſtbiethenden aufgehoben bleibe. Kommt keiner, und hat Seefeld mit der Zeit einen höheren Rang und mehrere Einkünfte, ſo mag er ſie hinnehmen! Welche niedrige Speculation, welche grauſame Art, mit dem Wohl ſeiner Kinder zu ſpielen! Liſette iſt aber glücklich wie eine Königinn; und ſo bin ich denn auch zufrieden, um ſo mehr, da ich nicht nöthig habe, zu Valſin zu gehen.

Seltig iſt abgereiſt. Zwey Tage vorher war er bey uns, um Abſchied zu nehmen. Er betrug ſich ſo achtungsvoll, ſo freundſchaftlich gegen mich, daß es mir unausſprechlich wohl that. Er iſt ein edler guter Mann, ein trefflicher Vater und Gatte. Mit welcher Innigkeit ſprach er von ſeinen Lieben! mit welcher ſchönen und unüberſpannten Sehnſucht redete er von dem Vergnü-

gen, ſie bald wieder zu umarmen! Wie reitzend ſtellte ſich bey dieſem Geſpräche das Glück des häuslichen Lebens, dieſes allzu ſchöne Phantom, meiner Seele dar! Seltigs Wärme, mit der er davon ſprach, erweckte meinen Glauben daran auf's neue. Ach, in dem Zirkel der großen Welt wäre ich beynahe zu der Überzeugung gelangt, daß es auf Erden nirgends anzutreffen ſey, und für mich iſt's auch auf ewig verloren! Seltig erwähnte ſeines Freundes nie, und ich hätte doch ſo gern, ſo gern gewußt, wie es ihm geht, was er macht, ob er recht glücklich iſt, ob er — ach, ich hätte tauſend Fragen gehabt, und durfte nicht Eine wagen. Endlich verſuchte ich doch Eine, die von fern Bezug darauf hatte. Ich fragte ihn, ob er nicht bey Frau von Leſſert geweſen ſey? „Frau von Leſſert?" ſagte er fragend, als ob er ſich erſt beſinnen müſſe, wer das ſey. „Ah, Blums Tante!" ſagte er endlich. „Nein, da war ich nicht. Was ſollte ich dort? ich bin kaum bekannt, und meine Zeit iſt genau zugemeſſen." „Fräulein Babette iſt ein ſchönes artiges Mädchen," ſetzte ich ziemlich thöricht hinzu. „Glauben Sie wohl," antwortete er, „daß das genug iſt, um mich anzuziehen? Ich dächte doch, Sie hätten eine beſſere Meinung von mir." Sieh, Thereſe, dieſe Kälte und Fremdheit gewährte mir

thörichtem Geschöpfe eine unaussprechliche Beruhigung. Schilt mich nicht — ich fand Grund darin, zu hoffen, ja, liebe Schwester, zu hoffen, daß Blums Liebe zu seiner Cousine doch nicht so warm seyn müsse, als ich mir dachte. Würde Seltig denn nicht die Geliebte, die Verwandte seines Freundes besuchen? Würde ihm nicht ihr Nahme geläufiger seyn? O, diese Bemerkung, so geringfügig sie vielleicht scheinen mag, so wenig sie mir in meiner Lage nützet, machte mich auf einige Augenblicke sehr glücklich. Beym Fortgehen sagte mir Seltig, er scheide mit ganz andern Ideen von mir, als mit denen er mich kennen gelernt habe, er wünsche, daß ich recht glücklich seyn möge, und er bäthe mich nur, einen Entschluß nicht zu übereilen, der gewiß nicht zu meinem Glücke führen würde. Was kann er wohl anders meinen, als meine Verbindung mit Wallnern? O, ich habe ohne dieß nicht Lust, diese Bande so schnell auf mich zu nehmen; und hätte ich sie auch, so würde Seltigs Äußerung ein großes Gewicht in die entgegengesetzte Schale legen. Wallner wird zwar immer dringender; aber ich kann und werde mich nicht sobald dazu entschließen. Lebe wohl!

Acht und vierzigster Brief.

Dieselbe an dieselbe.

H** den 6. Julius 1793.

Es ist vorbey, es ist beschlossen! Ich kann Wallners Gattinn nicht werden. Dieser Entschluß, der lange schon dunkel im Innersten meiner Seele lag, der so ganz mit dem tiefsten Gefühle meines Herzens zusammen stimmte, ist nun durch eine Begebenheit, wie der Funke aus dem Steine, hervorgeschlagen, und steht unwiderruflich da. O meine Schwester! auf welchem Pfade taumelte ich sorgenlos dahin! Zu welchem Abgrunde führte mich der blumige, schlüpfrige Weg, auf welchen Zufall, böse Menschen und mein eigener Leichtsinn mich geleitet hatten! Aber der Zauber ist zernichtet, und das Laster, die Verführung, die Sittenlosigkeit stehen in ihrer ganzen Häßlichkeit unverschleyert vor mir. Eine Nacht hat hingereicht, um mir die Augen zu öffnen, und mich mir selbst wieder zu ge-

ben. Aber nun iſt auch mein Entſchluß feſt. Fort, fort von dieſen Menſchen, aus dieſen magiſchen Kreiſen, aus dieſem betäubenden Gewühle, das die beſſeren Seelenkräfte verderblich in Schlummer wiegt, damit das unbewachte Herz ein Raub der Verführung werde! Doch, ich könnte noch lange ſo fortreden, ohne daß du mich verſtändeſt; und das ſollteſt du doch. Ich muß mich aber erſt ſammeln, und das empörte Gefühl ſich ſenken laſſen, ehe es mir möglich iſt, dir die Begebenheiten der vorigen Tage in gehöriger Ordnung zu erzählen.

Du weißt, daß ich mir vorgenommen hatte, ſeltener zu Valſin zu gehen. Ich that es auch, und vermied ſo viel, als ſich mit Anſtand thun ließ, ihre Geſellſchaft. Sie bemerkte dieß bald, und kam alſo vor einigen Tagen, mir Vorwürfe zu machen. Sie beklagte ſich über meine Kälte, über meine Vernachläſſigung ihrer Liebe mit einem ſo freundſchaftlichen, zutraulichen Tone, daß es mir nicht möglich war, dieſem Weibe, dem jede Art, die Herzen zu gewinnen, ſo ſehr zu Gebothe ſteht, die wahre, natürlicher Weiſe beleidigende Urſache meines Wegbleibens zu ſagen. Ich ſchützte alſo einige Arbeiten und öftere Unpäßlichkeiten vor, und, da ſie von den letztern gehört hatte, ſo

fand ich, oder schien wenigstens vollen Glauben zu finden. Um aber nun, wie sie sagte, unsere Versöhnung zu besiegeln und zu beweisen, daß ich keinen Groll gegen sie hege, sollte ich ihr das Vergnügen nicht abschlagen, mit ihr den folgenden Tag auf einen Ball nach M**, eine Stunde von hier, zu fahren. Was wollte ich thun? Um nicht unartig zu scheinen, willigte ich endlich, nach einigen Versuchen, mich zu entschuldigen, ein, und sie verließ mich mit neuen Versicherungen ihrer innigen Freundschaft. Am andern Tage, nähmlich vorgestern gegen Abend, fuhr sie um die bestimmte Stunde bey uns vor. Ich hatte sie schon erwartet, und eilte hinab; sie kam mir auf der Hausflur entgegen, und sah sehr reitzend aus. Ihr Haar war auf eine besonders geschmackvolle Art geordnet; von ihrem Anzuge konnte ich nichts sehen, weil sie des Staubes wegen, eben so wie ich, in einen taffetenen Überrock gehüllt war. Als wir vor das Thor traten, fand ich zu meinem nicht geringen Mißvergnügen die Herborn und den Grafen Van der Werth bey ihr im Wagen. Jetzt war indeß nichts mehr zu thun, als einzusteigen. Es war mir schon nicht angenehm, auf dem Balle in Gesellschaft der Valsin und ihres Galans zu erscheinen; die Ge-

genwart dieser Herborn aber war mir unbeschreiblich widerlich. Ich war unzufrieden, und folglich sehr still. Die Valsin bemerkte es, und befragte mich. Ich schützte leichten Kopfweh vor, und wir kamen zum Balle. Stelle dir meinen Verdruß vor, als hier beym Eintritte in das Vorzimmer meine beyden Begleiterinnen die Überröcke abwarfen, und nun in einer zwar reitzenden, aber so freyen, so unverschämten Nymphentracht vor mir standen, daß mir ihr Anblick das Blut in's Gesicht jagte. Wir hatten auch kaum den Saal betreten, als ein Heer von Stutzern, von galanten und lockern Bürschchen und Männern sich um uns sammelte, die beyden Damen mit ziemlich kühnen Schmeicheleyen überhäufte, und mich, weil ich in ihrer Gesellschaft war, auf gleiche Art zu behandeln anfing. Vergebens rief ich alle Würde, deren mein Äußeres fähig war, auf, um dem ausgelassenen Schwarm Achtung zu gebiethen. Ich erregte im Anfange nur Lächeln; aber endlich bewirkte ich doch so viel, daß sie mich als abgeschmackt in Ruhe liessen. Jetzt kam Wallner. Ich betrachtete ihn, wie einen vom Himmel Gesandten, und hoffte thörichter Weise unter seinem Schutze sicher zu seyn; aber der sittenlose Ton war nur zu verwandt mit seiner eigenen Denkart, und er

stimmte mit voller Seele ein. Nun war ich ganz verlassen; ich tanzte nicht, fühlte Langeweile, und, was immer geschieht, wenn dieses Übel sich mir nahet, tausend schmerzhafte Erinnerungen erwachten in meiner Brust, und zerrissen mein ohne dieß verstimmtes Gemüth. Nun gingen wir zum Souper, die Herborn mit ihrem alten Liebhaber, die Valsin, ich, Van der Werth, Wallner und noch ein paar Männer. Anfangs ging es ganz leidlich; aber nachdem Punsch und Champagner die letzten Bande der Vernunft und Schicklichkeit gelöset hatten, fingen Scherze an, worüber ich noch jetzt erröthe. Wie häßlich, wie empörend kamen mir diese Menschen in der halben Trunkenheit vor! Aber vor allen beleidigte mich Wallner, er, den ich eines so pöbelhaften Vergnügens, einer so niedrigen Denkart doch nicht fähig gehalten hatte. Auch er war betrunken; und als wir vom Souper aufstanden, und ich mit ihm in den Zimmern herumging, fing er an, sich ein so beleidigendes Betragen zu erlauben, daß mir Thränen des Zorns und Unwillens in die Augen traten. Ich riß meinen Arm aus dem seinigen, sagte ihm mit vieler Bitterkeit, was ich von ihm dachte, und eilte allein in den Saal. Mein Herz war so empört, meine ganze Seele so in

Aufruhr, daß ich beynahe nicht wußte, was ich thar. Zum Glücke erblickte ich unſern Buchhalter Rechtler, einen redlichen alten Mann, den ich von jeher mit Achtung betrachtet hatte, und der auch mir mit vorzüglicher Freundſchaft begegnet war. Er war mit ſeiner Frau da; ich eilte auf ihn zu, und beſchwor ihn, mir zu erlauben, daß ich mich in ihren Schuz begeben, und auch mit ihnen nach Hauſe fahren dürfe. Er ſah mich verwundert an; aber er bewilligte meine Bitte mit vieler Gutmüthigkeit, und führte mich zu ſeiner Frau, einer angenehmen Matrone, die mich freundlich aufnahm und mir Plaz machte. Nun ging ich zur Valſin, und entſchuldigte mich unter dem Vorwande eines ſtarken Kopfſchmerzens, daß ich nicht mit ihr zurück fahren könnte, weil ſie vielleicht bis zum Morgen zu bleiben geſonnen wäre, und ich eine Geſellſchaft gefunden hätte, die bald aufbrechen und mich mitnehmen würde. Sie war betroffen; aber ſie both mir mit vieler Artigkeit an, den Augenblick nach Hauſe zu fahren. Ich verſicherte ſie, daß es mir ſehr leid thun würde, ſie von ihrem Vergnügen abzuziehen u. ſ. w., was man in ſolchen Gelegenheiten zu ſagen pflegt. Die Valſin ſchien empfindlich zu werden; mir lag da nichts daran. So ſchieden wir auseinander, und

ich setzte mich zu meiner guten Frau Rechtler. Jetzt kam auch ihr Mann zu uns, und befragte mich mit freundschaftlicher Theilnahme um die Ursache meiner Aufwallung. Ich verbarg sie ihm nicht, und erzählte ihm aufrichtig alles, bis auf das, was Wallnern betraf. Ich hatte zu viel Achtung für mich selbst, als daß ich den Mann, den ich selbst gewählet hatte, in fremden Augen so tief hätte herabsetzen sollen, als er in den meinigen gesunken war. „Nun Gottlob!" unterbrach auf einmahl der würdige Mann meine Erzählung. „Gottlob, daß Sie endlich dahin gekommen sind, wohin Sie mein Herz schon lange gewünscht hat! Glauben Sie mir, liebes Fräulein! der Umgang mit solchen Frauen hat Ihnen mehr geschadet, als Sie vielleicht denken können. Man schließt sehr gern von der Gesellschaft auf die Denkart der Leute; und die Welt ist ohne dieß immer geneigt, das Schlimmere zu glauben." „Ja," setzte die Frau mit gutmüthiger Redseligkeit hinzu, „ich weiß von guter Hand, daß mehrere Frauen sich über des Fräuleins Freundschaft mit der Walsin und Herborn geärgert haben, daß sie sie Ihnen sehr verdachten, und ihren Töchtern darum nicht gern erlauben wollten, mit dem Fräulein umzugehen." „Mein Gott!" rief ich aus, und mein Herz beb-

te bey dem Gedanken, „so weit war es schon gekommen? Ach, liebe Frau Rechtler! warum warnten Sie mich nicht? warum fand sich denn kein Mensch, der so barmherzig gewesen wäre, mich mit dem Gerede der Welt bekannt zu machen?' „Eben weil es ein Gerede war," fiel der Mann mir in's Wort; und ich sah, daß er seiner Frau mit den Augen winkte, nicht weiter zu sprechen. Aber sie ließ sich nicht irre machen, und überhäufte mich mit Bemerkungen und Erzählungen von Der und Jener, von Diesem und Jenem, die alle darauf hinausliefen, mir zu verstehen zu geben, daß man die Menschen nach ihrem Umgange zu beurtheilen pflege, und daß man daher nicht ohne Grund eine Ähnlichkeit der Denkart zwischen mir und den Weibern, mit denen man mich so oft sah, voraussetzte. Gott! welches Heer von schrecklichen unabsehbaren Folgen meiner Thorheit und Schwachheit stellte sich jetzt auf einmahl meinen Blicken dar! Ich zitterte, ich wurde blaß, und war eine Weile nicht vermögend, der Rechtler zu antworten. Vielleicht war es auch nicht nöthig; denn mir scheint, sie hörte nicht auf zu reden, obwohl ich durch einige Secunden so betäubt war, daß ich nichts von allem wußte, was um mich vorging. Als ich mich wieder besinnen konnte, hörte ich, daß sie

fragte, ob mir übel sey; ich sähe so blaß aus. Mir war diese Vermuthung willkommen, um meine Verwirrung zu entschuldigen. Ich sagte also, daß mein Kopfweh immer stärker würde. Die guten Menschen waren sogleich bereit, mir zu helfen. Er eilte fort, um den Wagen zu bestellen, und sie führte mich in ein Nebenzimmer, wo man das Geräusch der Musik und der Tanzenden weniger hörte. Hier begegnete sie mir mit so vieler Sorgfalt und Güte, daß ich ihr den tödtlichen Schmerz verzeihen mußte, den mir ihr Geschwätz verursacht hatte. Und hatte sie denn nicht die Wahrheit gesagt? mußte ich nicht froh seyn, endlich einmahl die Gestalt zu kennen, unter welcher ich der Welt erschien, und zu wissen, was diese und selbst meine Feinde von mir dachten? Nun konnte ich doch meine Maßregeln nehmen, und mein Betragen darnach richten. Als wir eine Weile im Nebenzimmer gesessen hatten, kam Wallner, noch immer stark benebelt, zu uns. Er war erstaunt, von der Valsin gehört zu haben, daß ich mich übel befände, und ohne sie zurück kehren wolle. Er schien sehr besorgt, und wollte mich bereden zu bleiben — ich dankte ihm artig; denn ich wollte ihn vor Rechtlern nicht beschämen — aber auf eine Weise, die ihm zeigte, daß mein Entschluß,

nicht mit der Valsin zu gehen, unwiderruflich sey. Indeß kam Rechtlers Wagen. Wallner begleitete mich über die Treppe, und nahm zärtlich Abschied von mir. Ich duldete es, ohne es zu erwiedern, und so brachten mich meine beyden Begleiter um zwey Uhr nach Hause, wo ich mit innigem Danke und dem Vorsatze, ihnen dieses Gefühl künftig noch besser zu zeigen, von ihnen schied.

Ich warf mich schnell in's Bett; aber ich konnte keine Ruhe finden. Tausend schreckliche Bilder schwebten vor meiner Seele, und die Zukunft lag, wie eine finstere grauenvolle Wildniß, vor mir, in der ich keinen Trost, keine Freuden mehr zu hoffen hatte. Ich sah meinen guten Ruf befleckt, mich in die Classe verworfener Weiber gesetzt, und von der Welt mit ihnen vermengt. Ich stand im Begriffe, meine Hand einem Menschen zu reichen, dessen Verworfenheit und Sittenlosigkeit sich mir heute ganz enthüllt hatte. Alle diese Vorstellungen stürmten auf mich, meine Kräfte erlagen endlich, ich sank ohne Bewußtseyn, ob in Ohnmacht, ob in Schlummer, weiß ich nicht; denn als ich erwachte, war es bereits zehn Uhr. Aber ich fand mich so entkräftet, so krank, daß ich, als ich versucht hatte, aufzustehen, mich sogleich wieder niederlegen

mußte. Doch diese Abspannung meiner ganzen Natur hatte auch das tobende Gewühl in meiner Brust besänftiget; ich fühlte mich nur unglücklich, aber nicht mehr so empört, so zerrüttet, wie vor dem Schlummer.

Nur der Entschluß blieb mir aus der Verwirrung von Ideen, Planen und Entschließungen, die die vergangene Nacht in meiner Seele auf und ab geflutheet hatten, mit Wallnern gänzlich zu brechen, nie wieder mit der Valsin umzugehen, und wo möglich auch das Schöndorfsche Haus zu verlassen. Dieser bestimmte Vorsatz gab meinem Herzen eine Art von Stille, von tröstender Empfindung. Nach Tische ließ sich Wallner melden. Ich war nicht im Stande gewesen, das Bett zu verlassen, und ließ mich also entschuldigen. Die folgende Nacht war ruhiger, als ich sie erwartet hatte. Vermuthlich trug die gänzliche Erschöpfung dazu bey, in der ich mich befand. Ich versuchte es gestern aufzustehen, und konnte auch aufbleiben, obwohl ich das Zimmer nicht verließ und froh war, in meiner Unpäßlichkeit einen Vorwand zur Vermeidung unserer Gesellschaften zu finden. Nach Tische, als ich mich ein wenig gestärkter fühlte, schrieb ich an Wallnern, erklärte ihm bestimmt meinen Entschluß, und sandte den Brief in die Stadt.

Heute wird er vermuthlich kommen. Ich erwarte ihn mit Fassung; aber mit dem heiligen Vorsatze, daß keine Überredung, keine wahre oder gehenchelte Reue, keine anscheinende Verzweiflung mich wankend machen soll. Ich fürchte den Auftritt; aber er ist nothwendig, und so waffne ich mich mit Muth. Lebe recht wohl, liebste Schwester!

Neun und vierzigster Brief.

Ferdinand Blum an Ludwig Seltig.

London den 15. Julius 1798.

So hast auch du dich gegen mich verschworen? Auch du trittst auf die Seite meiner innern Feinde, und vereinigst dich mit den tausend quälenden Stimmen, die unaufhörlich meine Seele bestürmen? Leonore wäre schuldlos, ich hätte sie mißverstanden, ich hätte unrecht an ihr gehandelt? O Ludwig! nur zu oft steigen diese Gedanken schmerzend in meiner Seele empor, und es ist mir nicht mehr möglich, jetzt, da die tobenden Stürme sich gelegt haben, alles in dem Lichte zu sehen, in dem ich es in *** sah. Und dennoch, Ludwig, kann ich mich nicht beruhigen, kann ich nicht untersuchen, und will es auch nicht. Sieh, das ist das Eigene, das Quälende meiner Lage, daß ich wünschen muß, in meinen finstern, ungünstigen Vorstellungen von Leonoren bestärkt zu werden, daß ich jede Auf-

klärung der unseligen Mißverständnisse, die uns dazumahl trennten, fliehen muß. Denn ist sie nicht eines Andern? wird sie ihm nicht bald ihre Hand reichen, was du auch von ihrer Kälte gegen ihn beobachtet zu haben meinst? und ist es nicht besser für mich, wenn ich sie dann wenigstens schuldig denken kann, wenn ich mir mit halber Sicherheit zum mindesten sagen kann: „Du hättest sie nicht glücklich gemacht, du wärest nicht glücklich mit ihr geworden?"

Ludwig! ich bin sehr unglücklich! Was ich auch von der Zerstreuung der Reise hoffte, ich habe es nicht gefunden. Mein Schmerz ist mir, ein allzu treuer Begleiter, auch über's Meer gefolgt, und der Aufenthalt in dieser Insel voll Nebel, wo nur selten ein heiterer Sonnenblick die düstern Wolken zerstreuet, in diesem eigentlichen Wohnort des Spleens ist nicht gemacht, meine Laune zu verbessern. Setze noch hinzu, daß der Fremde hier überall noch fremder ist, als anderswo, daß es so unsäglich schwer hält, in guten Zirkeln Zutritt zu finden, daß freundschaftlicher, zwangloser Umgang eines der ersten Bedürfnisse dieses wunden Herzens ist, und du wirst dir ein Bild meiner traurigen Lage machen können. Lange halte ich es nicht hier

mehr aus. So bald meine Geſchäfte geendet ſind, kehre ich nach Deutſchland zurück. Ob ich nach Hauſe komme, das iſt eine Frage, die ich mir ſelbſt zu beantworten noch unfähig bin. Wenn ſie erſt eine Weile Wallners Frau ſeyn wird, wenn ich mich an den Gedanken, ſie in ſeinen Armen zu wiſſen, gewohnt haben werde, dann werde ich vielleicht nach *** kommen, meine Geſchäfte in Ordnung bringen, und dann fort, fort auf ewig aus der verhaßten Hauptſtadt zu meinem Bruder gehen, und mit ihm die Handlung gemeinſchaftlich führen. Das iſt bis jetzt mein Plan. Indeſſen will ich meinen Aufenthalt hier benützen, um eine kleine Reiſe in die Hochlande und die Hebriden zu machen. Vielleicht, wenn ich zurückkomme, finde ich einen Brief von dir, der mir von der Baroneſſe Wallner Nachricht gibt. Ludwig! wenn ich mir das vor einem Jahre auch nur hätte denken können, daß ſie eines Andern werden könnte! und noch, noch iſt es mir in manchen Augenblicken, als könnte ich es nicht glauben, als wäre es nicht möglich.

Schreibe ihr indeſſen, was du für gut findeſt, und laß dich durch keine Rückſicht auf mich abhalten, alles zu thun, was du für ihr Glück

nothig findeſt. O! daß ich es nicht ſelbſt thun kann, daß ich nicht hineilen, ihr nicht ſagen darf, wie ſehr ſie durch den Schein getäuſcht wird! Wenn deine Vermuthungen wahr wären, wenn ſie Wallnern nicht liebte, wenn ſie ſich durch deinen Brief beſtimmen ließe, mit ihm zu brechen, wenn ſie — Doch was will ich? Keine eigennützigen Wünſche, keine ſanguiniſchen Hoffnungen! Es ſchmerzt zu ſehr, ſie wieder aufgeben zu müſſen! Aber ihre Trennung von Wallnern, ihr Glück vielleicht einſt in den Armen eines andern würdigen Mannes, das darf ich wünſchen; und das zu befördern, will ich gern alles thun, was in meiner Macht ſteht. Schreib alſo, Ludwig! ſchreib, was du willſt, nenne mich ſogar; ich bin größten Theils von dem thörichten Stolze geheilt, der mich mehr, als ich dachte, gekoſtet hat, und wenn ſie meiner auch ganz vergeſſen hat, wenn ſie mich auch mit kalter Höflichkeit in meine Schranken zurück weiſen ſollte, ich will es verſchmerzen, wenn ich hoffen darf, durch meine Mitwirkung ihr Glück zu befördern. „Sie iſt kränklich," ſchreibſt du, „ihre Geſundheit ſcheint gelitten zu haben." O! das fehlte meinen Leiden noch; und du haſt mir

vielleicht aus Schonung nicht alles geschrieben! Ludwig! ich bitte, ich beschwöre dich, schreib mir bald, was sie macht, wie es ihr geht, und was ich für sie zu hoffen habe! Lebe wohl!

Funfzigster Brief.

Ludwig Seltig an Ferdinand Blum.

L** den 26. Julius 1798.

Mein Brief an Leonoren ist durch die glücklichste Wendung ganz unnütz geworden. Sie hat aus eigenem Antriebe gethan, zu was ich sie zu bereden wünschte. Über die letzte Veranlassung und die Art der Trennung habe ich sehr verschiedene Gerüchte gehört, wie denn das gemeiniglich der Fall bey Personen ist, die viel bekannt sind, und um deren Thun und Lassen sich recht viel müßige Menschen bekümmern. Einige erzählen es auf eine Art, die ihr sehr viel Ehre macht, andere suchen ihr Benehmen lächerlich scheinen zu machen; auch fehlt es nicht an boßhaften Zungen, die den Vorfall, welcher durch einige Tage zum Stadtgespräche geworden war, recht hämisch erzählen. Die Hauptumstände, worin alle übereinkommen, sind: daß Leonore mit Wallnern und ein paar Frauen von ihrer Bekanntschaft

(die, wie man sagt, nicht den besten Ruf haben sollen) auf einem öffentlichen Balle in der Nachbarschaft war, daß sie dort mit ihnen in einen Zwist gerieth, der sich damit endigte, daß Leonore gar nicht mehr mit ihrer vorigen Gesellschaft zurückkehrte, sondern sehr zeitlich, von dem guten alten Rechtler und seiner Frau begleitet, nach Hause kam, und seit jenem Tage allen Umgang und alle Verhältnisse mit den beyden Damen und mit Wallnern abgebrochen hat. So wie mir Rechtler schreibt (dessen Zeugniß bey dir und mir gewiß sehr viel gilt, da er Leonoren beynahe täglich sieht), war die Veranlassung des Streites das unanständige Betragen, welches sich die Gesellschaft, von Wein und Punsch erhizt, erlaubte, und besonders einige Freyheiten, die Wallner, der ein wenig benebelt war, sich gegen Leonoren herausnahm. Diese Erklärung, die mir unter allen die wahrscheinlichste ist, und für die selbst der Zorn und die Rache der beleidigten Damen und des verabschiedeten Liebhabers spricht, macht Leonoren sehr viel Ehre, und der biedere Rechtler spricht auch seit dem mit freundschaftlichem Enthusiasmus in seinen Briefen von ihr. Überhaupt danke ich ihm die meisten Nachrichten und Behelfe in dieser Sache, da unsere alte Verbindung und seine Verhält-

nisse zum Schöndorfschen Hause ihn zu einem sehr verläßlichen Gewährsmanne machen. Er hat Leonoren gleich bey ihrem Eintritte in das Haus seines Principals mit besonderer Aufmerksamkeit und Wohlwollen beobachtet; denn des Mädchens unverdorbene Seele, ihr gerader Verstand, ihre Talente und Bildung waren in der Welt, in der er lebte, eine seltene Erscheinung. Mit innigem Mißvergnügen sah er später hin, wie Leonore sich immer mehr von dir entfernte, und in die Schlingen, die der nichtswürdige Wallner ihr legte, sorglos ging. Auch glaubt er, wie er mir schreibt, daß alles nicht ohne thätige Einwirkung anderer Personen, die ihre besondern Absichten haben mochten, geschehen sey. Er will zwar niemand in seinem Briefe nennen, weil es nur Vermuthungen sind; aber er hofft sicher, die Zeit werde alles an's Licht bringen, und die beyden Menschen, an denen sein Herz so väterlichen Antheil nahm, einst Trotz allen Hindernissen vereinigen, und mit einander glücklich machen. Du siehst aus dem allen, daß Rechtler eine sehr gute Meinung von Leonoren hat, und das sollte auch dich von deinen Vorurtheilen (erlaube mir immer das Wort) wenigstens zum Theile heilen, so wie du auch aus dem Gange der Dinge abnehmen kannst, daß die Bande, die Leonoren

an Wallnern fesselten, ziemlich locker gewesen seyn müssen, weil ein Mißverständniß oder ein in der Trunkenheit begangener Fehler sie zur Trennung bestimmen konnte. Ich enthalte mich aller weiterer Nutzanwendungen und Folgerungen, die sich mir scharenweise von allen Seiten gleichsam aufdringen. Ich habe mir vorgenommen, dir die bloße historische Wahrheit zu geben, und es ist mir leid, daß ich diesen Vorsatz in den vorigen Zeilen schon einiger Maßen gebrochen habe.

Eines, was ich dir zwar ungern berichte, du aber doch wissen mußt, ist, daß jener Vorfall, die Scenen, die er nach sich zog, die boßhaften Gerüchte, die deßwegen in der Stadt herumgingen, und welche niedrige Menschen dem armen Mädchen geschäftig hinterbrachten, die Gemüthsbewegungen, welche diese Erschütterungen in ihr erregten, sie von neuen krank gemacht haben. Falsche Scham oder Trotz gegen die elenden Menschen, mit denen sie zu leben gezwungen ist, bestimmten sie doch, nicht von der gewöhnlichen Lebensart abzuweichen, und alles tolle Zeug und die verkehrte Tagesordnung mitzumachen, die in dem Schöndorfschen Hause eingeführet ist; und so kann auch weder ihr Geist noch ihr Körper die Ruhe finden, deren sie in dem jetzigen Zustande so

sehr bedürfte. Rechtler fürchtete für sie; aber er hofft, wenn die jetzigen Stürme sich nur ein wenig gelegt haben werden, und die müßige Welt aufgehört haben wird, von ihr zu sprechen, sie dann zu bewegen, sich in etwas zurück zu ziehen, und eine Lebensart anzufangen, die ihrer erschütterten Gesundheit zuträglicher wäre.

Nun, lieber Ferdinand, habe ich dir treulich alles berichtet, was ich weiß. Noch habe ich (was aber auch nicht möglich war) auf meinen vorigen Brief keine Antwort von dir; ich hoffe sie indessen bald zu erhalten, und wenn auch schon die Erlaubniß, um welche ich dich in demselben ersuchte, jetzt nutzlos ist, so wird sie doch vielleicht manches enthalten, das mir und unserem guten Rechtler bey unserm Vorhaben zu Statten kommen kann. Und nun Adieu!

Ein und funfzigster Brief.

Leonore von Brandner an Thereſe Friedberg.

H * * den 20. Auguſt 1798.

Mein Leben iſt jetzt eine Kette von peinlichen Auftritten, und der Wunſch, der ſchon lange, lange im Innerſten meiner Seele lag, gewinnt mit jedem Tage mehr Lebhaftigkeit. Noch wage ich nicht, ihn dir mitzutheilen, weil vorher noch manches beſeitigt und geſchlichtet werden muß. Daß es mir aber nach und nach immer mehr unmöglich wird, unter dieſen Menſchen auszuhalten, das iſt unbeſtreitbar, und ich ſehe keinen andern Weg vor mir, als zu fliehen, oder hier zu Grunde zu gehen. Wallner kam, nachdem er meinen Brief erhalten, ſogleich zu mir. Ich hatte mir das vorgeſtellt, und erwartete ihn mit Faſſung. Der Auftritt war ſo, wie ich dachte. Er flehte, er beſchwor mich, er warf ſich auf die Kniee vor mir, er wandte alle Beredſamkeit an, ſeinen Fehler zu entſchuldigen, er ſuchte alle

Beweggründe hervor, mich zu einer Änderung meines Entschlusses zu bringen, der, wie er sagte, seine Ruhe, wo nicht gar sein Leben kosten würde. Das alles brachte er in recht gewählten Ausdrücken vor; er sprach mit Lebhaftigkeit, ja mehrmahls mit Hitze; er machte mir bald Vorwürfe, bald flehte er mein Mitleid an, er redete von seinem gewissen Unglücke, von der Unmöglichkeit, seine Hoffnungen anders, als mit dem Leben aufzugeben. Aber sonderbar, liebe Therese! ich weiß nicht, wie es kam; nichts von allem dem rührte mich. Ich hatte mich auf die Scene gefürchtet, weil ich mir vorstellte, daß mein Herz, von Mitleid bewegt, unendlich dabey leiden würde. Es litt nicht im geringsten. Ich war gar nicht bewegt; ich war nur in jener verlegenen, peinlichen Stimmung, in der man sich immer befindet, wenn man sich gezwungen sieht, jemanden etwas Unangenehmes zu sagen. Was auch Wallner that und sagte, mein Herz blieb kalt; ich konnte kein Mitleid mit den Schmerzen fühlen, die, wie er vorgab, seine Brust zerrissen, ich konnte ihnen nicht einmahl Glauben beymessen. Nur das wünschte ich lebhaft und innig, daß diese widrige Scene bald ein Ende haben möchte. Indessen hörte ich ihn mit Geduld und Sanftmuth an, und beantwor-

tete jede seiner Klagen und jeden Vorwurf mit schonendem Ernste; aber mein Entschluß blieb unerschüttert. Er ging endlich. Nun glaubte ich alles überstanden zu haben, und war herzlich froh, so leichten Kaufs davon gekommen zu seyn. Aber Wallner gab sein Spiel noch nicht verloren. Er wandte sich nun an andere Personen, und jetzt kamen sie, eins nach dem andern, über mich, und jedes bestürmte mich auf eine andere, aber jedes auf eine höchst fatale Art, um mich zu einer Sinnesänderung zu bewegen. Die Frau von Schöndorf, Lisette, ihr Bruder, ein Fräulein Bucher, das ich unter jenen, die das Schöndorfische Haus besuchen, noch am meisten ausgezeichnet hatte, kurz, alle Personen, von denen Wallner glaubte, daß sie in einigem Credit bey mir ständen, wurden aufgebothen, mir zuzureden. Sogar der gute Rechtler wurde aufgefordert; aber der biedere Mann schlug seine Vermittlung gerade zu ab, und ich dankte ihm kindlich für diesen neuen Beweis seines wahren Wohlwollens. Mit Lisetten wurde ich am ehesten fertig. Ihre zarte Seele faßte bald mein Gefühl auf; sie verstand mich, und gab mir Recht. So schlug ich einen Sturm nach dem andern ab, aber ich litt dabey unaussprechlich; denn es ist höchst unangenehm, fremden Perso-

nen, deren Denkart so ganz verschieden ist, Rechenschaft über Gefühle geben zu müssen, die sich nur nachfühlen, aber nicht beweisen oder berechnen lassen. Indessen es ging. Aber gestern wurde meine Geduld auf die empfindlichste Probe gestellt, zugleich aber der Entschluß, Wallnern nun nimmermehr anzuhören, und ihn keiner Antwort mehr zu würdigen, da er mich solchen Auftritten aussetzen konnte, fest und unwiderruflich bestimmt. Mein Vormund kam. Er war durch Wallnern von allem, was zwischen ihm und mir vorgegangen war, obwohl parteyisch, unterrichtet; aber er wußte mehr, als Wallner ihm hätte sagen können, und das war es, womit er mich am empfindlichsten kränkte, und was er nur von Julianen, die mich haßt, und mich, wie ein böser Dämon, seit meinem Eintritte in dieses Haus verfolgt, erfahren haben konnte. Auch sie hatte, das konnte ich leicht aus des unfeinen Mannes Reden erkennen, auf Wallners Antrieb gehandelt, und auf seine Bitte ihrem Onkel die Waffen (mit welcher Herzenslust, kann ich mir vorstellen) gegen mich in die Hände gespielt. Er machte den Anfang damit, daß er gleichsam ein Verhör mit mir anstellte, und Erklärungen forderte, die nur der zärtlichste Vater von dem vertrauensvollsten Kinde ver-

langen kann. Du kannst denken, daß ich ihm nicht so antwortete, wie er wünschte. Das brachte ihn auf. Er fing nun an, sich ziemlich bittere Ausdrücke zu erlauben, von überspannten Ideen, Schwärmereyen, Romanenheldinnen u. s. w. zu sprechen, und fand es unaussprechlich lächerlich, ja so gar einfältig, mit einem Liebhaber zu brechen, weil er ein Räuschchen gehabt habe. Ich mochte sagen, was ich wollte, daß dieses Räuschchen nur die letzte entscheidende Ursache war, daß ich schon längst mit Wallners Betragen unzufrieden gewesen sey, und darauf gedacht hätte, eine Verbindung aufzuheben, welche keines von uns beyden glücklich gemacht haben würde. Er ließ nichts von allem dem gelten, er wurde immer heftiger und unartiger; ja endlich erlaubte er sich die beleidigende Bitterkeit, mir zu sagen, er wisse wohl den eigentlichen Grund meiner Abneigung gegen Wallnern: es stecke mir noch ein Anderer im Kopfe; den könnte ich nicht vergessen, obwohl er mich hätte sitzen lassen. Das traf das Innerste meiner Seele mit stechendem Schmerzen. Meine Thränen brachen hervor, meine Geduld war zu Ende. Ich fuhr auf, ich wollte antworten; aber die Stimme versagte mir, und er hatte noch eine Weile Zeit, in

eben so pöbelhaften Ausdrucken fortzufahren, bis ich endlich wieder sprechen konnte. „Herr von Wichmann!“ rief ich, indem ich die Thränen zurück hielt, die meinen Augen entstürzen wollten, und mich zwang, so gelassen als möglich, zu reden: „ob jener Andere mich sitzen ließ, oder nicht, gehört nicht hierher, und geht Sie nicht im geringsten an. Wenn er es wirklich that, wie Sie zu sagen beliebten, so ist niemand daran Schuld, als derjenige, der mich aus eigennützigen Absichten, die mir sehr wohl bekannt sind, in dieses Haus brachte, in welchem all mein Unglück angefangen hat.“ Bey diesen Worten wandte ich mich schnell von ihm weg, und ging in mein Cabinett, das ich hinter mir zuschloß, und meinen Thränen und allen schmerzhaften Empfindungen freyen Lauf ließ, die des unbescheidenen Mannes Reden so tief in mir aufgeregt hatten. Ich hörte ihn noch ein paar Worte brummen, dann ging er; und ich büßte die widrige Scene, die meinem Herzen so viel gekostet hatte, mit einem Anfalle von Krämpfen, und einer Nacht voll körperlicher und geistiger Leiden.

In zwey Tagen darauf befand ich mich besser, und nun fing Wallners und der Übrigen Dringen und Bitten aufs neue wieder an. End-

lich hieß es, Wallner sey krank, und zwar sehr bedenklich, wie man in unserm Hause versicherte. Man gab mir nicht undeutlich zu verstehen, daß ich diese Krankheit, und vielleicht seinen Tod zu verantworten haben würde, wenn ich fortführe, in meinem grausamen Entschlusse zu beharren; ich hätte selbst bemerken müssen, wie bleich, wie abgehärmt er diese letzten Tage ausgesehen habe u. s. w. Diese Reden empörten mein innerstes Gefühl; aber sie vermochten mich nicht zu rühren. Es ist mir unmöglich, Wallners Krankheit für eine Folge unserer Trennung zu halten. Der Mann, der so denken und handeln kann, wie er, der Welt und Menschen, so wie er, betrachtet, und von Liebe und häuslichem Glücke solche Begriffe hat, wie er, der ist nicht fähig, um irgend einer fehlgeschlagenen Hoffnung, aber am wenigsten um einer unglücklichen Liebe willen — krank zu werden. Das kann ich freylich diesen Menschen, die um mich sind, nicht sagen, — Lisetten und den biedern Rechtler ausgenommen —; denn sie verstehen mich nicht.

Über dieß ist die Valsin sehr aufgebracht gegen mich, und kommt seit diesem Vorfalle nicht mehr in unser Haus. Auch dieses wird mir vorgeworfen, und zur Strafe für den unver-

antwortlichen Raub, den ich nach dieser Leute Meinung an den Annehmlichkeiten ihrer Gesellschaften durch mein Betragen verschuldet habe, werde ich von allen, bald ärgerlichen, bald lächerlichen, im Grunde aber immer verkleinernden Gerüchten unterrichtet, die auf meine Kosten über die letzte Geschichte auf dem Balle herumgehen. O meine Schwester! was ist das für eine Welt, was sind das für Menschen? Nein, es ist unmöglich, ich kann nicht unter ihnen aushalten!

Wie lebhaft auch diese Überzeugung in mir geworden ist, so ist doch jetzt in dieser Gährung der Gemüther, in dieser allgemeinen Verstimmung nichts zu thun. Ich muß warten, bis es ruhiger wird, bis wenigstens Wallners Zustand sich entscheidet; aber dann, dann soll mich auch nichts aufhalten, den Entschluß auszuführen, der unwiderruflich vor mir steht.

Zwey und funfzigster Brief.

Dieselbe an dieselbe.

H** den 1. September 1793.

Liebe, theure Schwester! ich muß fort, und das so bald als möglich. Du, meine treueste Freundinn, du, welche Natur und Liebe mit mir auf's innigste vereiniget hat, du sollst mir jetzt als ein helfender Engel erscheinen, und mich aus dem Strudel retten, der mich zu verschlingen droht. O höre meine heiße, meine ängstliche Bitte, und laß sie nicht unerfüllt bleiben! Nimm mich auf, laß mich zu dir fliehen! in der Einsamkeit deines stillen Landsitzes will ich weinen, und sterben. O ich weiß nur zu wohl, daß ich nicht vermag, zu jener heitern Stille, zu jener reinen Besonnenheit zurück zu kehren, die in dem Hause meiner Mutter die Tage meiner Kindheit und ersten Jugend beseligte! Durch meine Bekanntschaft mit den niedrigen Freuden der großen Welt, durch mein Wohlgefallen an

ihnen entwürdigt, bin ich nicht mehr fähig, in jenes stille Heiligthum zu gelangen. Aber laß wenigstens meine Thränen an deinem Busen verströmen, und mein zerrissenes Herz unter deiner schonenden Pflege bluten, bis mein Leben still und unbemerkt entflieht! O meine Therese! meine Schwester! wie so ganz anders würde mein Schicksal seyn, wenn ich diesen Schritt, zu dem mich jetzt Unglück, Mißhandlung und halbe Verzweiflung zwingen, vor anderthalb Jahren nach meines guten ersten Vormunds Tode hätte machen dürfen! Aber es war anders über mich beschlossen. Eigennutz und niedrige Absichten stießen mich aus meiner stillen Einsamkeit in die weite Welt hinaus, und überließen ein Herz, das so gar nicht gemacht war, um sich allein zu genügen, mitten unter tausend Verführungen, Lockungen und bösen Menschen sich selbst. Ich war unvermögend, mich zu leiten, und ich fand nicht allein keinen Freund, der sich mitleidig meiner hülflosen Unselbstständigkeit erbarmt hätte; ich fand nur Feinde, deren Selbstsucht sich ein teuflisches Vergnügen daraus machte, mich Unerfahrne, Rathlose in ihre Schlingen zu ziehen, und mein Verderben zu bereiten. Jetzt ist's mir von den Augen gefallen, wie ein Schleyer; ich sehe deutlich — ach! und diese

Deutlichkeit bringt mich zur Verzweiflung! Wie war mir? wo hatte ich meine Besinnung, daß ich so gar nichts von allem dem merkte und ahndete, was um mich geschah, was man mit mir vorhatte? Einfältig und unbesonnen ließ ich mich fangen, und half den bösen Geistern die Netze spannen und fester ziehen, in denen mein Leben, mein Glück, meine Ruhe unterging. O Ferdinand, Ferdinand! warum verließest auch du mich? auch du hast mich verrathen, wenn gleich nicht so falsch und niedrig, wie diese verächtlichen Menschen — aber doch treulos und eigensinnig!

Wenn ich bedenke, was ich geschrieben habe, so sehe ich wohl, daß du nichts davon verstehen kannst, als meine inständige dringende Bitte, mich zu dir zu nehmen. Aber ich kann dir auch nicht so besonnen schreiben; mein Gefühl ist zu sehr empört.

Es war gestern ein heiterer stiller Herbstabend. Ich ging, in trübe Gedanken verloren, im Garten auf und ab, und sann der Ausführung meines Planes, zu dir zu fliehen, nach, den ich schon lange in meiner Brust nährte. Da kam Frau von Schöndorf mit einem sonderbaren, Unglück bedeutenden Gesichte auf mich zu, und reichte mir schweigend ein Billet mit unbekann-

ter Aufschrift. Ich entfaltete es, nicht ohne heimliches Herzklopfen; denn das Geheimnißvolle dieser Scene wirkte auf mich, und — fand Wallners Schrift, aber die Züge so zitternd, so unleserlich, wie sie nur die matte Hand eines tödtlich Kranken ziehen kann. Mein Herzklopfen wurde stärker. Ich Thörinn ließ mich täuschen, — ich las. Er schrieb mir auf dem Todbette, wie er sich ausdrückte, bereit, in eine andere unbekannte Welt zu treten, und mit dem lastenden Gefühle meines Unwillens beladen. Er könne den furchtbaren Schritt so nicht thun — er könne ohne meine Verzeihung nicht ruhig sterben. Ich kennte seine Gesinnungen in Absicht seines künftigen Schicksals, (sie sind eben nicht die tröstendsten) ich wüßte also, wie ihm zu Muthe seyn müsse. Er spräche daher mein Herz, dessen Güte er kenne, um die letzte — letzte Gnade an. Ich sollte die Bitte eines Sterbenden nicht versagen, ihn nur noch ein Mahl, in welcher Begleitung und unter welchen anständigen Formen ich immer wollte, zu besuchen, damit er mir die Grösse seiner Schuld bekennen, mich um Verzeihung bitten — und wenigstens mit diesem Troste, da ihm die Religion leider keinen böthe, den ernsten nächtlichen Pfad wallen könne.

Dieses war ungefähr der Inhalt des Billets, das ich dir ganz geschickt hätte, wenn ich es nicht später hin in meinem auflodernden Zorne zerrissen hätte. Ich gestehe dir, daß, wie wenig ich auch vorhin auf Wallners Krankseyn achtete, — mich dieses Billet doch tief erschütterte, besonders, da das ganze Betragen und die folgenden Reden der Frau von Schöndorf das Ihrige beytrugen, den Eindruck zu verstärken. „Mein Gott!" rief ich aus, „was soll ich thun?" „Was Sie wollen," erwiederte sie mit ernstem Achselzucken, „ich will sie zu nichts bereden. Sie sind gewohnt, in dieser Sache ihren eigenen Gang zu gehen; und es ist überhaupt schwer, in solchen Fällen zu irgend etwas zu rathen." „Ist er denn wirklich so gefährlich krank?" rief ich aus, „und seit wann?" „Sie wissen ja, daß er bereits seit vierzehn Tagen krank war. Sie wissen auch, daß man ihn gleich anfangs bedenklich fand. Die Ursache seiner Krankheit ist seit dem nicht gehoben worden: wie hätte er besser werden sollen?"

„Die Ursache seiner Krankheit?" sagte ich mit ungewissem Tone. Ich wollte deßgleichen thun, als ahndete ich sie nicht.

„Er ist in seinem Briefe so delicat, sie Ihnen nicht vorzuwerfen, und er bleibt auch hierin der Idee getreu, die ich mir immer von der

Feinheit seiner Denkungsart machte. Ich denke nicht, daß ich sie Ihnen zu nennen brauche."

Ich schwieg.

„Wahrhaftig," sagte sie, nachdem sie mir den Brief aus der Hand genommen und überlesen hatte, und schien eine Thräne im Auge zu zerdrücken, „ich begreife nicht, wie ein Frauenzimmer, das so viele Güte des Herzens, so viel Zartgefuhl hat, einen solchen Brief ganz ungerührt lesen konnte. Sehen Sie nur" — und nun fing sie an, jede Stelle auszulegen, und mit Anmerkungen zu versehen, die wirklich manches Mahl tief in mein Herz drangen. Mir geschah unaussprechlich hart dabey; ich fing an, mir einige Schuld, wenigstens der Übereilung beyzumessen, ich empfand Mitleid, wahres tiefes Mitleid mit Wallnern, weniger wegen seiner Gefahr, als wegen seines Gemüthszustandes, der bey seinen Gesinnungen über Gott und Unsterblichkeit leider schrecklich seyn mußte. Ich fing an zu wanken, und bald, bald hätte es dieser Frau gelungen, das Versprechen, Wallnern in ihrer Begleitung zu besuchen, und diesen Entschluß auf der Stelle auszuführen, von mir zu erhalten. Zu meinem Glücke meldete man Besuche. Sie ließ mir den Brief, umarmte mich so warm, so mütterlich, als sie lange nicht gethan hatte,

wiederhohlte noch ein Mahl, sie könne mir weder ab- noch zurathen, aber sie bäthe mich, alles wohl zu überlegen, und ging fort. Ich blieb mit meinen Gedanken allein, ich las den Brief noch ein Mahl, ich überdachte alles, was vorhergegangen war. Mein Mitleid wurde immer reger; ich fing an, gelinder von Wallnern zu urtheilen, und seine Liebe für aufrichtiger und edler zu halten, als ich gewohnt war. O meine Schwester! auf welchem schlüpfrigen Pfade stand ich bereits! und was wäre aus mir geworden, wenn der Anblick eines gefährlich Kranken, gegen den ich mich im Unrecht fühlte, wenn seine Bitten, das Dringen der Übrigen, mein wundes Gefühl, die Vorwürfe meines Gewissens — alles das auf mein schwaches Gemüth gestürmt hätten? Freylich hatte ich mir eine Art Plan über mein Betragen entworfen, von welchem mich weder Bitten noch Überraschung abbringen sollte; denn ich weiß nicht, welche geheime Stimme in meinem Innersten mir immer zuflüsterte, die Bitte um Vergebung sey nicht das einzige, was man vielleicht bey jenem Besuche von mir zu erhalten suchen würde. Und daß ich auf jeden Fall, wenn auch Wallner wieder genesen sollte, nie die Seinige werden könnte, das stand lebhaft vor mir. Aber ich fühlte

eben so sehr, wie wenig der Reißbarkeit meiner Gefühle zu trauen sey; und so verging der Abend unter streitenden Empfindungen, und überhaupt etwas ernster und stiller, als gewöhnlich, weil die drohende Gefahr eines so werthen alten Freundes die ganze Familie zu verstimmen schien. Mir gefiel das, und ich fing an, wieder ein bißchen besser von diesen Leuten zu denken. Mein Vormund war auch da. Seine Schwester trug ihm den Fall vor; er schien Bedenken zu haben, mich hingehen zu lassen. Der Heuchler! Endlich willigte er unter der Bedingung ein, daß seine Schwester und er mich begleiten würden, und daß niemand im Hause etwas von unserm Besuche wissen sollte. Es war mir alles recht, und die Stunde wurde festgesetzt, wo uns Wichmann in einem Miethwagen abhohlen wollte, damit weder seine noch unsere Leute um unser Vorhaben erführen. Vor dem Schlafengehen erzählte ich der theilnehmenden Lisette die ganze Sache. Das liebe Mädchen weinte über den Brief, und dankte mir herzlich für den Entschluß, dem armen Kranken diese Linderung nicht zu versagen, obwohl sie mich eben so dringend bath, ja bey meinem festgesetzten Plane zu bleiben. Dieses gute Mädchen wurde mein Schutzgeist, und ihr danke ich meine Rettung. Sie

steht gewöhnlich früh auf, und geht sogleich in die Kirche. Wie sie heute aus der Kirche kömmt, sieht sie den Wagen von Wallners Arzte bey einem Hause stehen, und ihn eben im Begriffe einzusteigen. Sie eilt auf ihn zu; ihr gutes Herz drängt sie, Nachrichten von dem Unglücklichen zu hören, der in diesem Zustande Ansprüche auf ihre lebhafte Theilnahme hat. „Wie geht es Wallnern?" ruft sie von weiten, noch ehe sie den Wagen erreicht. „Ganz leidlich, mein Fräulein." „Wirklich? — o das freut mich; er ist also außer Gefahr?" „Gefahr?" wiederhohlte der Arzt, „es war nie bedenklich ein — rheumatischer Anfall, mit etwas Fieber verbunden. Er muß das Bett hüthen, aber an Gefahr ist gar nicht zu denken." Lisetten fiel das außerordentlich auf; sie war aber so klug, sich nichts merken zu lassen, empfahl sich dem Arzte, und verdoppelte ihre Schritte, um mich noch vor dem Frühstück allein zu sprechen. Ich schlief noch, als sie kam. Mit empörtem Gefühle, und ganz durchdrungen von Abscheu über die Komödie, die man meiner gutherzigen Leichtgläubigkeit zu spielen dachte, stürzte sie in mein Zimmer, weckte mich auf, und erzählte mir ihr Gespräch mit dem Arzte. Nun war mir auf einmahl alles klar, Wallners Falschheit und niedrige Verstel-

lung während der ganzen Zeit, als er mich zu lieben vorgab, seine jetzige niedrige List, um mich zum Mitleid, und, wenn er mich erst dahin gebracht hätte, vielleicht noch zu mehr zu bewegen, die Verschwörung, welche gegen mich angelegt wurde, und in welcher die Schöndorf, Wichmann, Juliane, kurz das ganze Haus, Lisetten ausgenommen, Theil hatten. Ich sah mich verrathen, verkauft unter diesen Menschen; ich brach in heiße Thränen aus, und beschwor Lisetten, mich nicht zu verlassen. Sie weinte an meinem Halse, und gelobte mir, alles zu thun, was in ihrer Macht stände; nur möchte ich ihr versprechen, gegen keinen Menschen von der Entdeckung etwas laut werden zu lassen, die sie gemacht hatte, weil sonst der Zorn ihrer Verwandten, und vorzüglich ihres Oheims, auf sie fallen, und ihr Schicksal sehr traurig werden würde. Das that ich gern; und nun verabredeten wir, was ich thun und sagen sollte, um dem Besuche bey Wallnern zu entgehen, und meine treue Retterinn nicht zu verrathen. Ich blieb im Bette; und als ich zum Frühstück gehohlt wurde, schützte ich starke Kopfschmerzen vor, und sagte, es sey mir nicht möglich, das Bett zu verlassen, und noch viel weniger auszugehen. Sogleich war Frau von Schöndorf

bey mir, die sonst, selbst wenn ich krank bin, fast nie in unser Zimmer kommt; und ihr ganzes Betragen zeigte nur zu deutlich Mißtrauen und Unmuth über den fehlgeschlagenen Plan. Sie suchte mich auszuforschen, das fühlte ich; aber sie benahm sich ein wenig ungeschickt, und bewies nur dadurch, daß ich ihr nicht zu nahe getreten war, als ich sie für eine Mitverschworne gehalten hatte. Es währte keine Stunde, so war auch der Bruder da, wahrscheinlich auf ihr Bitten; denn die Zeit unsers vorgehabten Besuches war viel später. Er fing dort an, wo es seine Schwester gelassen hatte, er wollte mich aushohlen; aber ich blieb fest bey meiner Behauptung, daß ich krank sey, und bey meiner Weigerung aufzustehen, denn sie hätten mich gern beredet (da sie doch nicht unverschämt genug waren, mir mein Übelbefinden in's Gesicht abzustreiten), einem Sterbenden zu Liebe die kleine Unpäßlichkeit zu überwinden. Nun kam eine Bothschaft von Wallnern — dann noch eine. Ich blieb fest. Der Arzt wurde gehohlt, um mich, wie sie meinten, auf der Lüge zu ertappen; aber es sey nun, daß er sie durchschaute, oder daß der Sturm, den die vorhergehenden Scenen in mir erregt hatten, auf meinen Körper wirkte, er erklärte, ich habe ein Fieber, und

würde wohl daran thun, nicht aufzustehen. Endlich verließen sie mich, weil sie sahen, daß nichts zu machen war; und ich schrieb einen Zettel an meinen biedern Rechtler, und bath ihn zu mir. Ihm vertraute ich alles, und er billigte mein Betragen, so wie auch den Entschluß, das Schöndorfsche Haus zu verlassen. Nur, glaubte er, würde dieß Mühe kosten, indem die Wahl meines Aufenthalts doch nicht ganz allein von mir, sondern auch von meinem Vormunde abhinge; aber er versprach mir alles, was er könnte, beyzutragen, um mich aus so drückenden Verhältnissen zu reissen.

So stehen nun die Sachen, und ich muß den Sturm mit Fassung erwarten, der ohne Zweifel über mich losbrechen wird, wenn ich morgen bestimmt erklären werde, daß ich Wallnern nun und nimmermehr zu besuchen, und das Haus zu verlassen gesonnen bin. O meine Schwester! zu welchen Kämpfen, zu welchen peinlichen Verhältnissen war deine Leonore von einem feindseligen Schicksal bestimmt! Wo seyd ihr hin, ihr ruhigen Tage meiner schuldlosen, einfachen Jugend? ach dahin, ohne Hoffnung der Wiederkehr! O laß mich denn, theure, einzige Seele, die sich noch in dieser kalten feindlichen Welt meiner annimmt, o laß mich

zu dir fliehen! öffne mir die stille Freystätte in deinem Hause, nimm mich arme Vertriebene dort auf, und laß mich, nachdem ich alles, was mir theuer ist, verloren habe, zum mindesten ein ruhiges Grab bey dir finden!

Drey und funfzigster Brief.

Dieselbe an dieselbe.

*** den 20. September 1798.

O meine Therese! wie soll ich dir und deinem würdigen Gemahle die Liebe und Schonung danken, mit der ihr meine Bitte erfülltet? Also ich kann, ich darf zu euch kommen? — Es sind noch Menschen in der Welt, die es gut und aufrichtig mit mir meinen, die mich mit allen meinen Fehlern und Schwächen lieben? es ist noch ein Winkel der Erde, wohin ich mit meinem verzehrenden Grame fliehen, wo ich ungestört weinen, und ruhig, und von guten Seelen bedauert, sterben kann? Euere Liebe wird mich dulden und ertragen, sie wird den stechenden Schmerz lindern, der unaufhörlich an meinem Herzen nagt. Das ist ein Glück, das ich manches Mahl, wenn mein Trübsinn zu mächtig wurde, kaum mehr zu hoffen wagte. Therese! wenn ich mir die Hoffnungen,

die lachenden Aussichten zurück rufe, mit welchen ich vor einem Jahre in die Welt trat, wenn ich bedenke, welche Tage der ununterbrochenen Glückseligkeit ich mir versprach im Genusse aller der Freuden, die mir damahls so reitzend schienen, und an seiner Seite, an seiner Seite, den ich nicht mehr mein nennen darf! Und jetzt, jetzt — so tief herabgesunken, herabgestürzt aus allen meinen Himmeln, so arm, so verlassen, so um alles gebracht, daß ein stiller ruhiger Tod meine einzige, übrig gebliebene Freude, das höchste Gut ist, was ich zu erwarten habe!

Ich war wieder acht Tage krank, sehr krank, und stehe erst seit vorgestern ein wenig auf; alles Folgen des unnennbaren Verdrusses, der martervollen Gedanken, der nagenden Reue, (ach, Therese! dir darf ich das Wort nennen, das allein und vollkommen den fürchterlichen Zustand meines zerrütteten Wesens ausspricht) die jetzt mein Leben vergiften. Ja Reue, Reue ist's, was mich mit Schlangengeißeln züchtiget; die Ate ist's, die mir auf jeden Schritt folgt, mich, wie dort in Morganens Grotte den unglücklichen Roland *), über wüste Hei-

*) Siehe des Herrn v. Nicolai Werke.

den und durch schreckliche Wildnisse jagt, und, wenn ich ermattet stille stehen will, mich mit verdoppelten Schlägen forttreibt. Mein ist die Schuld, mein Werk ist das Elend, das ich trage! Das ist's, was mich foltert, was jeden Gedanken von Ruhe und Erhohlung verbannt, und die innersten Kräfte meines Lebens verzehrt. Welche Ungeheuer sind dieser Wallner, diese Schöndorf, diese Juliane, dieser Wichmann! Und dieß sind die Menschen, die ich ihm, ihm, dem Hochbeleidigten, ach! dem Verlornen vorzog, um derentwillen ich ihn so unversöhnlich kränkte! Er hatte Recht, mich zu verlassen. Die thörichte Achtung, die ich Wallners vermeinten Tugenden zollte, das sinnlose Wohlgefallen an der großen Welt, meine Anhänglichkeit an Menschen und Sitten, die so verächtlich sind, mußten sein Herz von mir abwenden. Gab er sich nicht alle Mühe, mich aus dem Strudel zu reissen? beschwor er mich nicht mit aller Beredsamkeit unschuldiger, wahrer Liebe, mit allem Feuer der Tugend, von diesem Pfade zu weichen, der mich zum Verderben führen mußte? Und habe ich ihm gefolgt? habe ich nicht seine Bitten versagt, sein Herz, dieß edle treue Herz von mir gestoßen, und mein jetziges rächendes Schicksal verdient? O! wenn ich mir

den letzten Abend zurück rufe, wie er vor mir ſtand, meine Hände in ſeiner zitternden Rechten hielt, und mich mit Thränen in den Augen, mit gebrochener Stimme beſchwor, die unſelige Quadrille nicht zu tanzen! Und ich, o Thereſe! was that ich! ich ließ ihn unerhört ſtehen, ich folgte dem Rufe des Leichtſinns, des Laſters, und er verließ mich. Mit ihm floh mein Schutzgeiſt. Seit jenem Tage bin ich nicht mehr glücklich geweſen, keine frohe Stunde, kein erheiternder Gedanke, kein frohes Gefühl hat mich mehr beſeligt, ich fiel von Vergehen in Vergehen, von Jammer in Jammer. Ihn darf ich nicht anklagen, ich, und nur ich allein bin Schuld. Ich glaube jetzt ſelbſt kaum noch, daß er Babetten geliebt hat; der Tauſch wäre ja gar zu unerheblich geweſen. Was hätte er gewinnen können? Babette iſt leichtſinnig, den Weltfreuden ergeben, wie ich es war, und noch überdieß coquette. Das war ich doch nicht, auch ſelbſt dann nicht, als ich ihm Wallnern vorzuziehen ſchien. Die Gefühle, die mich an dieſen Menſchen zogen, waren auf Dankbarkeit und mißverſtandene Achtung gegründet. Ich buhlte nicht mit ihm, ich liebte ihn nie, ich liebte nur Ferdinanden. Dieß Zeugniß kann ich mir Trotz aller Vergehungen geben; ich bin ihm nie untreu

gewesen. Selbst als ich, von bösen Menschen, von eigenen Schwächen und tausend unseligen Umständen fortgerissen, mich an Wallnern gebunden glaubte, selbst dann herrschte er noch mit aller Macht in meinem Herzen, das nie für einen Andern schlagen wird. Ach, Therese! er hätte mich doch nicht verlassen sollen! Sieh, da klage ich ihn schon wieder an, das sollte ich nicht; aber mein Kopf ist schwach, und mein Gemüth ganz, ganz zerrüttet. Laß mich davon abbrechen.

Ich will dir lieber die Geschichte der letzten Tage erzählen, so kurz, so faßlich, als ich kann. Den Tag, nachdem ich dir geschrieben hatte, stand ich auf und ging zum Frühstück der Familie in den Saal hinab, wie ich immer zu thun pflegte. Man schien sehr erfreut, mich zu sehen, und drang sogleich in mich, mein Versprechen zu erfüllen, und Wallnern zu besuchen. Nun erklärte ich bestimmt, daß ich das nie thun, und Wallnern weder heute noch künftig jemahls mehr sehen wollte. Man erstaunte, mißbilligte, redete mir zu, stellte mir den Besuch als Gewissenssache vor. Nun konnte ich ein kleines Lächeln unmöglich unterdrücken; ich ließ mich aber nicht weiter heraus, und blieb

mit großer Ruhe und einer Fassung, die immer mehr wuchs, je mehr Unruhe und Heftigkeit die Andern zeigten, bey meiner ersten Erklärung. Nach Tische kam Wichmann. Laß mich über diese peinliche Scene hinweg gleiten! Ich blieb standhaft; aber ich büßte die Ungezogenheit und den Eigennutz dieser Menschen sehr hart. Abends schon ergriff mich ein heftiges Fieber, und durch acht Tage war ich bedenklich krank. Doch in diesem traurigen Zustande lag der Keim meiner Rettung. Ich vertraute mich unserm Arzte, bath ihn um seine Hülfe, indem ich ihm sagte, es sey mir unmöglich zu genesen, so lange ich in diesem Hause bleiben müßte. Er hörte mich mit Theilnahme an, und versprach mir seine Hülfe, und die Erfüllung meiner Bitte mit einer solchen Zuversicht, die mich überraschte und entzückte. Ich sah auch bald die gesegneten Folgen davon. Schon am zweyten Tage kam mein Vormund zu mir, und gab mir mit ungewöhnlicher Höflichkeit und Freundlichkeit die Erlaubniß, zu dir auf's Land zu gehen und zu bleiben, so lange ich wollte. Ich war ganz erstaunt; aber mein Erstaunen machte bald den Gefühlen der Verachtung Platz, als der Arzt mir am folgenden

Tage die Beweggründe erzählte, womit er Wichmann zur Einwilligung gezwungen hat. Zuerst hatte er ihm den schlechten Zustand meiner Gesundheit und die Gefahr, die ich bey Fortsetzung meiner jetzigen Lebensart liefe, vorgestellt, dann aber vorzüglich einige Winke über die Art, wie Wichmann die Vormundschaft erschlichen, und über die Verwaltung meiner Einkünfte fallen lassen, wovon er zufälliger Weise unterrichtet war. Das hat den kleinherzigen niederträchtigen Menschen geschreckt, und, um sich den Doctor und mich nicht zu Feinden zu machen, da er unsers Stillschweigens und unserer Schonung wohl zu bedürfen fürchtet, hatte er in alles eingewilliget. Ich hatte schon längst einmahl von Blum manches über meinen Vormund und über seine Absichten mit mir gehört. Jetzt fiel mir das wieder ein. Ach, Therese! auch hierin wollte der verkannte, edle Blum mein Schutzgeist seyn, und auch hierin stieß ich Sinnlose seine rettende Hand von mir. So schmerzend diese Betrachtung war, so trug doch die Hoffnung der Erlösung, die Aussichten auf ein stilles ruhiges Leben in deinen Armen unendlich viel zu meiner Besserung bey. Ich erhohlte mich, aber sehr langsam, und bin noch unbeschreiblich schwach.

An diesem Briefe habe ich nun sechs ganze Tage, theils im Bette, theils außer demselben, geschrieben. Ich hätte dir noch viel, sehr viel zu sagen; aber ich kann nicht mehr, und mag den Brief nicht noch länger liegen lassen. Lebe wohl!

Vier und funfzigster Brief.

Dieselbe an dieselbe.

*** den 26. Sept. 1793.

Wahrlich, Schwester! deine und deines Gemahls Güte übersteigt alle meine Erwartungen, alle meine Wünsche. Er wird also selbst kommen, mich abzuhohlen? er will bey seinen vielen Geschäften die weite Reise von zwey vollen Tagen her und eben so viel zurück machen, um mir jede Verlegenheit wegen der Überkunft zu ersparen, und mich unter seinen brüderlichen, väterlichen Schutz zu nehmen? Ach, ihr seyd mir ja Vater und Mutter, Bruder und Schwester, ihr edlen guten Seelen, die ihr die arme Verlassene aufnehmen, und mit so viel Liebe behandeln wollt! Ich werde ihn ganz reisefertig erwarten; meine Gesundheit bessert sich, und meine Geschäfte sind gethan. Überdieß brennt die Stelle unter meinen Füßen in diesem Hause, und nur der Abschied von Lisetten, die über meine

Abreise sehr betrübt ist, wird meinem Herzen etwas kosten.

Ich schickte meinen letzten Brief ab, ohne dir alles erzählt zu haben, was bis dahin vorgegangen war. Höre also noch den Überrest, der ein trauriges Licht auf mein und überhaupt auf meines ganzen Geschlechts Schicksal wirft. Als ich kaum etwas besser geworden, und wieder im Stande war, Menschen zu sehen, sagte mir Lisette, daß Frau von Valsin täglich zwey Mahl geschickt habe, um nach meinem Befinden zu fragen, und daß sie, so oft sie während meiner Krankheit wieder in unserem Hause gewesen war, sich mit unverstellter Theilnahme bey Lisetten um alles, was mich betraf, erkundigt, und sie gebethen habe, ihr, sobald es meine Umstände zuließen, eine Unterredung mit mir zu verschaffen. Diese Bitte überraschte und verwirrte mich; ich wußte nicht, was ich davon denken sollte, und konnte wohl, nach dem, was vorgefallen war, und wie ich die Valsin zu kennen glaubte, nichts anders, als eine neue Miene Wallners, einen veränderten Versuch, auf mich zu wirken, darunter vermuthen. Diese Meinung, die unter vielen andern die größte Wahrscheinlichkeit hatte, machte, daß ich anstand, sogleich in die Unterredung zu willigen. Indeß ganz ließ sie sich, ohne feindselig und un-

gezogen zu ſcheinen, nicht vermeiden, und ſo bath ich alſo nur um Aufſchub von ein paar Tagen, bis ich mich beſſer erhohlt, und mehr Kräfte geſammelt hatte, dem Sturme zu begegnen, den ich wieder herannahen zu ſehen glaubte. Wie ſehr hatte ich geirrt, wie viel Unrecht einer Perſon gethan, die in den meiſten Rückſichten Achtung und Liebe, und da, wo ſie von dem rechten Pfade abwich, inniges Mitleid verdient! An einem Vormittage, wo mir recht wohl war, nur daß ich aus Schwäche noch nicht das Bett verlaſſen konnte, trat die Valſin an Liſettens Hand in mein Zimmer. Ich muß geſtehen, daß ich in den erſten Augenblicken verlegen und unangenehm bewegt war. Auch ſie ſchien meine Stimmung zu theilen, und das Geſpräch blieb eine Weile ſteif und kalt. Jetzt entfernte ſich Liſette, und nun ſtand das liebenswürdige Weib ſchnell auf, eilte auf mich zu, ſchlug ihre Arme um mich, und ſagte mir, daß ſie gekommen ſey, ſich über ihr Betragen gegen mich zu erklären, und, wenn ſie ſich nicht rechtfertigen könnte, wenigſtens meine Vergebung zu erhalten. Dieſer Anfang überraſchte mich. Ich war ſo gar nicht darauf vorbereitet; und die Bewegung, in welcher die Valſin zu ſeyn ſchien, theilte ſich meinen ohne dieß geſchwächten Nerven mit, daß ich mit Erſchütte-

rung und Bangigkeit erwartete, was sie mir sagen würde. „Ehe ich von den Verhältnissen zwischen uns reden kann," hob sie an, „erlauben Sie mir, meine Geschichte zu erzählen." Und nun begann sie mit Bescheidenheit, Rührung und schöner Fassung eine Erzählung, von der ich wünschte, daß alle jungen Mädchen sie hören möchten, um daraus zu lernen, wie viel auf einen einzigen falschen Schritt im Leben ankommt. Ich wünschte, daß ich dir alles so wieder sagen könnte, wie ich es von ihr hörte, meine Erzählung würde sehr dabey gewinnen. Aber das ist unmöglich, besonders da der Ton ihrer weichen Stimme, der Ausdruck ihres holden Gesichts, das in sanfter Rührung oft verklärt schien, ihren Reden den meisten Reitz verlieh. Höre also nur im kurzen die Hauptsache:

Sie ist in G*** geboren, wo ihre Mutter früh verwitwet, wie die unsrige, sie mit großer Sorgfalt und in einer strengen Abgeschiedenheit von der Welt erzog. Mit achtzehn Jahren, als ihre Gefühle sich zu entwickeln begannen, lernte sie auf eine romantische Weise denselben Wallner, der damahls in der Blüthe seiner Schönheit und Liebenswürdigkeit war, kennen. Ihr junges Herz, durch Einsamkeit, Romanenlectüre und die Einwirkung einer schwärmeri-

schen Mutter höchst empfindlich und reizbar gestimmt, widerstand dem Eindrucke nicht, den er auf sie machte, besonders da auch er, von ihrer aufblühenden Schönheit angezogen, sich um ihr Herz bewarb. Die Mutter war nicht für diese Liebe, weil Wallners Stand und Vermögen ihn gar zu weit über ihre Sophie erhoben. Sie widerrieth ihr, sie suchte Zusammenkünfte zu hindern, und sie bewirkte das Gegentheil. Sophiens Liebe und Wallners Wunsch, sie zu besitzen, stiegen in gleichem Grade. Seine Grundsätze waren schon damahls beynahe dieselben, wie jetzt; aber das ahndete das still erzogene, verliebte Mädchen nicht. Sie sahen sich verstohlen im Schutze der Einsamkeit und Nacht, und — Wallner brach die Blume der Unschuld. Sophie zitterte vor ihrem Schicksale. Nur die heiligen Versicherungen ihres Geliebten, ihr, sobald er seines Vaters Einwilligung erhalten würde, die Hand zu geben, beruhigten sie. Dieser Augenblick verzögerte sich aber immer mehr, und Wallner mußte endlich auf Befehl seines Vaters G*** verlassen. Schmerz und Angst raubten einem Wesen das Daseyn, ehe es noch das Licht erblickte, und nur der ununterbrochene zärtliche Briefwechsel mit ihrem geliebten Verführer erhielt der armen Sophie selbst das Leben. So gingen Jahre

hin, binnen welchen Wallner Sophien zuweilen sah, und, wenn er abwesend war, ihr fleißig schrieb. Aber so lange sein Vater lebte, konnte er, wenigstens wie er sagte, nicht daran denken, sie zu heirathen. Indessen hatte der stäte Umgang, der Umtausch der Gesinnungen, die Nachsicht, die Vorliebe, die man für die Grundsätze eines so innig geliebten Mannes fühlt, auch manche Veränderung in Sophiens Denkart hervorgebracht. Sie fing an, über viele Dinge leichter hinweg zu gleiten, und manches als Vorurtheil zu betrachten, was ihr vor einigen Jahren unverletzlich und heilig geschienen hatte. Wallnern zu Liebe hatte sie einige rechtliche bürgerliche Versorgungen ausgeschlagen. Jetzt war sie beynahe vier und zwanzig Jahre; ihre Schönheit verlor durch die Zeit, und noch mehr durch Kummer und heimliche Sorgen ihre frische Blüthe. Die Mutter wurde alt und kränklich; sie bedurfte mehr Unterstützung, mehr Bequemlichkeit. Herr von Valsin lernte Sophien auf einer Geschäftsreise kennen; sie gefiel ihm, er both ihr seine Hand. Verlegen und ängstlich wandte sie sich an ihren noch immer Heißgeliebten; er rieth ihr zu, da auf seiner Seite nun einmahl bey seines Vaters Leben und guter Gesundheit keine Aussicht sey. Sie dachte an ihre Mutter, und

gab Valsin die Hand. Bald darauf starb Wallners Vater, und Wallner lehrte sie, in den Grundsätzen, die er ihr eingeflößt hatte, Trostgründe gegen diesen Schlag zu finden. Er lehrte sie begreifen, daß nichts verloren sey, daß ein Mann, wie Valsin, nur ihre Hand und ihre häusliche Sorgfalt, keineswegs aber ihr Herz zu begehren das Recht hätte, da er es nicht zu schätzen wisse. Ihr Verhältniß mit Wallnern dauerte also noch eine Weile fort, bis Sättigung und lange Weile ihm von beyden Seiten ein Ende machten. Wallners Platz nahmen hierauf mehrere nach einander ein, und zuletzt Van der Werth. Ihre Grundsätze erlaubten ihr das, und die Härte ihres Mannes zwang sie zu noch mehr, was sie im Anfange mit Widerwillen, jetzt ohne Bedenken that. Indessen blieb, Trotz aller genaueren Kenntniß der Welt und Wallners selbst, dieser ihrem Herzen noch immer werth, und der Mann ihrer ersten und in diesem Sinne einzigen Liebe, der Mann, der Trotz seiner Grundsätze so liebenswürdig seyn konnte, wurde ihr nie ganz gleichgültig. Sie blieb seine Freundinn, die aufrichtigste, lebhafteste Theilnehmerinn an allem seinem Wohl und Weh. So war ihr Verhältniß, als er sie auf mich aufmerksam machte, und ihr seinen Plan mittheilte. Sie ergriff ihn mit Wohlgefallen, wie alles,

was er für sich zuträglich fand, und was ihren Begriffen von Recht und Unrecht nicht gerade zu widerstrebte. Sie versprach ihm, mitzuwirken. Sie suchte meine Liebe zu gewinnen. „Ach!" rief sie aus, als sie bisher gekommen war, wie es denn öfters mit solchen Vorsätzen geht, „ich verliebte mich beynahe selbst in Sie." Das wenige Zutrauen, das ich ihr Trotz des Wohlgefallens an ihrem Umgange bezeigte, nebst Julianens und Wallners Behauptungen, hinderten sie, meinen Charakter richtig zu beurtheilen, und besonders mein Verhältniß zu Blum im wahren Lichte zu sehen. Sie glaubte nicht, mich unglücklich zu machen, wenn sie dieß zu zerreissen, und mich dafür mit Wallnern zu verbinden suchte. Aus diesem Gesichtspuncte, bath sie mich, ihr Betragen gegen mich zu betrachten. Die Begebenheit auf dem Balle hatte sie im Anfange tief gekränkt; aber die Erinnerung an ihre eigene schuldlose Jugend, an ihre damahlige Verehrung für Tugend und weibliche Würde, an die Lehren einer ewig theuren Mutter stiegen nach und nach in ihrer Seele empor. Sie fing an, mein Betragen zu achten, sie dachte daran, was sie hätte werden können, wenn sie dieselbe Kraft oder vielmehr dieselben Veranlassungen zu handeln gehabt hätte, wie ich, und sie gewann mich lieber,

ſtatt mich anzufeinden. „Ach!“ ſetzte ſie hinzu, „das Nachdenken, das Vergleichen unſerer Umſtände, die ſo viele Ähnlichkeit haben, hat mich dieſe Zeit her manche trübe Stunde, manche Thräne gekoſtet. Leonore!“ rief ſie, indem ſie meine Hand ergriff, und ihr ſchönes Auge mit Ausdruck zum Himmel erhob, „was hätte ich werden können, wenn ich von einem Blum geliebt worden wäre, wenn Wallner nicht meine erſte Liebe, der erſte Mann, ſo zu ſagen, geweſen wäre, den ich kennen lernte!“ Ihre Thränen floßen, und die meinen mit ihnen. Als wir uns beyde erhohlet hatten, ſetzte ſie noch hinzu, daß Juliane — o meine Schweſter! welch ſchrecklichen Aufſchluß gab mir das edle Weib hiermit! — daß Juliane wahrſcheinlicher Weiſe Blum geliebt, und deßwegen alles angewandt habe, um mich in ſeinen Augen ſtrafbar, ihn in den meinigen unduldſam und untreu ſcheinen zu machen.

Mein Entſchluß, die Verbindung mit Wallnern aufzuheben, das Schöndorfſche Haus und die große Welt zu verlaſſen, hatte ſie überraſcht, noch mehr aber die Standhaftigkeit, mit welcher ich, aller Hinderniſſe ungeachtet, auf meinem Vorſatze beharrte. „Dieſe Feſtigkeit,“ ſetzte ſie lächelnd hinzu, indem ſie mich ſchmeichelnd umfaßte, „hatte ich Ihnen — verzeihen Sie mir

meine Aufrichtigkeit — wahrlich nicht zugetraut. Desto größer wurde meine Achtung, desto lebhafter der Wunsch, mich in Ihren Augen zu rechtfertigen. Aber dieß ist nicht allein der Zweck meines Besuches; ich muß Sie auch bitten, auf Ihrer Huth zu seyn. Ihr Vormund, diese niedrige Seele, hat Wallnern versprochen, Sie zu der Heirath mit ihm zu bereden oder zu überlisten, wenn er bey der Ablegung der vormundschaftlichen Rechnung es nicht so genau mit ihm nehmen wollte. Ob Wallner diesen Vorschlag ergriffen hat, weiß ich nicht; aber von ihm weiß ich, daß er ihm gemacht wurde. Nehmen Sie sich also in Acht, lassen Sie sich zu nichts bewegen, und trauen Sie überhaupt keinem Menschen in diesem Hause, wo es niemand mit Ihnen redlich meint." So endigte sich dieß Gespräch, das einen unauslöschlichen Eindruck in meiner Seele hinterlassen, und viel zu meiner Genesung beygetragen hat, indem es mein Herz zwar wehmüthig, aber sanft bewegte. Ich bin nun um eine wohlwollende Seele in der Welt reicher. Ich kann wieder Achtung für ein Weib haben, das mir so unwillkürlich Liebe abdrang, als ich es kennen lernte, und von dem bloß das falsche Licht, in dem ich es sehen mußte, mich zurück stieß. Ja, die Valsin ist gut, großer, edler Gesinnungen fä-

hig, und alle ihre Fehler, ihre Vergehen sind nur traurige, aber unausbleibliche Folgen einer einzigen Schwachheit. Wer ihr aber diese zum Verbrechen anrechnen wollte, der erwäge ihre Umstände, greife in seinen eigenen Busen, und dann wage er es, eine Frau streng zu verdammen, die selbst in ihren großen Verirrungen noch so viel Achtung für Tugend behalten hat.

Was mich aber noch mehr freute, ist die Rechtfertigung von Blums Betragen, die in den Worten der Valsin lag. Also er ist mir nicht untreu gewesen! es war Boßheit, Eifersucht, Cabale, was ihn von mir riß! er ist schuldlos; nur ich, ich allein habe gefehlt! O Therese! so schmerzend diese Überzeugung auf der einen Seite ist, so möchte ich sie nicht um alle Schätze der Welt vertauschen. Fleckenlos und rein, im ätherischen Glanze schwebt es wieder vor mir, das Bild des ersten, des Einziggeliebten. Kein Tadel, kein Vorwurf trifft die himmlische Gestalt. Ich liebe ihn wieder mit allem Feuer, mit aller Hingebung meiner ersten schuldlosen Jugend. Zwar habe ich seine Liebe verloren, ach, meine Schwester! ich habe sie verwirkt. Leichtsinn, Eitelkeit, Zerstreuungssucht, falsche Scham hatten mein Herz umstrickt, und ihn von mir gerissen. Aber ich bin wieder zurückgekehrt auf den verlassenen Pfad.

Ich weiß, daß, wenn er mich gleich nicht mehr liebt, er mir doch seine Achtung nicht versagen kann; und dieß Gefühl hält mich aufrecht. Ich werde ihn ewig lieben, wenn er auch, durch Länder und Meere getrennt, nicht mehr an die Gespielinn seiner Kindheit denkt, und nichts von der heiligen Flamme ahndet, die noch immer für ihn in meinem Busen lebt. Und da soll sie leben, so lange ich selbst lebe! Treu und unablässig, wie eine Vestalinn, will ich sie nähren, mit den besten Kräften, den edelsten Gefühlen meines Wesens, und mich freuen, wenn über diese wehmüthige heilige Beschäftigung jene Kräfte, jene Gefühle sich bald, bald verzehren. Leb' wohl, Schwester! schreibe mir nicht; ich hoffe bald in deinen Armen zu ruhen.

Fünf und funfzigster Brief.

Ludwig Seltig an Ferdinand Blum.

L** den 18. October 1793.

Wenn ich nur dieß Mahl mit meinem Briefe zu dir fliegen, und die Mienen beobachten könnte, mit welchen du ihn lesen wirst! wenn ich nur sehen könnte, ob Erstaunen, Rührung oder Freude sich sichtlicher darin mahlen! Blum, lieber theurer Herzensbruder! was habe ich dir zu berichten, welche herrliche Bothschaft zu bringen! Leonore geht aus eigenem Entschlusse, und Trotz aller Hindernisse, die böse Menschen ihr in den Weg legen wollten, auf's Land zu ihrer Schwester, und will künftig bey ihr leben. Freut dich diese Nachricht nicht? Dein letzter Brief, der so voll Schwermuth und hoffnungsloser Träume war, sollte mich wohl glauben machen, daß ich dir gewiß eine willkommene Neuigkeit erzählt habe. Leonore, die einst und vielleicht noch so heiß geliebte Leonore, sie, die Umstände, Leicht-

ſinn und Mißverſtändniſſe dir geraubet, und von dem ſchönen einfachen Pfade der Natur abgezogen hatten, kehrt nun freywillig zurück, zerbricht alle Bande, die ſie an jene Welt geknüpft hatten, und wirft ſich, von allen Schlacken der Modethorheiten gereinigt, und nur mit dem Beſten, was ihre ſchöne Seele ſich aneignete, mit Erfahrung und Menſchenkenntniß bereichert, in die Arme der Natur und der häuslichen ſtillen Zufriedenheit. Du ſagteſt immer in deinem Unmuthe: „Ach, Ludwig! wer mir das vor einem Jahre geſagt hätte!" Und ich ſage dir nun auch: „Nun, Ferdinand! wer dir das noch vor zwey Monathen geſagt hätte, als du deine gerettete Leonore dir ſchon als Baroneſſe Wallner dachteſt!" Sie iſt nun frey, ſchuldlos, von jedem Schatten des Argwohnes frey, und verdient die Hochachtung der Menſchen in einem höheren Grade, da ſie die Kraft hatte, ſich aus den goldenen Ketten los zu machen, in denen ſo viele, die gerade nicht zu den Schlechteſten gehören, wenn ſie einmahl hinein gerathen ſind, ewig hängen bleiben. Wäre ſie, ſo wie ihre Schweſter, gleich aus den Armen ihrer Mutter in die eines Gatten übergegangen, ſo wäre ſie, wie die Friedberg, ein ganz braves Weib geworden; aber nie hätte ihr Charakter ſich in einem ſo vortheilhaften Lichte zeigen können,

als jetzt, da sie so viele Versuchungen besiegt hat, und in so harten Proben so tapfer bestanden ist.

Du siehst, ich bin begeistert; aber ich habe so eben des guten Rechtlers Brief gelesen, der mir mit wahrem Enthusiasmus Leonorens Entschluß berichtet. Der redliche Alte ist ganz verliebt in das Mädchen, an dem er mit väterlicher Zärtlichkeit hängt, und schreibt so warm von ihr, als man von einem betagten, bedächtlichen Buchhalter, der in seinem Leben nicht viel anderes gelesen und geschrieben haben mag, als Hauptbücher und Kaufmannsbriefe, kaum erwarten sollte. Sein Feuer hat auch mich angesteckt. Und ist denn nicht auch im Himmel mehr Freude über einen bekehrten Sünder, als über neun und neunzig Gerechte? Aber ich habe noch einen ganz andern Grund, mich über Leonorens Betragen zu freuen. Erstens meine befriedigte Eitelkeit, daß nähmlich ihr Betragen mein Urtheil von ihr ganz rechtfertigt, und zweytens die Hoffnung, daß diese Veränderung auch noch für das Glück meines theuren, innigstgeliebten Bruders wohlthätig seyn werde. Ferdinand! ich wüßte nicht, was ich vor Freuden thäte, wenn ich über kurz oder lang die Nachricht von dir hörte, daß du auf dem Wege hierher seyest, und daß es vielleicht den vereinten Bemühungen deiner Freunde gelingen könnte, zwey

Herzen wieder zu vereinigen, die für einander bestimmt, und nur durch äußere Umstände getrennt waren. Blum! gute, treue Seele! du bist nicht gemacht, um allein in der Welt zu stehen, und noch weniger, das Herz, das durch zwölf Jahre in theuren gewohnten Banden so sanft und leicht ruhte, in fremde Fesseln zu schmieden. Du mußt mit Leonoren vereiniget werden, oder du wirst nie recht glücklich seyn. Laß also deine Freunde dafür sorgen, da dich die Verkettung der Umstände jetzt abhält, selbst thätig zu seyn, und gib mir in deinem nächsten Briefe unbeschränkte Vollmacht, zu thun, was ich für gut finde. Dann hoffe ich nächstens, dir die besten Nachrichten von der Welt mittheilen zu können. Leb' wohl!

Sechs und funfzigster Brief.

Leonore v. Brandner an Lisette v. Schöndorf.

Weidenbach den 20. October 1798.

Es ist lange, sehr lange, liebe, gute Freundinn, daß du nichts von deiner Entfernten gehört hast, und du hättest wohl Recht, zu zürnen, wenn nicht eine kleine Unpäßlichkeit, die mich gleich nach meiner Ankunft befiel, und einige Tage anhielt, vollgültige Entschuldigung für mein Stillschweigen wäre. Die letzten Stürme, die ich in *** aushalten mußte, dann die Scenen beym Abschiede, endlich die Reise bey sehr kaltem regnerischen Wetter, das uns gleich am ersten Nachmittag auf der Straße überfiel, und bis in den dritten Tag währte, alles dieses zusammen genommen war meiner geschwächten Gesundheit zu viel, und ich kam mit einigen Krankheitsgefühlen in Weidenbach an. Aber ich hoffte, es würde von keiner Bedeutung seyn, und wollte meiner Schwester, die ich zwey Jahre nicht ge-

ſehen hatte, die Freude über meine Ankunft nicht verderben. Ich bezwang mich zwey Tage; am dritten mußte ich der ſiegenden Gewalt der Krankheit weichen. Vielleicht war auch die Veränderung der Luft, das kältere Klima hier in dieſen Gebirgen, wo bereits der Herbſt in ſeiner Strenge herrſcht, das harte Gebirgswaſſer, und alle die tauſend Umſtände, deren hülfloſes Spielwerk der arme Herr der Schöpfung iſt, mit Urſache. Aber, o Liſette! wie glücklich, wie ſelig machte mich in meinen körperlichen Schmerzen das Gefühl, von liebenden, theilnehmenden Menſchen umgeben zu ſeyn, in deren trüben Geſichtern meine Leiden ſich ſpiegelten, in deren hellen Blicken ſpäterhin die Hoffnung meiner Geneſung glänzte! In deinem Hauſe war ich fremd; nur du, gutes, treues Mädchen, nahmſt dich meiner an, und ließeſt mich nicht fühlen, daß ich ſo ganz allein war. Du ſchenkteſt mir deine Zeit, du pflegteſt meiner, ſo viel man dir erlauben wollte, und nie, nie wird das Andenken an deine Güte aus meiner Seele ſchwinden. Aber wenn du mich verlaſſen mußteſt, dann fühlte ich ſchrecklich, daß ich fremd war, um ſo ſchrecklicher, je weniger ich das von meiner erſten Kindheit gewohnt war. Hier iſt das alles unendlich beſſer, und wenn es möglich iſt,

daß meine zerrüttete Gesundheit noch hergestellt werden könnte, so muß es hier geschehen, hier, wo Freundschaft und Geschwisterliebe alles für mich zu thun und zu opfern willig bereit ist. Aber ich denke, es ist überall schon zu spät. Indessen geht es mir noch so leidlich, daß ich den größten Theil meiner Empfindungen, und vor allen meine Gedanken darüber meiner guten Schwester verbergen kann, und sie hoffet weit mehr als ich.

Sonst verfließt mein Leben einförmig und ruhig, und das thut mir unendlich wohl. Mir ist, als wenn ich wieder in die stillen glücklichen Zeiten meiner ersten Jugend zurückgesetzt wäre, wo ein Tag dem andern gleich war, und nur Jahrszeiten und häusliche Beschäftigungen einige Veränderungen hervorbrachten, wo noch eine Spazierfahrt, eine Musik, oder ein Abend im Theater ein recht fühlbares Vergnügen für mich war, an welchem mein stilles Gemüth in der Erwartung und Erinnerung Tage lang mit Wohlgefallen zehrte. Ach, es ist doch nichts seliger, wenigstens nichts, was dem Menschen ein dauerhafteres, besseres Glück gewähren kann, als ein stilles, thätiges, einförmiges Leben, wenn er nur die Genußfähigkeit, nähmlich ein ruhiges Herz und einen unbefangenen Geist, dazu bringt.

Doch, ich bin dir ja noch die Geschichte meiner Reise und meiner Ankunft hier schuldig. Sie war einförmig, und größten Theils unangenehm; allein der letzte Nachmittag, und der erste Abend, den ich in dem Hause meiner Schwester zubrachte, hätte wohl größere Mühseligkeiten vergütet, als die ich auszustehen hatte. Das Wetter und die weit vorgerückte Jahrszeit zwangen uns, auf dem Wege, den man bey guter Zeit in zwey Tagen macht, drey zuzubringen. Es regnete beynahe in einem fort; die Nebel hingen über die Gebirge herab, verbargen uns die nächsten Dörfer, und auf hundert Schritte vor uns war Himmel, Luft und Erde nur eine wüste, graue Masse. Ich kann dir die tiefe Schwermuth nicht beschreiben, die diese Umgebungen in mir erzeugten. Es trug so alles das Gepräge meines Gemüthes und meines Schicksals; nur der immer heitere, leichte Sinn meines guten Schwagers, der meine Laune mit schonender Liebe trug, hielt mich empor. Am dritten Morgen klärte sich der Himmel auf. O meine Liebe! welch einen unbeschreiblichen Eindruck machte jetzt die Gebirgswelt auf mich, in die wir immer tiefer und tiefer hineinfuhren! diese Felsenmassen, diese stürzenden Ströme, diese klappernden Mühlen, diese luftigen Fichtenhaine auf den Scheiteln

grauer Berge, dieſe blühenden lachenden Thäler rings von furchtbaren Klippen umſtarrt, und über dem ſchönen Bilde ein heiterer blauer Himmel und freundliche Sonnenblicke, die Schatten und Licht mannigfaltig und mahleriſch vertheilten! Ich hatte noch nie etwas Ähnliches geſehen, und war ganz in Vergnügen verſunken. Den Nachmittag fuhren wir durch ein enges Thal zwiſchen ſo hohen Felſenwänden durch, daß ich mich aus dem Wagen hervor legen mußte, um den Himmel zu ſehen. Neben uns wühlte ein Waldbach zwiſchen Geſträuch und Klippen ſich mühſam eine Bahn, und kämpfte laut brauſend mit den Felſen und Baumſtämmen, die ſich ihm widerſetzten. Auf der andern Seite rauſchten die finſtern Tannenäſte über den Wagen hin, und ſchlugen uns, wenn wir hinaus ſehen wollten, in's Geſicht. Plötzlich öffnete ſich eine weite Ausſicht vor uns, die Felſenwände wichen zurück; ich ſah eine lachende Gegend, und mitten im Schooße der Berge, die ſich rings in lieblicher Abwechſelung, bald mit Wieſen, bald mit Wäldern, bald mit keimenden Saatfeldern bedeckt, bald ſteil und ſchroff in einem ſchönen Kranze umherzogen — ruhte der helle Spiegel eines weiten, grünlichen Landſees. Am entgegengeſetzten Ufer ſtand ein friedliches Örtchen, ein Markt mit der

Kirche, aus welcher der Klang der Abendglocke uns friedlich entgegen tönte. Mein Schwager fragte mich, ob ich wohl Lust und Muth hätte, zu Schiffe über den See zu setzen; sonst könnten wir den etwas unbequemern Weg am Ufer hin machen. Mit Freuden ergriff ich sein Anerbiethen; die Anstalt war bald gemacht, wir schickten den Wagen voraus, und bestiegen ein kleines Schiffchen. Noch nie hatte ich eine so angenehme Reise gemacht. Die Sone sank rechter Hand zwischen Felsen und Kiefernwäldern hinab, eine Feuersäule zitterte lodernd vor ihr über die Wasserfläche heran, bis an unsern Kahn, der in rothen Funken dahin glitt. Die gegen über stehenden Berge glänzten im Purpurlichte; Hirtenflöten riefen von den einsamen Alpen hinab in's Thal. Mir fiel der Nachen Charons ein. Erlöset vom Geräusche der Welt, abgestorben allen irdischen Leiden und Freuden, schwamm ich so auf der stillen Fluth dem Lande zu, wo Frieden und Ruhe meiner wartete. Eine unbeschreibliche, süße, beruhigende Empfindung erfüllte mein ganzes Wesen. Wir stiegen aus, und gingen zu Fuß durch den reinlichen Marktflecken. Der Weg führte an der Kirche vorbey. Es war Sonnabend, die Litaney und der Segen eben zu Ende, das Landvolk verließ

noch singend die Gothische uralte Kirche, in der einige rothflammende Lichter die Dunkelheit mehr zeigten als erhellten, und zerstreute sich auf dem Rasenplatze unter der Linde, wo neben einem heiligen Bilde ein klarer Brunnen im Schatten plätscherte. Die Arbeit des Tages, der ganzen Woche war nun vollbracht, und ein feyerliches Gebeth heiligte die Muße, welcher der Mensch sich überließ. Auch sie sehen den Freuden der Ruhe nach langer Plage entgegen, dachte ich, und bethete im Stillen mit ihnen, und bath Gott, auch die Ruhe zu segnen, der ich nun entgegen ging. Von allen Seiten wurden wir jetzt, wie wir uns der Kirche näherten, freundlich begrüßt. Die Gesellschaft meines Schwagers machte auch mich Unbekannte diesen guten Menschen weniger fremd; und als mein Schwager ihnen sagte, wer ich wäre, bekam ich manchen herzlichen Gruß und Handschlag. Ich war bis zu Thränen gerührt, ich hatte Mühe, sie zu verbergen, um den einfachen Landleuten keine irrigen Begriffe von mir zu geben. Mehrere begleiteten uns aus dem Markte nach dem Eisenhammer, der nur eine Viertelstunde davon liegt. Der Weg senkte sich außer dem Markte, und wir bogen links in ein Thal ein, das ziemlich eng und von hohen Bergen beschränkt war.

Hier erblickte ich, von einzelnen Bäumen umgeben, auf einem mäßigen Hügel das Wohnhaus. Schon flimmerte Licht in einem Fenster, und häuslich und nachbarlich glänzte mir der Schein des lodernden Feuers aus der Küche entgegen. Von dem Hause streckt sich ein kleiner Vorgarten mit Blumen und einigen Obstbäumen den Hügel herab; mein Herz schlug hoch, das Bild meiner Schwester, meiner verstorbenen Mutter und Ferdinands schwebten lebhaft vor mir, mein ganzes Schicksal stieg in hellen Gestalten vor mir auf, meine lang verhaltenen Thränen brachen mit Macht hervor. Plötzlich hörte ich rufen: „Sie sind's! sie sinds!" Ich blickte auf, ich sah im Garten sich einige weiße Gestalten bewegen, und meine Schwester mit ihren Kindern stürzte uns entgegen. Laß mich über die ersten Augenblicke hingleiten; sie vertragen keine Beschreibung. Therese sieht vortrefflich aus, man merkt es ihr auf den ersten Blick an, daß sie glücklich ist. Sie führte mich in's Haus. Diese Reinlichkeit, diese Stille, dieser häusliche Friede, der mir überall entgegen strahlte, that meinem aufgeregten Herzen unaussprechlich wohl. Da wohnt die Ruhe, sagte ich zu mir selbst, da mußt du sie finden, wenn du es noch werth bist, sie zu erlangen. Und ich

habe sie gefunden, liebe Lisette! Mir ist wohl, so wohl, wie mir seit langer Zeit nicht war, ob ich gleich nicht sagen kann, daß ich froh, ja daß ich nur gesund wäre. Aber es ist still in mir, ich habe Friede mit mir selbst; und das ist's allein, was ich, so lange ich auf dieser Welt wandle, noch brauche.

Unsere Lebensart ist sehr einfach. Wir stehen früh auf, beschäftigen uns den ganzen Tag mit Wirthschaft, Handarbeit, und den Kindern. Der Abend, der schon um halb sechs Uhr anfängt, wenn nähmlich die Arbeiter, die um fünf Uhr aufhören, entlassen sind, wird mit Lesen, Musik, zuweilen mit einem Kartenspiele zugebracht, besonders, wenn der Pfarrer kommt, ein ehrwürdiger, sehr gebildeter Greis, oder der Forstmeister von der Herrschaft, der nur ein paar hundert Schritte von uns wohnt. Um halb neun Uhr essen wir zu Nachts, um zehn Uhr schläft alles im Hause. Ach wie oft, wenn die große Hausuhr mit langsamen Schlägen zehn Uhr angibt, der Wächter sein „Alle meine Herrn" u. s. w. anstimmt, und alles umher so still ist, daß man das Rauschen des Wassers am Eisenhammer deutlich hört, wie oft denke ich daran, wie ich sonst um diese Zeit im glänzenden Putze beym Scheine von hundert

Lichtern in euern prächtigen Zimmern stand, alles um mich her von Menschen wimmelte, Glanz, Geschmeide, Putz, Kartenspiel und flüchtige Geschwätze meine Sinne betäubend einnahmen, und ich mich selbst in dem Wirbel verlor! dann ist mir wohl in meiner einsamen Stille, und mit seligem Gefühle weide ich mich an der tiefen Ruhe, die mich umgibt.

So friedlich ist es auch in meinem Herzen geworden. Nicht daß ich meinen unersetzlichen Verlust nicht mehr so tief fühlte, nicht, daß ich glücklich wäre, oder es zu werden hoffte; aber der Kampf meiner Seelenkräfte, die unglückliche Spannung, der innere Zwist, der mein ganzes Wesen, so lang ich in eurer schimmernden Welt lebte, peinlich aufregte, hat aufgehört, die schreckliche Vorstellung, von ihm, den ich so gern innig achten möchte, verlassen, vernachläßigt zu seyn, ihn darum weniger achten zu können, ist vor dem milden Strahle der Wahrheit verschwunden. Er erscheint mir wieder so edel, so gut, so verehrungswürdig, als in meinen glücklichen Tagen; und selbst der nagende Schmerz der Reue hat seine Stacheln in dieser seligen Stille verloren. Ich sehe mich selbst, und alle Menschen in einem sanftern Lichte. Ich habe allen vergeben, Wallnern, Babetten, so-

gar Julianen; ich bedaure ihr unglückliches Schicksal, und wünschte es mildern zu können. An ihn, den ich nun wieder nennen darf, an Ferdinand denke ich mit inniger, unauslöschlicher Liebe. Ich weiß, ich habe ihn für diese Welt verloren, unsere Bande können nicht mehr geknüpft werden; aber lieben, innig, standhaft, treu und ergeben, kann und darf ich das geliebte Bild, das wieder im himmlischen Glanze vor meiner Seele schwebt. Wie lange wird das auch wohl währen? Langsam, aber mächtig zehrt hoffnungsloser Schmerz an meinem Leben; meine Gesundheit ist sehr verfallen, meine Gestalt ebenfalls, und ich fühle, (dir, Lisette, darf ich es sagen — meine Geliebten hier würde eine solche Äußerung zu sehr betrüben) daß ich den nächsten Frühling wohl schwerlich erleben werde. Und das ist's, das, geliebtes Mädchen, was mich am meisten, am kräftigsten tröstet: es wird nicht mehr lange dauern! So lang ich lebe, soll mein ganzes Wesen, jedes Gefühl, jede Kraft seinem Andenken, und den theuern Freunden um mich gewidmet seyn; in dieser stillen, aber rastlosen Thätigkeit soll der schwach gewordene Funke meines Lebens sich verzehren. Und wenn ich todt bin, dann Lisette, dann werde ich ihn

ohne Reue, ohne Furcht, ohne Vorwurf wieder sehen, und sein Schutzgeist seyn.

An diesem Briefe habe ich acht Tage geschrieben, denn meine Schwester erlaubt mir nicht anzuhalten. Ich werde auch künftig dir keine förmlichen Briefe mehr schreiben. Dazu ist mein Leben zu einfach und arm an interessanten Neuigkeiten; aber wenn mein Herz zuweilen recht voll ist, will ich es gegen dich ergießen, und wenn solche abgerissene Blätter ein ziemliches Packet ausmachen, werde ich sie dir schicken. Nun lebe wohl, und denke meiner oft, und schreibe mir alles, auch das Unbedeutendste, was dich betrifft; es wird meinem Herzen wohl thun. Grüße Frau von Valsin herzlich, und sage ihr, daß ich ihr schreiben werde, so bald meine Kräfte sich mehr erhohlt haben.

Sieben und funfzigster Brief.

Ferdinand Blum an Ludwig Seltig.

London den 10. October 1793.

Ich soll dir Vollmacht geben? ich soll dich für mich handeln lassen? Leonore ist frey? sie ist aus dem Schönderfischen Hause gerettet? von Wallnern getrennt? ich soll hoffen? du hofft selbst? O mein Bruder, o mein Ludwig! welcher Sturm von Gefühlen, welches unübersehbare Heer von streitenden Gedanken haben deine letzten Briefe, die ich durch Zufall zugleich erhielt, in meiner Seele erregt! Ist es möglich? ist es nur wahrscheinlich, daß das alles, was auch meine schwärmerischten Wünsche kaum zu hoffen wagten, geschehen seyn soll? Leonore frey, auf dem Lande, von allen fremdartigen Entstellungen ihres Gemüthes befreyt, über alle Thorheiten der großen Welt erhaben? O Ludwig! irrst du nicht? schmeichelt deine Liebe nicht meinem zer-

rissenen Herzen mit schönen Träumen, denen keine Wirklichkeit entsprechen wird?

Ludwig! ich habe deine Briefe wohl zehn Mahl gelesen. Zuerst, lächle nicht über mich, zuerst verstand ich sie nicht; denn mein Herz war durch die ersten Worte derselben in zu großen Aufruhr gebracht. Ich hatte sie zwey Mahl überlesen, und wußte noch nicht, was sie enthielten, ob ich über ihren Inhalt jauchzen oder verzweifeln sollte. Ich mußte mich sammeln, ich mußte den Sturm in meiner Seele sich legen lassen. Dann nahm ich die verhängnißvollen Blätter wieder in die Hand. Mein Herz hatte sich nicht getäuscht, als es beym ersten Anblicke so ungestüm zu pochen angefangen hatte; ich durfte jauchzen. Nun las ich beyde Briefe bis an's Ende, und nun verstummte mein Jauchzen wieder; und so innig sich meine ganze Seele über Leonorens Rettung freute, so konnte ich doch nimmer in die sanguinischen Hoffnungen einstimmen, die du, allzu guter Ludwig! für mich nährest. Ich las nun von neuen mit klarer Besinnung, mit unzertheilter Aufmerksamkeit, und ich fand zwar viele Gründe, mich zu freuen, aber keinen, um zu hoffen. Hoffen! Ludwig! die zwey Sylben sagen viel, setzen viel voraus, das ich den Muth, oder laß mich auf-

richtig reden, die Thorheit nicht habe, voraus-
zusetzen. Warum soll ich hoffen? und was? Laß
uns deine Nachricht mit unparteyischen Augen
betrachten! Laß mich, mich aus mir selbst und
aus allen den erschütternden Beziehungen hin-
ausdenken, die jedes Wort für mich haben
muß, laß mich als einen kaltblütigen Zuschauer
überdenken, was sich daraus schließen läßt. Leo-
nore ist von Wallners Nichtswürdigkeit über-
zeugt worden. Gut. Das war natürlich und zu
erwarten, wenn stolze Sicherheit und Gewißheit
seiner Beute einst seine Klugheit einschläfern
würden. Das mußte früher oder später gesche-
hen. Leonorens Schutzgeist hat es so gelenkt,
daß es noch nicht zu spät für die Ruhe ihres Le-
bens war. Sie ist von ihrer Bezauberung zu-
rück gekommen; der Schleyer ist von ihren Au-
gen gefallen, der sie in Ansehung seines Wer-
thes geblendet hatte, und sie reißt sich von ihm
los. Auch das war von einem Mädchen, das so
viel Zartgefühl, als Leonore, besitzt, ja, beyn-
ahe von jedem, das nur richtigen Verstand hat-
te, zu erwarten; denn welches Loos konnte wohl
an der Seite eines solchen Menschen ihrer war-
ten? Sättigung, Ekel an den schalen Freuden
der großen Welt, die ein edles Herz unmöglich
lange mit ihrem falschen Glanze täuschen kön-

nen, vielleicht Kränklichkeit, oder wohl gar Kummer, sich von dem Manne trennen zu müssen, den sie so gern geachtet hätte, Gefühl der Einsamkeit mitten unter Menschen, die ihrem Herzen und Kopfe nichts seyn konnten, bestimmten sie, den Schauplatz zu verlassen, der ihr nichts Neues, nichts Reitzendes, nichts, was ihr vielleicht blutendes Herz ausfüllen konnte, anzubiethen hatte. Sie geht auf's Land, und läßt ihre Thränen um den Mann, der sie so schrecklich getäuscht hatte, in der Einsamkeit ungestörter fließen. Warum soll ich mir diesen Schritt günstiger deuten, der bloß natürlich aus den Vorhergegangenen fließt, und keine Motive enthält, die nicht schon zum Theile in den vorigen gelegen hätten? Ich sehe also keinen, auch nicht den schwächsten Strahl von Hoffnung für meine verkannte, längst vergessene Liebe; und es wäre lächerlich von mir, wenn ich nun auftreten, und, voll eitler Zuversicht auf die letzten Ereignisse, Ansprüche geltend machen wollte, auf welche bey jenen Ereignissen doch nicht die geringste Rücksicht genommen wurde. Sieh, Ludwig, so denke ich über deine Briefe, und über die Neuigkeiten, die sie enthalten. Aber dennoch freuen sie mich unendlich; denn Leonore wird, wenn auch nicht glücklich, doch ruhig, und mit sich selbst eins

werden. Ach! um den Frieden dieser schönen Seele zu retten, hätte ich jeden, auch noch so lächerlich scheinenden, Schritt gewagt, ich hätte dir wirklich Vollmacht gegeben, alles zu sagen und zu schreiben, was du nöthig gefunden haben würdest, um sie aus den verhaßten Banden zu retten. Jetzt hat sie sie muthig selbst zerbrochen, und sie bedarf unserer Hülfe nicht mehr. Sie steht groß und erhaben, und um so viel edler und liebenswürdiger da, je freyer dieser Entschluß aus ihrer schönen Seele hervorging. Ach, Ludwig! was habe ich an ihr verloren! wie unaussprechlich glücklich hätte sie mich gemacht, und wie elend bin ich ohne sie! Der Zweck meines Lebens ist verfehlt, das Ziel, wornach alle meine Kräfte strebten, zu welchem ich mein ganzes Wesen mit rastloser Thätigkeit gebildet hatte, ist mir entrissen, und alle diese Kräfte, diese Thätigkeit sind nun an ein Phantom verschwendet. Beziehungslos, einsam stehe ich in der Welt, und kann nicht einmahl hoffen, daß künftige Tage oder ein Zusammenfluß günstiger Begebenheiten mir einen Ersatz des Verlornen geben könne; denn wie kann ich hoffen, jemahls ein Mädchen zu finden, das so von ihrer zartesten Jugend an, mit mir und für mich gebildet, so in allem Eins mit mir, so ganz für mich geschaffen wäre?

Ludwig! Ludwig! wenn ich diese Saite berühre, dann bluten alle Wunden meines Herzens auf's neue, und ich fühle, wie unersetzlich mein Verlust ist. Laß mich schweigen, laß mich den wohlthätigen Schleyer nicht lüften, den angestrengte Geschäftigkeit, Selbstüberwindung und Entfernung über diesen schmerzendsten Theil meines Schicksals zu ziehen anfangen. Leb' wohl! ich werde nie glücklich seyn; aber ich bin ruhiger, seit ich weiß, daß Leonore sich selbst wieder gegeben ist, und dafür, für diese so schnell mitgetheilte Nachricht dankt dir mein wundes Herz mit innigem Gefühle, und ehrt dankbar deinen Willen. Leb' wohl.

Acht und funfzigster Brief.

Leonore v. Brandner an Lisette v. Schöndorf.

Weidenbach den 5. Novemb. 1798.

Heute war ich seit vielen Tagen wieder zum ersten Mahle im Freyen draußen. Ein anhaltendes Regen- und Nebelwetter hielt uns in den Zimmern. Welche Veränderung, als ich hinaus trat in den Garten, der von dem Hause sich an einen sanften Hügel bis zum Walde hinan zieht! Die Bäume waren beynahe ganz kahl, die Stürme in den letzten Tagen hatten ihnen ihre welken Blätter größten Theils entrissen, die seltenen, die noch hier und da hingen, rieselten bey jedem kleinen Lufthauch auf mich herab, mein Fuß rauschte in dem einst so üppigen Frühlingsschmucke der Zweige; keine Blume, keine Frucht, kein Gemüse war mehr zu sehen, der ganze Garten schien verödet und trauernd. O, der Anblick erschütterte mich tief! So aller Freuden und Reitze beraubt, so dem

nahen letzten Schlafe zuwelkend, liegt auch das Leben vor mir, und wohl mir, wenn er recht, recht nahe wäre!

Den 15. November 1798.

„Nun ist der Winter mit allen seinen Schrecken eingetreten," sagte gestern mein Schwager, als er unter einem heftigen Schneegestöber Abends von dem nächsten Dorfe nach Hause kam. Mir kommt es nicht so vor, ich finde ihn nicht schrecklich; denn seine trübe Ansicht, die finstere Trauer, die er über die Gegend verbreitet, stimmt ganz mit dem Innern meiner Seele zusammen. Die Nebel hängen bis an den Fuß der Berge herab, ein heulender Sturm beugt die Bäume des Forstes; kein Sonnenstrahl durchdringt die trübe Hülle, die auf allen Gegenständen liegt. So ist es außer mir, so ist es in mir. Auch greift die naßkalte Witterung meinen geschwächten Körper stärker an; das Abendfieber, das mich eine Zeit lang verließ, stellt sich wieder ein. Ich stehe erst um neun Uhr auf, und lege mich um acht Uhr Abends nieder. So wird die Zeit, die ich im Bette zubringe, immer

länger, so werden die Stunden, die ich als thätiger lebender Mensch genieße, immer weniger, bis ich einst das Bett gar nicht mehr verlassen werde, bis man mich endlich in dem engen, finstern Hause mit allen meinen Schmerzen und Leiden zur Ruhe bringt. Dann wird mir gewiß wohl seyn. Und den Zeitpunct sollte ich fürchten?

Den 20. November 1798.

Meine liebste Beschäftigung ist mit den Kindern meiner Schwester, besonders mit dem kleinen vierjährigen Ferdinand. Ein holder schöner Knabe, der mit inniger Liebe an mir hängt. Er ist fast den ganzen Tag auf meinem Zimmer; ich lehre ihn lesen, ich zeige und erkläre ihm Kupferstiche aus der Bibliothek seines Vaters. Er faßt schnell, und zeigt sehr viel Scharfsinn in seinen Antworten und Fragen; am meisten aber freut mich die Tiefe des Gefühls, die, mit Sanftheit verbunden, eine seltne Erscheinung bey einem Kinde ist. O Lisette! ist es nicht kindisch, wenn ich Ähnlichkeit zwischen dem Knaben und seinem Pathen suche, und zu finden

glaube, Ähnlichkeit des Gemüths, ja sogar eine flüchtige Ähnlichkeit der Gestalt? Lächle nur, Lisette, ich verdiene es, ich sehe es auch wohl selbst ein; und dennoch möchte ich diese traurige Beschäftigung um nichts in der Welt hergeben. Sie ist jetzt meine einzige liebste Freude.

Die Witterung wird immer rauher; jetzt liegt schon überall Schnee, und nur die steilen schwarzen Felsenwände und die dunkeln Stämme der Tannen unterbrechen die weite weiße Wüste. Ich komme nicht aus dem Zimmer, zuweilen nur auf einige Stunden aus dem Bette; aber es ist so still, so ruhig in mir, wie in der erstarrten Gegend umher. Ein einziger Gedanke, Ein Gefühl bewegt sich oft süß, öfters schmerzlich in meiner Seele, Erinnerung an schöne Tage, an ein unwiederbringliches verlornes Glück; und selbst diese Wehmuth hat etwas Reitzendes für mich. Neulich wurde sie aber doch beynahe zu stark. Mein Schwager war auf ein paar Tage verreiset. Du kannst nicht glauben, mit welcher Liebe, mit welcher Verehrung, möchte ich sagen, meine Schwester, die Kinder, ja alle seine Leute an ihm hängen. Auch ist er ein trefflicher Mann, der rund um sich her Leben, Thätigkeit und Glück verbreitet. Er hat seine Eigenheiten, die, ehe man ihn genauer

kennt, abschreckend sind; er ist sehr gähzornig, ein Liebhaber vom Disputiren, oft im Zorne übereilt, aber eben so bereit, wieder gut zu machen. Meine Schwester hatte anfangs manche unangenehme Scene mit ihm; aber jetzt, da sie ihn kennt, und sich in seine Launen fügen gelernt hat, ist sie eines der glücklichsten Weiber auf Erden. Das fühlt sie auch, obwohl sie ihres Mannes Fehler nicht mißkennt; und nun verstehe ich auch manche Stelle ihrer Briefe viel richtiger, die mich einst auf die falsche Meinung brachte, als sey sie nicht glücklich, und überhaupt kein Glück in der Ehe zu hoffen. Doch zurück zu meiner Geschichte. Die Reise sollte nur in allem fünf bis sechs Tage dauern, und Friedberg fand es nicht nöthig, daß ihm vom Hause geschrieben würde, weil er ohnedieß nicht viel an Einem Orte seyn würde. Doch versprach er, wenn es irgend möglich wäre, seiner Frau zu schreiben, und am Ende der Woche zu kommen. Es kam kein Brief, und meine Schwester fing an, unruhig zu werden, besonders da das Wetter außerordentlich schlecht war, und man hier und da von Angriffen im Gebirge hörte. Wir sprachen ihr alle zu, stellten ihr vor, daß es ihr Mann ja nicht gewiß versprochen habe, und vertrösteten sie auf den Sonnabend. Der Sonnabend

kam und verging, der Sonntag kam und verging — mein Schwager blieb aus. Nun wurde auch mir und den Leuten in der Fabrik bange; meine Schwester aber war in einem wirklich mitleidswerthen Zustande. Tausend Mahl des Tages sah sie aus dem Fenster, bey jedem Geräusche fuhr sie auf, und die Schreckbilder, die ihre Phantasie ihr machte, versetzten sie in eine solche innerliche Unruhe und Gährung, die ihr Eßlust und Schlaf nahm. So etwas war ihr in ihrer achtjährigen Ehe bey den vielen Reisen ihres Mannes noch nicht begegnet; er hatte noch jederzeit bis auf die Stunde Wort gehalten. Sie wußte sich also sein Ausbleiben, Trotz aller Möglichkeiten und Wahrscheinlichkeiten, die wir ihr verstellten, nicht anders, als durch ein Unglück zu erklären. Der Montag verging auch, und am Dinstag Abends saßen wir eben in der Dämmerung beysammen, uns in Erfindung aller möglichen Fälle, die des Schwagers längere Abwesenheit verursachen konnten, erschöpfend, als auf einmahl das Posthorn erschallte. Die Miene meiner Schwester, ihr Freudengeschrey, und zugleich im nächsten Augenblicke die Furcht, ob es auch ihr Mann, und in welchem Zustande er vielleicht seyn würde, werde ich nie vergessen. Alles stürzte aus dem Zimmer; die Ka-

leſche fuhr in den Hof, und — mein Schwager ſprang wohlbehalten heraus, und ſchloß mit innigem Entzücken ſein Weib in die Arme, das ſprachlos und zitternd an ſeinem Halſe hing. Die Kinder klammerten ſich an ihn, ſeine Leute umringten ihn mit lautem Rufen; es war eine Scene der höchſten Rührung und Freude, der ſchönſten menſchlichen Gefühle. Nur ich, ich Arme, ſtand allein, verlaſſen, und im Gefühle dieſer Verlaſſenheit weinend, an der Seite der unausſprechlich glücklichen Gattinn; und das Andenken, daß ich einſt auch ſo glücklich hätte ſeyn können, und nun nie, nie mehr werden würde, ſtürzte mich in eine ſo tiefe Trauer, daß ich mich entfernen, und einen Anfall von Fieber vorſchützen mußte, um meinen Thränen freyen Lauf zu laſſen, und die Freude der Glücklichen nicht zu entweihen.

Die Ahndungen meiner Schweſter waren indeß nicht ſo ganz ungegründet geweſen. Mein Schwager hatte in den ſchlechten Wegen auf ſeiner Rückreiſe umgeworfen, den Wagen ganz zerbrochen, und ſich ſtark an der Hand beſchädigt, ſo, daß er theils des Wagens, theils ſeiner ſelbſt wegen zwey Nächte und einen Tag in einem Dorfe bleiben mußte, und nicht ſchrei-

ben konnte. Dieses war die Ursache seiner Verzögerung gewesen, und der Brief, den er vorher geschrieben hatte, war durch die schlechten Wege oder einen andern Zufall aufgehalten worden, und kam erst zwey Tage nach ihm an. Dieser kleine Unfall diente nun, den Genuß der häuslichen Ruhe und der allerinnigsten Freundschaft und Liebe um vieles zu erhöhen. Ach Lisette! so leben diese Menschen um mich her, und es ist, bey Gott! nicht Neid und Scheelsucht, wenn mich ihr Glück oft bittere Thränen kostet.

Mein Schwager wird wieder verreisen und auf länger: Zeit, vermuthlich auf drey oder vier Wochen. Ich fürchte mich darauf, erstens, weil ich wirklich besorgt bin, bey diesem immerwährenden Schneegestöber und den schlechten Straßen im Gebirge, zweytens, weil wieder eine trübe Einsamkeit und traurige Stille in unserm kleinen Kreise herrschen wird, wenn er, der ihn hauptsächlich belebt, uns mangelt. Er ist die Seele des ganzen Hauses; ihm danke ich viele meiner angenehmsten, heitersten Stunden, und noch mehr manche treffliche, tief aus dem Herzen geschöpfte Grundsätze und Bemerkungen, welche viel dazu beytragen, mir Geduld und ru-

hige Faſſung zu geben. Ach Liſette! welches köſtliche Kleinod für ein Weib iſt das Herz eines ſolchen Mannes, in welchem ſie bey jedem Falle Troſt, Rath, Unterſtützung, oder wenigſtens die innigſte, aufrichtigſte Theilnahme findet! Auch die bangen Ahndungen, die Angſt meiner Schweſter während der künftigen Abweſenheit werden mein Herz quälen; und dennoch iſt etwas in dieſer Reiſe, was mir eine kleine Freude macht. Er geht nach L**, er wird mit Seltig, mit dem er Geſchäfte hat, zuſammen kommen, er wird ihn ſprechen, und ihn einladen, uns künftigen Frühling zu beſuchen; denn die beyden Männer ſind, was ich erſt hier erfuhr, ſehr alte Freunde. Künftigen Frühling! ja wer ihn erlebte! wie leichtſinnig ſprach ich ſonſt oft die Worte aus, und dachte mir auch die Möglichkeit nicht, daß ich ihn nicht erreichen könnte! Was waren vier oder fünf Monathe für ein glückliches Mädchen, in der Fülle der Geſundheit und Jugend! und jetzt! o es ſind vier Ewigkeiten! und wenn ich meine abnehmenden Kräfte bedenke, ſo zweifle ich oft, daß ſie nur noch einen Monath hinreichen werden. Aber genug der trüben Gedanken. Ich kann dir doch nichts anders als Klagen und Seufzer ſchreiben.

Vergib, Liebe! aber du willst, daß ich dir Nachricht von mir gebe, daß ich Wahrheit berichte: und was kann ich denn Frohes und Angenehmes schreiben? Leb' wohl, ich schließe jetzt den Brief, weil ohne dieß der Bothe kommt; sonst wird der Pack zu stark.

Neun und funfzigster Brief.

Liserte v. Schöndorf an Leonore v. Brandner.

* * * den 20. October 1793.

Ach, liebes Lorchen! welche Geschichten, was für fatale und angenehme Veränderungen habe ich dir zu sagen! Ich Unglückliche war schon auf dem Puncte, auf ewig von Seefeld getrennt zu werden, und jetzt bin ich seine Braut. Ach, Lorchen! ich bin so glücklich, und doch wieder so unglücklich, so zufrieden und so mißvergnügt, und die Begebenheiten sind die letzte Zeit her so bunt durcheinander gegangen, daß ich gar nicht weiß, wo ich eigentlich anfangen soll, um dir einen deutlichen Begriff von allem zu geben. Du weißt auch, liebes Lorchen, daß ich eine ungeübte Schreiberinn bin; du wirst also Geduld haben, und das Beste, nähmlich das Verstehen und Auseinandersetzen, aus deinem Kopfe dazu geben müssen.

Du weißt, daß meine Schwester und die Valsin vor einem Jahre recht gute Freundinnen waren, nähmlich als meine Schwester noch unverheirathet war. Seit sie mit dem Grafen vermählt ist, ist das Verhältniß zwischen den beyden Frauen merklich kälter geworden. Meiner Schwester Rang ist weit höher, als der der Valsin, und sie fordert also mancherley Aufmerksamkeiten und Rücksichten, welche ihr die andere in Hinsicht auf ihre alte Bekanntschaft eben nicht allezeit zu erweisen geneigt ist. Dazu kommt noch, daß nicht allein in unserem Hause, sondern beynahe in unserer ganzen Bekanntschaft sie beyde sich in Putz und Pracht vor allen auszeichnen. Du weißt, liebes Lorchen, wie die Weltdamen sind, und was man von solchen Freundschaften zu halten hat. Es gab hier und da kleine Eifersüchteleyen und Neckereyen. Keine wollte sich von der andern verdunkeln lassen, wie denn das so zu gehen pflegt. Neulich nun bekommt zum Glück oder Unglücke, ich weiß nicht wie ich sagen soll, Madame Jonquille eine große Menge ganz neuer Moden von Paris. Meine Schwester und die Valsin waren die ersten, die hineilten, um das Beste auszuwählen. Die Valsin kam aber zuvor, und suchte ein Balltleid und einen Hut, den

die Madame Lisfrand *) selbst gemacht haben soll, aus. Es war prächtig; aber die Marchande de Modes forderte einen so ungeheuren Preis, daß die Valsin fortging, und sich zu bedenken versprach. Gleich darauf kommt meine Schwester. Sie sucht sich sogleich dieselben zwey Stücke aus, welche unstreitig die schönsten waren. Die Marchande de Modes sagte, daß sie schon halb und halb bestellt wären. Die Schwester fragte: von wem? Madame Jonquille erzählt ihr alles, und Juliane, voll Begierde und Freude, die Valsin auffallend zu verdunkeln, zahlt noch um fünf Ducaten mehr, als die Jonquille gefordert hatte, fährt triumphirend mit ihren Putzsachen nach Hause, und erscheint Abends bey Rehberg, wo die Valsin auch hinzugehen pflegt, in ihrem neuen Staate. Die Folgen kannst du dir denken. Es brach eine offenbare Feindschaft zwischen ihnen aus. Die Valsin hielt sich laut über meine Schwester auf, deren Hochmuth sie diese Neckerey zuschreibt, und die meisten jungen Männer nahmen eifrig ihre Partey. Meine Schwester, höchst aufgebracht durch die Bonmots und witzigen Einfälle, die von der Valsinschen Partey auf sie geschossen wurden, schont

*) Eine berühmte Modehändlerinn in Paris.

ihrerseits der Valsin auch nicht, und geschäftige Klätscherinnen, worunter hauptsächlich die Dorfing gehört, ermangeln nicht, das Gesagte mit Vermehrungen hin und her zu tragen. Es kommt so weit, daß sich die zwey Frauen in einer Gesellschaft laut Bitterkeiten sagen. Nun dringt meine Schwester (deren Plan das längst war, und die vielleicht den Streit mit der Valsin wohl nur deßwegen anfing) darauf, daß meine Ältern dem jungen Seefeld das Haus verbiethen, und jede Verbindung zwischen mir und dem Bruder ihrer Feindinn aufheben sollen. Du kennst meine Ältern und die Verfassung in unserem Hause; meine Schwester herrscht über die Mama, die Mama über den Papa, und so wurde dann das Todesurtheil gesprochen. Ich war etliche Tage wie vernichtet, und mein armer Ernst auch. Der gute Rechtler war mein einziger Trost, in seiner und seiner braven Frau Theilnahme fand ich noch einige Beruhigung, und er versprach mir zu thun, was er könnte; aber er konnte leider nicht viel. Doch höre, was nun weiter geschah. Die Valsin, höchst erbittert, daß ihrem Bruder das Haus bey uns verbothen, und alle Hoffnung auf meine Hand abgeschlagen wurde, bestürmte ihren Gemahl, ihren und ihres Bruders Schimpf zu rächen, und

die Lieferungen, die er bisher meinem Vater überlassen hatte, einem Andern zu geben. Das war ein tödtlicher Streich für meines Vaters Handlung. Er war völlig betäubt, als er es hörte; und nun sparte der gute Rechtler nichts, ihm die Hölle recht heiß zu machen, und ihn zu überreden, das einzige Mittel zur Versöhnung, das er in Händen habe, nicht zu vernachlässigen, und seinen übereilten Schritt gegen Seefeld wieder zurück zu nehmen. Daran wollte mein Vater aus Scham lange Zeit nicht, und meine Mutter, die von Julianen aufgehetzt wurde, noch weniger; aber Rechtler ließ nicht nach, und erboth sich, wenn denn mein Vater durchaus nicht selbst handeln wollte, alle Schritte an seiner Statt zu thun, wenn er ihm nur Vollmacht gäbe. Über diese Auskunft war mein Vater ganz entzückt; er fiel dem braven Alten um den Hals, und gab ihm uneingeschränkte Erlaubniß, zu sagen und zu bedingen, was er für gut finde, wenn ihm nur die Lieferungen blieben. Rechtler ging also gerade zum Valsin, und machte seine Sachen so gut mit ihm und mit ihr, die wirklich im Grunde kein böses Herz hat, daß er mit der Nachricht einer vollständigen Versöhnung nach Hause kam, nur mit der Bedingung, daß meine Hochzeit

mit Seefeld nicht mehr länger verschoben, sondern — (vermuthlich meiner Schwester zum Trotz) in sechs Wochen mit aller Pracht vollzogen werden sollte. Diese Bedingung, die mein Vater ganz gern zugab, kostete bey meiner Mutter einen schweren Kampf; sie meinte, es wäre schon genug, wenn alles wieder auf den alten Fuß gesetzt würde. Dazu hatte denn Rechtler von der Gegenpartey keine Erlaubniß, und zuletzt siegte doch die Vorstellung des großen Vortheils und die mütterliche Liebe; denn ich war ihr zu Füßen gesunken, und hatte sie beschworen, mein ganzes Erdenglück nicht auf ein so grausames Spiel zu setzen. Sie willigte ein; aber man sah, was es sie kostete, und das alles nicht etwa aus Stolz oder Abneigung gegen Seefeld, sondern, ach Lorchen, ich schäme mich fast, das von einer sonst so guten Mutter zu schreiben, aus Furcht vor Julianen. Auch gab es eine entsetzliche Scene, als diese nach Tisch kam und hörte, was so unwiderruflich beschlossen war. Vergebens versuchte sie alles, um die Sache rückgängig zu machen; der gute Rechtler, der so etwas vorher gesehen hatte, war auf der Stelle zu Valsin gegangen, und kam noch, während sie da war, mit dem neu abgeschlossenen Contracte für die Lieferungen zurück,

und mit einem Entwurfe unſeres Heirathsbrie-
fes, den die Valſin ſelbſt aufgeſetzt hatte, und
der für mich ſehr vortheilhaft ſeyn ſoll, wie
man ſagt; denn ich habe mir vor lauter Ver-
gnügen und Verdruß noch nicht Zeit genom-
men, ihn zu leſen. Als Juliane die beyden Pa-
piere ſah, wurde ſie bleich und roth, ergoß ſich
in Bitterkeiten gegen die Valſin, gegen Recht-
lern, gegen mich, gegen ihre Ältern ſogar,
und verließ das Haus, um es, wie ſie ſagte,
nie mehr zu betreten. Sieh, Lorchen, ſo hat
eine Chemiſe und ein Hut das Glück zweyer
Menſchen gemacht, und die gute Madame Lis-
frand mochte es wohl nicht ahnden, als ſie mit
ſchöpferiſchen Händen dieſen zwey Meiſterſtü-
cken hundert Meilen von hier das Daſeyn gab,
daß ſie am äußerſten Ende von Deutſchland
zu ſo wichtigen Scenen Anlaß gaben, und ſo
viel Freude und ſo viel Schmerz verbreiten
würden.

Bey allem dem, ſo glücklich die Wendung
für mich iſt, die die Sachen genommen haben,
kann ich doch nicht vergnügt ſeyn. Die Schwe-
ſter iſt mir feind, die Mama betrachtet mich
als die Urſache alles des häuslichen Zwiſtes,
und läßt mich's oft recht ſchmerzlich entgelten;

besonders behandelt sie Seefelden mit auffallender Geringschätzung, und der Papa ist böse über alle die Zänkereyen und Mißhelligkeiten. Bey Tische spricht keines ein Wort, und wenn sie reden, so sind's Sticheleyen. Die Fremden merken das wohl, und sind verlegen. Ich sage dir's, Lorchen, daß ich mich zuweilen fürchte, wenn solche Scenen vorfallen, wenn die Mama mich bey jeder Gelegenheit neckt, und der Papa, der das merkt, mich offenbar in Schutz gegen sie nimmt, und sie dann vor den Hausleuten und Gästen in Bitterkeiten ausbrechen! Ach, dann möchte ich oft lieber allen meinen süßen Hoffnungen entsagen, um nur den Frieden wieder herzustellen! Ich freue und fürchte mich dann auf die Stunde, wenn Seefeld kommt. Ach, er ist der einzige, dem ich meine Noth klagen kann, und doch muß ich suchen, ihn den Augen der Mama zu entziehen, weil sie ihm oft wirklich unhöflich begegnet, und er schon ein paar Mahl im Begriffe war, dieß Betragen ernsthaft zu rügen, wenn ihn nicht ein Blick auf mich wieder besänftiget hätte. Sieh, liebe, gute Leonore, so glücklich und unglücklich, so selig und geplagt ist deine Lisette; und ich wollte nur, daß du hier wärest, da-

mit ich alle meine Klagen in deine Brust aus-
schütten könnte. Das Beste ist, daß in sechs
Wochen alles geendigt seyn, und ich das Haus
verlassen werde, wo ich jetzt nur ein Stein
des Anstoßes und ein wahrer Zankapfel bin.
O wenn nur bis dahin kein neues Gewitter
über mich losbricht! Bin ich dann erst See-
felds Frau, und nicht immer meiner Mutter
vor Augen, so will ich sehen, durch ein recht
kindliches unterwürfiges Betragen sie wieder zu
versöhnen, und ihr den Verlust meiner Schwe-
ster so viel möglich zu ersetzen. Ach, ich weiß
wohl, daß sie mich nie halb so sehr, wie Ju-
lianen, geliebt hat, und weiß Gott! sie that nicht
recht daran; denn wenn ich auch nicht so schön
und nicht so klug bin, so ist mein Herz ihr ge-
wiß kindlicher zugethan, und liebt sie aufrich-
tiger. Aber das hat sie nie erkannt, und mich
immer von Kindesbeinen an von sich entfernt.
Und ich wäre ihr so gern näher gewesen, hät-
te ihr so gern meine Liebe recht gezeigt! Doch
vielleicht kann ich es künftig, und dann soll sie
sehen, welche von ihren Töchtern sie mehr liebt,
die verstossene Lisette oder die geliebte Juli-
ane. Aber, liebe Leonore, ich sehe, daß mein
Brief unendlich lang geworden ist. Vergib mei-

ner Schwatzhaftigkeit; aber mein Herz ist voll, und ich habe keine Freundinn auf der Welt, gegen welche ich es so zutrauensvoll und so freudig, wie gegen dich, ausgießen könnte. Lebe wohl, Liebe, Gute! und antworte mir recht bald.

Sechzigster Brief.

Ferdinand Blum an Ludwig Seltig.

London den 24. Nov. 1798.

Länger halte ich diese peinliche Unruhe, diese marternde Ungewißheit nicht aus. Ich kehre zurück, ich muß nach ***, ich muß mich selbst überzeugen, was Leonore macht, wie ihr Schicksal, ihre Stimmung, ihre Gesundheit ist. Ich habe einen Brief von meiner Schwester erhalten, der mich beynahe zum Wahnsinne gebracht hat. Leonore ist krank, gefährlich krank, ein schleichendes Fieber nagt an ihrem Leben, sie verzehrt sich in Gram und freudenloser Einsamkeit, ob um mich — ob um Wallnern, sey zweifelhaft; aber daß sie den Frühling nicht erleben werde, gewiß. Ludwig, Ludwig! und das schreibet sie mir so kalt, so kurz, so obenhin, wie eine neue Zeitung, und auch du sprichst nur abgebrochen, und wenig von Leonorens Gesundheit. Freund! Bruder! wie war es dir möglich, dir, der du die ge-

heimsten Tiefen meines Herzens, der du meine heiße und unauslöschliche Liebe zu dem Mädchen kennst, das verächtliche Menschen und Mißverständnisse mir raubten, wie war es dir möglich, mir ihren Zustand zu verschweigen, oder nur so oberflächlich davon zu sprechen? Wenn es wahr wäre, wenn sie um meinetwillen litte, wenn ihr Kummer dem Freund, dem Gespielen ihrer Jugend gälte! O Ludwig, Ludwig! fühlst du, was in dem Gedanken liegt? O, daß Ströme, Berge, unendliche Flächen zwischen uns liegen! Ich möchte hineilen, zu ihren Füßen sinken, und den Ausspruch über Leben und Tod von ihr erflehen! Und wenn sie mich nicht liebte? wenn Wallner — Ludwig! wenn ich bey Sinnen bleiben, wenn ich das Bißchen Vernunft, das so viele Stürme erschüttert haben, erhalten soll, so muß ich hin, ich muß selbst sehen, selbst hören. Ihr alle, kalte, theilnahmslose Seelen, ihr erkundigt euch nur um Begebenheiten, und geht achtungslos über das hin, was mir am theuersten ist, über ihre Stimmung, ihre Gesundheit. Ich habe Theresen geschrieben, weil ich unmöglich länger warten konnte, ich habe mich bey ihr gerade zu um Leonoren erkundigt. Mag sie doch von mir denken, was sie will, mag Leonore über mich lächeln, und den allzutreuen Schwärmer be-

mitleiden, der noch für sie glüht, indeß ihr Leben um eines Andern willen langsam abstirbt! Mag sie doch! wenn ich nur weiß, wie es ihr geht, ob sie lebt, ob noch Hoffnung für sie ist! Und wenn sie mich liebte? wenn dieser Brief der erste zarte Faden würde, der unsere Herzen wieder an einander zöge? Ludwig, wenn ich wieder glücklich werden sollte? Und wenn es zu spät wäre? wenn sie stürbe, und ich wäre Schuld an ihrem Tode durch mein Mißverstehen, durch meine Bitterkeit, meine Rauhheit? O Ludwig! dann sterbe ich ihr nach, und Friedberg läßt mich an ihrer Seite begraben! Ich bin ein Thor, ein Rasender, ich fühle es; aber es ist nicht möglich, ich kann mich nicht fassen. Leb' wohl! ich werde meinem Briefe bald folgen. So bald die dringendsten Geschäfte geendigt sind, eile ich zuerst in deine Arme, dann nach *** und dann zu ihr. O in den Worten liegt ein Himmel!

Ein und sechzigster Brief.

Frau von Valsin an Leonore von Brandner.

*** den 30. Nov. 1793.

Die freundschaftlichen Gesinnungen gegen mich, mit welchen Sie vor zwey Monathen *** verließen, geben mir das volle Zutrauen, daß ein Brief von mir Ihnen keine unangenehme Erscheinung seyn wird; und da es meinem Herzen von jeher Bedürfniß war, sich mitzutheilen, so ergreife ich mit doppeltem Vergnügen diese Gelegenheit, wo ich Ihnen, theure Eleonore, so vieles zu sagen habe, was Sie und mich und andere uns schätzbare Personen betrifft. Lisette, das gute, sanfte Mädchen, nun bald meine theure Schwester, wird Sie bereits mit einem Vorfalle bekannt gemacht haben, der uns allen Unglück drohte, der aber durch eine glückliche Wendung und vorzüglich durch das kluge und feste Betragen des schätzbaren Rechtler, dessen vortrefflichen Charakter ich bey die-

ser Gelegenheit erst recht kennen lernte, zum Segen für ein edles Paar — erlauben Sie mir immer den stolzen Ausdruck; denn ich weiß, was ich an meinem Bruder besitze — und zur Quelle neuer Freuden für uns alle geworden ist.

Es liegt mir aber zu viel an der Meinung, welche mein theures Lorchen von mir haben kann, daß ich nicht alles thun sollte, um mein Betragen bey dieser Geschichte in ihren Augen in das gehörige Licht zu setzen. Es wäre möglich, daß Lisette mich nicht recht verstanden, und darum auch nicht alles so dargestellt hätte, wie Lorchen es ansehen soll, und wie es wirklich ist. Glauben Sie nicht, daß ich so kindisch seyn konnte, eines Anzuges wegen, welchen Juliane mir wegkaufte, Haß auf sie und ihre Familie zu werfen, und das Glück meines Bruders zu untergraben. Es war nicht der Raub, den sie an mir beging, den ich ihr ganz gern vergeben hätte; es war die hämische Art, mit der es geschah, noch mehr aber ihr ganzes Betragen gegen mich, seit sie Gräfinn Kelm ist, worauf diese letzte Handlung nur gleichsam das Siegel drückte. Sie kennen ihren Stolz, aber sie haben in der letzten Zeit ihres Aufenthaltes in *** unsere großen Gesellschaften zu wenig besucht, um das Benehmen gehörig bemerkt

zu haben, das dieser Stolz, dieser Übermuth, möchte ich lieber sagen, ihr gegen mich und meinen Bruder eingab. Seine und Lisettens Liebe, die beschränkte Existenz, die sie in ihrer Verbindung erwarten, war Julianen von jeher anstößig. Jetzt, da sie so glänzend und so unglücklich vermählt war, da sie auf dem Puncte stand, die Bande zu zerbrechen, die sie selbst aus Trotz, aus, Gott weiß, welchen Absichten geknüpft hatte, jetzt war das stille Glück treuer belohnter Liebe, die unschuldige Seligkeit eines genügsames Paares ihrem tief verwundeten Herzen ein schmerzender Stachel. Sie war elend; und es war ein Verbrechen neben ihr glücklich zu seyn, besonders ein Glück zu genießen, dessen hohen Werth sie wohl kannte, und auf ewig verscherzt hatte. Nur auf diese Art weiß ich den offenbaren Haß zu erklären, mit welchem sie meinen Bruder und mich behandelte. Sie gab sich alle Mühe, ihre Ältern, welche durch Ihre gütige Verwendung, liebe Leonore, und durch Lisettens Bitten den Wünschen des jungen Paares geneigter gemacht waren, wieder von ihnen abzuwenden; kurz, ich sah mit vielem Grunde einem sehr auffallenden Schritt entgegen, der die Verbindung der Liebenden zerreissen, und ihnen jede Hoffnung be-

nehmen sollte. Der Schritt geschah. Die hämische niedrige Art, mit welcher sie die zwey Putzstücke wegkaufte, der Triumph, mit welchem sie damit vor meinen Augen erschien, sollten das Signal zum Bruche seyn. Das sah ich, und eilte zuvor zu kommen. Ich kannte des alten Schöndorfs schwache Seite; ich wußte, wie ihm beyzukommen ist. Es gelang mir, meinen Mann in's Complott zu ziehen; er both die Hand dazu, die Lieferungen wurden aufgekündigt, und der alte Schöndorf ließ sich zu allem herbey, was wir fordern konnten und wollten, um diese Goldgrube zu erhalten. Die Vermählung meines Bruders war die Bedingung. Schöndorf ging sie herzlich gern ein, und wäre vielleicht noch mehr eingegangen, wenn wir es begehrt hätten — und — die schlaue Juliane wurde in der Schlinge gefangen, die sie Andern zu legen dachte. So, liebes Lorchen, müssen Sie die Sache betrachten, und ich habe Ihnen alles so umständlich erzählt, um mir die gute Meinung zu erhalten, die Sie von mir mitnahmen, und auf die ich so stolz bin.

Lisette und mein guter Bruder sind unaussprechlich glücklich — und, o liebes Lorchen, Sie dürfen ja in mein Herz sehen — ihr Glück hat mich manchen Seufzer, manche heimliche Thrä-

ne gekoſtet. Ich bin es nicht. Meine Verhältniſſe ſind nicht darnach, daß ich dieſe ſtille Seligkeit von dem erwarten könnte, der allein und rechtmäßig ſie mir geben könnte, und andere Verbindungen? — Ja, Lorchen, ich bin geliebt. Van der Werth iſt mir wirklich warm zugethan; aber unſeren Verhältniſſen fehlt ein Reitz, der höchſte, der ſchönſte, den ein menſchliches Verhältniß haben kann, der Reitz der Pflichtmäßigkeit und — laſſen Sie mich das Wort brauchen, ſo ſehr es mich demüthiget — der Tugend. Nimmermehr kann ein Herz, das Begriffe und Gefühle für jene hohen Reitze, jenen erhabenen Frieden hat, den nur die Tugend gewährt, nimmermehr kann es in andern Dingen Erſatz dafür finden, und eben ſo unmöglich iſt es, auf der Bahn, auf welche Schickſal, Lockung und die Härte meines Mannes mich geſtoßen haben, umzukehren. Lorchen! wenn ich oft, indeß Liſette und Ernſt in Wonne verſunken neben mir ſitzen, und der Himmel aus ihren Blicken ſpricht, wenn ich bedenke, wie glücklich ich hätte werden können, wenn Er, der meine erſte, und ich darf es wohl ſagen, meine einzige Liebe war, dieſe heiligen Bande geehrt und geſchont hätte, wenn er ſo treu als leidenſchaftlich, und ſo edel als liebenswürdig gewe-

sen wäre! Er ist's, der mein Leben vergiftet, ein Wesen, das für häusliches stilles Glück gebildet war, in die leeren freudenlosen Wirbel der großen Welt geschläudert, und seinen Freuden zerstöret hat. Und dennoch hasse ich ihn nicht! — Ja, Lorchen, Sie sollen meine ganze Schwachheit wissen, er ist mir nicht einmahl gleichgültig. Es ist mir durchaus unmöglich, bey der Vorstellung oder dem Anblicke eines Menschen, dem einst mein ganzes Wesen geweiht war, dem alle meine Gefühle, alle Regungen gehörten, ganz ruhig zu seyn. Ich weiß, daß er diese Empfindungen nicht theilt, aber ich weiß doch, daß er mich achtet; und zürnen Sie nicht, Lorchen, bey der Erwähnung eines Mannes, der auch Ihnen so viel trübe Stunden gemacht hat, er achtet auch Sie, das weiß ich, weiß es aus seinem eigenen Munde. Er bereut, er schämt sich jetzt der Rolle, die er vor Ihnen gespielt hat. Sie haben ihm Ehrfurcht eingeflößt; und die Fähigkeit, diese Empfindung zu hegen, ist doch ein Beweis, daß sein Herz nicht ganz so verdorben ist, als es Ihnen erscheinen muß. Doch, liebe Leonore, sehen Sie einmahl, wie schwatzhaft mich die Erinnerung an die Freuden meiner Jugend macht. Wahrhaftig, wenn auch mein Spiegel nicht wäre, schon diese Red-

seligkeit allein würde hinreichend seyn, zu beweisen, daß ich so ziemlich zu den alten Weibern gehöre. Aber Trotz meiner vier und dreyßig Jahre ist mein Herz noch jung, und das junge Herz liebt Sie, theure Leonore, mit aller Wärme und Zärtlichkeit der Jugend. Leben Sie wohl!

Zwey und sechzigster Brief.

Leonore v. Brandner an Lisette v. Schöndorf.

Weidenbach den 1. December 1798.

Gutes, liebes, treues Mädchen! welche Freude hat mir dein Brief gemacht! Du bist Braut, du bist glücklich! Deine Bahn war nicht mit Rosen bestreut, aber sie führte dich doch an's schöne Ziel; und dafür danke der Vorsicht, die ihren wahren Lieblingen nie so ganz auf Blumen bettet. Der Gang dieser letzten Begebenheiten hat mir Stoff zu manchen Betrachtungen gegeben. Lisette, wie wunderbar, wie beynahe unglaublich war dießmahl wieder die Führung der Vorsicht! Ein armseliger Zank um einen noch armseligeren Gegenstand muß die plötzliche Vereinigung zweyer liebender Herzen bewirken, die sonst noch vielleicht Jahre hätten warten müssen! Der Stolz, die Eitelkeit deiner Schwester treibt sie an, dein Glück zu zerstören, und eine gefährliche Nebenbuhlerinn zu

demüthigen; und sieh, diese Eitelkeit wird das Werkzeug, den Triumph dieser letztern zu erhöhen, und eure Wünsche zu erfüllen. So spielt das Schicksal, das über uns in heiligen Finsternissen wandelt, wie Wieland sagt, mit unsern kindischen Entwürfen, und alles, was wir thun, ersinnen und veranlassen mögen, dient, wie sehr wir uns auch sträuben, seiner mächtigen Hand oft als Werkzeug ganz entgegen gesetzter Plane. Nun, laß uns kindlich und innig danken, daß dein Glück mit in diesen Plan gehörte, und glaube mir, daß dein Brief mich recht gestärkt, erheitert und auf ein paar Tage völlig gesund gemacht hat.

Daß du, gutes Mädchen, Trotz dieser günstigen Ereignisse nicht ganz froh bist, macht deinem schönen Herzen Ehre. Wie Manche würde in deiner Lage nur an ihr Vergnügen denken, und nicht an die vielen zertretenen Blumen fremder Freuden und Hoffnungen, über welche das Schicksal sie rasch fort zum Ziele führte! Fahre fort, dich so mit Mäßigung, mit heiliger Scheu zu freuen, es sichert dir die Dauer deines Glückes; denn es beweiset, daß du desselben werth bist, und versöhnt die strenge Nemesis, die den Übermüthigen straft. Liebe Lisette! ich habe sie erzürnt durch den leicht-

sinnigen sorglosen Gebrauch meines Glückes, und mir ist sie noch nicht versöhnt. Sie dringt auf ihr Opfer, und es wird bald — bald fallen.

Das will mir zwar hier niemand im Hause glauben. Sie finden mich nicht so schwach, nicht so abgefallen, wie ich mir selbst vorkomme. Es mag seyn; ich weiß am besten, wie ich mich fühle, aber ich bestrebe mich nicht, ihren Glauben zu zerstören, denn es würde sie kränken. Die guten treuen Seelen lieben mich alle herzlich; sie wünschen also mein längeres Leben, und darum glauben sie es auch. Meine Schwester besonders, die so innig, so mit ganzer Seele an mir hängt, möchte mich gar zu gern wieder einmahl so froh und glücklich sehen, wie in den schönen Jahren, wo wir zusammen in unserer Mutter Hause lebten. Sie hat mir so gar schon ein paar Partien angetragen. Im Anfange war ich sehr ärgerlich über diese Zumuthungen; endlich aber sah ich ein, daß doch bloß Liebe für mich sie dazu vermocht habe, und so vergebe ich ihr, und liebe sie seit dem nur noch mehr.

Hörst du denn gar nichts von Ferdinand? Euer Haus wird doch von so vielen Fremden, auch von Engländern besucht, und durch euere Handelsverbindungen könntet ihr ja doch, wenn

auch nur zufälliger Weise, Nachricht erhalten. Frage doch unsern väterlichen Freund, den guten Rechtler, dem ich so vielen Dank schuldig bin, und sage ihm zugleich, daß sein Andenken neben den Bildern meiner theuren Ältern ewig in meiner Seele leben wird. Freylich, London ist groß, und der einzelne Fremde wird leicht übersehen; aber wenn es möglich wäre, etwas von ihm zu erfahren, und wenn es auch die geringste Kleinigkeit wäre, so schreibe sie mir, sie ist meinem Herzen unendlich wichtig. Gestern hatte ich wieder einen recht wehmüthigen Tag. Ich räumte und ordnete in meinen Schriften und Büchern, die ich, seit ich hier bin, noch nicht ausgepackt hatte; und, wie ich ein Buch in die Hand nehme, fällt ein Zettel von Blums Hand heraus. Es war nichts, gar nichts, als ein Verzeichniß von etlichen Büchern, die er mir vor sechs oder acht Jahren zum Lesen vorgeschlagen hatte. Aber, Liebe! mit welcher unbegreiflichen Macht wirkte dieser unbedeutende Zettel auf mein ganzes Wesen! Da standen sie plötzlich wieder im hellen Rosenlichte vor mir, die Tage meiner unschuldigen Jugend, mein verlornes Paradies, wo ich kein Buch las, das Ferdinand mir nicht empfohlen oder doch gebilliget hatte, wo kein Ge-

danke, kein Wunsch in meiner Seele war, den er nicht kannte! O Lisette! das waren selige Zeiten! Und jetzt? ich habe den Zettel genommen, und trage ihn seit dem an meinem Herzen. Es ist seine Schrift; seine Hand hat auf dem Blatte geruht, es ist, ach Gott! es ist ohne dieß das einzige, was ich noch von ihm habe, nachdem List und Boßheit anderer Menschen und mein eigener sträflicher Leichtsinn mich bewogen hatten, ihm Briefe und Portrait zurück zu senden! Ich habe seit dem wieder viel geweint, die Wunden meines Herzens sind wieder alle aufgegangen, und bluten fort. Sieh, meine theure Lisette, ich habe dir wieder nichts als Klagen geschrieben, und ich hatte mir doch vorgenommen, in der Freude über dein Glück dir nichts als frohe Sachen zu schreiben. Vergib deiner schwärmerischen Freundinn, und entziehe mir darum deine Liebe nicht. Grüße mir auch deine künftige Schwägerinn, die liebenswürdige Valsin; sie war so gütig mir zu schreiben, und ich werde ihr nächstens antworten. Du darfst dich glücklich schätzen, dieß schätzbare Weib zu deiner Freundinn und Schwester zu bekommen. Ich weiß gewiß, du wirst sie lieben, und sogar ehren! Lebe wohl!

Drey und sechzigster Brief.

Ludwig Seltig an Ferdinand Blum.

L** den 30. December 1798.

Ungläubiger Mensch! soll ich mich über dich ärgern, oder soll ich dich bedauern? Welche seltsame Verblendung hat deine Sinne umfangen, daß du nichts von allem siehst, was dir Glück bedeutet, und nur, wie ein krächzender Rabe, das traurigste, das finsterste Verhängniß aus allen Begebenheiten prophezeyest, die deinen verdüsterten Blicken erscheinen! Was wirst du aber nun sagen? wirst du nicht beschämt und recht reuig da stehen, wenn ich dir nun mit völliger Gewißheit versichern kann, daß deine so oft von dir verkannte, so oft durch Argwohn gekränkte Leonore dich noch liebt, und vielleicht mit eben der Stärke und Innigkeit, wie in dem Hause ihrer Mutter? Du staunst? du kannst dein Glück nicht begreifen? du zweifelst vielleicht nach deiner übertriebenen Schüchternheit daran, und

mochtest mich gern einer freundschaftlichen Übertreibung zeihen? Nein, Blum! dieses Mahl hat keine Liebe zu dir, keine vorgefaßte günstige Meinung von Leonoren mich geblendet; ich habe sie gar nicht gesehen, nicht gesprochen. Aber ich war auf ein paar Wochen in ***, und meiner Geschäfte wegen bey Schöndorf, wohin ich wohl sonst seit Eleonorens Abwesenheit nicht gegangen wäre. Die jüngere Tochter ist ein herzensgutes Mädchen, das nur, so lange die schimmernde Juliane im Hause herrschte, mit Unrecht übersehen und gering geachtet wurde. Du weißt, daß junge Mädchen, wenn sie nichts weiter sind, als jung und schön, mich gewöhnlich nicht sehr anziehen. Ich wäre also wahrscheinlich eben so fremd gegen sie geblieben, als bey meiner ersten Anwesenheit. Aber es traf sich, daß sie Braut ist, und zwar mit einem jungen verdienstvollen Manne, dem Bruder der Valsin, Seefeld, dessen Wahl ihrem Kopf und Herzen mehr Ehre macht, als die große Welt zu glauben scheint, die von der Heirath eines so reichen Mädchens mit einem jungen Manne, der nichts hat, als einen vortrefflichen Charakter und ein Amt, das nur eben zureicht, eine Frau anständig zu versorgen, mit spöttischem Naserümpfen spricht. Da hatte es ihre Schwester besser getroffen, die

als eine blühende Schönheit von vier und zwanzig Jahren dem Präsidenten Kelm die Hand gab! Der Präsident war nun freylich funfzig Jahre alt, hatte gelebt, die Welt genossen, den größten Theil seines Vermögens verschlaudert, und war mit allen Lastern vertraut, die in der großen Welt zum Tone gehören; aber Juliane wurde Präsidentinn, Gräfinn, hieß künftig Excellenz: und wie konnte man nun noch etwas gegen ihre Wahl einwenden? Diese und ähnliche Anmerkungen hörte ich in ein paar Gesellschaften von allen Seiten, und sie machten mich auf das Mädchen aufmerksam, das den Muth gehabt hatte, allen den Spöttereyen, allen Eingebungen der Eitelkeit, und, wie man sagt, auch allen Hindernissen, die ihr von Mutter und Schwester gemacht wurden, zum Trotz, dem Ausspruche der Vernunft und der Treue zu folgen. So bald ich also zu Schöndorf kam, wendete ich mich gleich an die Braut; und die gewöhnlichen Glückwünsche gaben mir Gelegenheit, sie in ein längeres Gespräch zu verwickeln. Ich fand einen anspruchslosen Charakter, aber auch jene außerordentliche Schüchternheit, jenes Verschlossene und Furchtsame, was lange Unterdrückung und Hintansetzung bey sanften Gemüthern hervor bringt. Es gelang mir endlich, sie etwas vertrauter und

geſprächiger zu machen, und ſie gefiel mir immer beſſer. Endlich fiel das Geſpräch zufällig auf Leonoren. Jetzt entſiegelte die Erinnerung an dieſe geliebte Freundinn und das Bewußtſeyn, mit einem Manne zu reden, der ſie ebenfalls kannte und ſchätzte, ihre Lippen; und ihr Herz ſtrömte über bey der Berührung dieſes uns beyden ſo werthen Gegenſtandes. Wir waren uns von dem Augenblicke an nicht mehr fremd, und ich erfuhr, daß ſie in einem eifrigen Briefwechſel mit Leonoren ſtehe, daß Leonore ſchon in * * * gekränkelt, und daß ihr Zuſtand ſich eher verſchlimmert als gebeſſert habe. Mit inniger Wehmuth, ja beynahe mit Thränen im Auge, erzählte mir das gute Mädchen, wie ihre Freundinn von Tag zu Tag ſchwächer und ſchwermüthiger werde, wie ſie in jedem Briefe vom Sterben ſpräche, aber auch ihren Tod mit einer Geduld, ja mit einer Freudigkeit erwarte, die mich, ſetzte ſie hinzu, faſt zur Verzweiflung bringt. Meine Aufmerkſamkeit wuchs mit jedem Worte, das Liſette ſprach. Ich forſchte leiſe und ohne Zudringlichkeit nach der Quelle dieſer Schwermuth, ich wagte es, von der wahren Urſache ihrer Entfernung aus dem Schöndorfſchen Hauſe zu ſprechen, und ich erfuhr mehr, als ich gedacht und erwartet hatte, mehr,

als die gute Lisette verrathen wollte; und es ward mir nicht schwer, durch allerley verfängliche und überraschende Fragen dem gutherzigen Mädchen alles abzulocken, was ich wissen wollte, und was sie mir, mit aller Treue gegen die Geheimnisse ihrer Freundinn, zu verbergen suchte. Höre nun in kurzen das Resultat unsers Verhörs (so darf ich es wohl nennen), und dann läugne noch, wenn du kannst. Leonore ist seit dem Augenblicke, als sie deinen letzten Brief erhielt, worin du dich von ihr lossagtest, ganz und gar verändert gewesen. Ihre Heiterkeit, ihre Freude an den Unterhaltungen, ja selbst ihre Gesundheit waren erschüttert. Dein Abschied kostete sie eine bedeutende Krankheit, und seit dem hat sie sich nicht mehr erhohlt. Wallner benutzte die Zeit ihrer Schwermuth, um sich näher an sie zu drängen, und ihr zerrissenes Herz, das Theilnahme bedurfte, gab sich seinen Bestrebungen arglöser hin, als sonst geschehen seyn würde. Aber nie, das versicherte mir Lisette heilig, und beynahe mit Unwillen, als ich zu zweifeln schien, nie hat sie Wallnern geliebt. Sie hielt sich für verpflichtet, ihm für seine Liebe dankbar zu seyn, und dann späterhin die Hoffnungen und Ansprüche nicht zu täuschen, die er sich durch sein Betragen in jenem Zeit-

puncte ihrer Leiden auf sie erworben hatte. Immer mit dem Pfeile einer unvergeßlichen und auf ewig zerstörten Liebe im Herzen, ward sie nach und nach kalt gegen alle Freuden, und Wallner, der sich je mehr und mehr in seiner eigentlichen Gestalt zu zeigen anfing, ward ihr immer unerträglicher. Endlich gab der Ball auf dem Lande ihr eine gültige Veranlassung zu einem gänzlichen Bruche, die sie mit inniger Freude ergriff. Wallners Betragen bey der Tafel, seine Unmäßigkeit im Trinken, und die Freyheiten, mit denen er sogar ihr nach dem Souper zu begegnen wagte, rissen den letzten Rest des Schleyers von ihren Augen. Sie sah ihren Liebhaber und ihr künftiges Loos an seiner Seite in ihrem wahren Lichte vor sich. Sie schrieb ihm ein Billet, worin sie ihm den förmlichen Abschied gab, und faßte sogleich den Vorsatz, die große Welt auf immer zu verlassen. Diesen Vorsatz führte sie auch mit großer Standhaftigkeit aus, Trotz den Hindernissen, die ihr von allen Seiten in den Weg gelegt wurden, und reiste endlich im Anfange des Octobers mit ihrem Schwager ab.

Dieses alles, so weit es Leonorens Verhältniß mit Wallnern betrifft, erzählte mir Lisette ohne Rückhalt mit der größten Aufrichtigkeit

und einer Umständlichkeit, die für einen Brief zu groß wäre. Aber über das, was dich betraf, mußte ich ihr das Feld Schritt für Schritt abkämpfen. Endlich erfuhr ich doch noch, daß Leonore auf dem Lande nur in der Erinnerung an ihre erste Liebe lebt, obschon sie dich lange Zeit für verliebt in deine Cousine hielt, und nun nichts anders wünscht, als den Tod. Daß deiner von Lisetten, die ihre Freundinn zärtlich liebt, nicht gar zu ruhmvoll gedacht ward, daß von Vernachlässigung, Flattersinn, unverzeihlichem Betragen u. s. w. gesprochen wurde, wirst du ohne mein Zuthun errathen; und wie viel du von diesen Beschuldigungen verdienst, von wie vielen du dir nur den Schein zuzogst, magst du selbst entscheiden, so wie auch die ferneren Schritte, die du jetzt noch zu thun hast, lediglich von deinem Entschlusse abhängen müssen, den zu bestimmen ich nicht das Geringste thun mag. Du weißt genug, und ich bin glücklich, daß es mir gelungen ist, das alles zu erfahren, und dir mittheilen zu können. Daß ich äußerst neugierig auf deinen nächsten Brief bin, wirst du wohl denken, und ich werde, wie ich meine, dich dieses Mahl nicht zur schnellen Beantwortung anzuspornen brauchen. Adieu.

Vier und sechzigster Brief.

Thereſe Friedberg an ihren Gemahl.

Weidenbach den 9. Jänner 1799.

Mit dir iſt Freude und Frohſinn aus unſerm kleinen Zirkel gewichen, lieber Carl! und wenn du nicht bald zurück kommſt, ſo werden wir alle in Unthätigkeit und langer Weile abſterben, wie Fiſche im Sande. Selbſt die Kinder ſind nicht ſo fröhlich, wie ſonſt, wenn Papa da iſt. Die Stunden, die ſie bey dir zubrachten, werden ihnen nun unerträglich lang, unſere Abende ſind traurig und einförmig, deine Leute am Eiſenhammer arbeiten weder ſo froh, weder ſo fleißig, als wenn du da biſt; kurz, die Seele des Ganzen iſt weg, und niemand fühlt das mehr, als ich. Übrigens ſind wir alle ziemlich geſund, die Geſchäfte gehen leidlich von Statten, die Kinder ſind ganz artig, und lernen nicht übel; aber doch iſt alles nur halb. Es iſt freylich nicht das erſte Mahl, daß du uns verlaſſen haſt; aber es iſt

das erste Mahl, daß wir Armen, die wir alle so ganz, so innig an dir hängen, einer Trennung von langen sechs oder acht Wochen entgegen sehen. Sechs Wochen! Zwey und vierzig Tage! so viele Stunden! ohne dich — den Gemahl, Vater, Freund und Regierer des ganzen Hauses! Welche Ewigkeit!

Unsere gute Leonore bemüht sich, mich zu zerstreuen, und mir zu verbergen, wie sehr auch sie dich überall vermißt. Denn daß du nicht wenig zu ihrer Erheiterung und Beruhigung beygetragen hast, und daß ihr Geist unter dem Mangel dieses Trostes leidet, ist sichtbar. Freylich thut sie sich mir zu Liebe viele Gewalt an, sie redet mehr als sonst, bringt allerley interessante Gespräche auf die Bahn, nimmt Antheil daran, spielt uns recht oft auf dem Clavier, singt auch zuweilen, was sie eigentlich bey ihrer schwachen Gesundheit nicht sollte; kurz, sie strengt alle Kräfte an, um mir meine Einsamkeit erträglich zu machen. Ich fühle das wohl, und rechne es ihr hoch an; denn ich sehe, wie unendlich viel es sie kostet. So bald ich aber anderwärts beschäftiget bin, oder unser kleiner Zirkel zahlreich genug ist, daß sie sich für entbehrlich halten kann, überläßt sie sich ihren trüben Gedanken, ihren traurigen Bemerkungen über ihr Schicksal und

ihrer Furcht — oder Hoffnung sollte ich sagen, denn sie hofft es — den Frühling nicht mehr zu erleben. Du weißt, daß wir beyde, so wie auch der Arzt, sie bey weiten nicht für so entkräftet, so gefährlich krank halten, als sie selbst; aber es ist ihr nicht auszureden, und seit du fort bist, hat diese Stimmung sichtlich zugenommen. Sie wünscht nun einmahl zu sterben, und weil sie wünscht, so hofft sie, und weil sie hofft, so glaubt sie sich weit kränker, als sie ist. Es ist erstaunlich, mit welcher Stärke Blums Andenken, sein Bild in diesem treuen, vom Schicksale zerdrückten Herzen lebt, wie jede Kleinigkeit, sein Nahme, ein Blatt Papier mit irgend einigen unbedeutenden Worten von seiner Hand, das sie unter ihren Schriften findet, eine Erinnerung aus unserer Jugendzeit u. s. w. ihr ganzes Wesen aufregen, und sie in eine Art von leidenschaftlicher Stimmung setzen kann. Zwar muß man hierbey viel auf die Rechnung ihrer erhöhten Reitzbarkeit schreiben; aber was auch die Quelle der Erscheinung ist, so ist es sicher, daß vielleicht noch nie ein Mensch mit solcher Hingebung, solcher Verehrung, solcher Anbethung möchte ich sagen, geliebt worden ist, als der glückliche, undankbare Blum.

Ich kann kühn behaupten, daß sie ihn jetzt, in der Entfernung, von ihm getrennt, ver-

lassen, verkannt und gekränkt, noch weit mehr liebt, als in den ruhigern Zeiten ihrer glücklichen Liebe. Es ist, als hätte dieses sonderbare Verhältniß, das Unrecht, das sie wirklich gegen ihn hatte, und die Erkenntniß, daß er nicht, wie sie einst glaubte, untreu gewesen war, alle Flecken, alle Schatten von dem geliebten Bild abgestreift. Da ist kein Fehler, keine Schwäche, nichts als Tugenden, nichts als Vollkommenheiten; und ich möchte es nicht wieder versuchen, was ich ein paar Mahl sehr zur Unzeit that, diese schwärmerischen Begriffe herabzustimmen. Sie weiß, daß er von dieser reinen hingegebenen Liebe nichts wissen kann, sie glaubt fest, daß er sich auf ewig von ihr getrennt habe, daß sie ihn in ihrem Leben wohl nicht wieder sehen werde; und doch würde sie es für Sünde, ja, ich möchte sagen, für Gotteslästerung halten, wenn sie ihm auch nur einen Gedanken, nur einen kleinen Theil ihres Gefühles entzöge, um ihre Aufmerksamkeit auf einen andern Mann zu richten.

Es sind mir, seit sie hier ist, ein paar Vorschläge, die ganz annehmbar waren, geschehen. Doch das weißt du. Aber auch, seit du weg bist, bin ich von dem Oberamtmanne in Z***g für seinen Sohn um sie angegangen worden. Ich habe es Leonoren gesagt, ich habe sie gebethen,

den jungen Menschen wenigstens zu sehen; umsonst. Ich mußte zuletzt schweigen; denn sie wurde aufgebracht, und solche Erschütterungen schaden ihrer Gesundheit. Wenn du jetzt nach L*** kommst, so suche mit Seltig zu sprechen und zu erfahren, was Blum macht, ob er ihm schreibt, ob er gesund ist, ob er noch an meine Schwester denkt, und ob es nicht möglich wäre, die Mißverständnisse aufzuklären, die diese beyden guten Menschen so grausam getrennt haben. Daß du diesen Auftrag mit aller Klugheit und Schonung ausrichten wirst, welche Leonorens Geschlecht und Lage fordert, ist mir gar nicht bange; und darum empfehle ich dir es nicht. Aber das bedenke, daß du es vielleicht in deiner Hand hast, Leonoren Glück und Leben wieder zu schenken, und mir und dir und uns allen eine theure Verwandte zu retten. Lebe wohl, lieber, bester Mann, und kehre bald zu den Deinen zurück, die dich mit Sehnsucht erwarten!

Fünf und sechzigster Brief.

Thereſe Friedberg an ihren Gemahl.

Weidenbach den 12. Jänner 1799.

Wenn es deine Geſchäfte irgend erlauben, ſo kürze deine Reiſe ſo ſehr ab, als du kannſt, und eile ſchnell zu uns zurück. Ich ſehe wichtigen, und, wie ich hoffe, erfreulichen Ereigniſſen entgegen: aber noch iſt alles unſicher und ſchwankend. Wir haben einen Brief erhalten, ich ſage, wir; denn ob er gleich an mich gerichtet war, ging er mich doch ſicher nicht zur Hälfte an, einen Brief, der auf einmahl Freude und Schrecken, Beſtürzung und Jubel in unſerem Hauſe verbreitete. Denke dir einmahl, lieber Carl, Blum hat geſchrieben! ſein Brief iſt vom zwanzigſten November. Gott weiß, warum er ſo lange unter Weges blieb! Da mögen wohl die Kriegsunruhen Schuld ſeyn. Genug, es war ein Brief von ihm, von unſerem guten, lieben Ferdinand, dem Pathen unſeres Kindes, den ich Trotz aller

Klagen, die ich meiner Schwester wegen über ihn hätte, doch so herzlich liebe; und dieß allein wäre schon hinreichend gewesen, mich zu erfreuen. Und nun erst die Rücksicht auf meine arme Leonore! die Furcht und Hoffnung, was er wohl enthalten möchte! Doch ich muß in Ordnung erzählen.

Gestern Vormittag saß ich mit Leonoren bey der Arbeit; die Kinder liefen ein wenig im Hofe herum, weil der Tag ungewöhnlich heiter war. Da tritt das Mädchen ein und bringt die Briefe, die der Bothe gebracht hat. Ich greife hastig darnach, weil ich einen von dir zu erhalten hoffte; Leonore thut desgleichen. Wir lesen ein paar Aufschriften; sie waren von gleichgültigen Personen. Auf einmahl schreyt Leonore: „Jesus Maria!" Ich sehe sie an; sie wird bleich, dann wieder glühend roth, ihre Hand, mit der sie einen Brief hält, zittert, ihr Athem fliegt. Ich springe auf, um ihr beyzustehen, und frage sie, was ihr ist. „Da, da," ruft sie, ohne mehr sagen zu können, und reicht mir den Brief hin. Es war Blums Schrift, und die Adresse an mich. Ich nehme ihn hastig, um ihn zu erbrechen. „Laß! laß!" ruft sie, und hält mich ab. „Ach Gott! was wird er enthalten?" „Nun so laß mich sehen," antwortete ich, und nahm den Brief

von neuen. „O um Gotteswillen! ich bin sogar nicht vorbereitet.“ „Worauf willst du denn vorbereitet seyn? wir wissen ja noch gar nichts; laß mich erst lesen.“ „Ach, er ist sicher verheirathet, und gibt dir Nachricht davon.“ „Was für Einbildungen! laß mich nur lesen!“ „In meiner Gegenwart nicht,“ rief sie hastig und sprang auf, und ging in ein Nebenzimmer. Ich erbrach den Brief. O lieber Carl! welch ein lieber angenehmer Inhalt! Aus jeder Zeile sprach sein gutes, freundschaftliches Herz. Der Geburtstag seines Pathen, unsers Ferdinands, hatte ihm zur Einleitung gedient, um nach so langer Zeit den Faden unserer Verhältnisse wieder anzuknüpfen. Er erkundigte sich nach dir, nach mir, nach allen unsern Kleinen, unsern Geschäften u. s. w. Nachdem er lange genug, gleich der Katze um den Brey, wie das Sprichwort sagt, herumgeschlichen war, kommt er auf das, weßwegen eigentlich, wie ich gar wohl merke, der ganze Brief geschrieben war, auf meine Schwester. Er schreibt, daß er mit großer Bestürzung vernommen habe, daß sie immer kränkle, und er bittet mich, doch über diesen Punct, der ihm als einem alten Bekannten und Jugendfreunde gewiß wichtig seyn muß, aufrichtige und ausführliche Nachricht zu geben. Ich hätte dir den Brief beygeschlossen — aber

du kannst wohl denken, daß man ihn mir nicht ließ — damit du sehen könntest, wie sonderbar, wie widersprechend, wie anscheinend kalt, künstlich, und doch so verrätherisch der Brief geschrieben ist. Der gute Ferdinand will fein seyn, er will sich nicht verrathen, er will nicht sagen, daß ihm Leonorens Wohl am Herzen liegt, er will auch nicht gestehen, daß er nichts weniger als glücklich ist; und doch guckt dieß Gefühl aus jedem Worte hervor. Ich hatte nun gelesen, und rief Leonoren. Sie kam; ich sah, daß sie sich Mühe gegeben hatte, Fassung zu erkünsteln, und mit bleichem Munde sagte sie halblächelnd: „Nun, was werd' ich hören?" „Recht viel Schönes," antwortete ich. Vielleicht mochte mein Auge ihr Gutes verkündet haben; sie lächelte jetzt aufrichtiger. Ich las, sie hörte mit gespannter Aufmerksamkeit zu; aber sie sah nicht in den Brief. Als ich ihren Nahmen aussprach, ergoß sich eine glühende Röthe über ihr Gesicht, und ich bemerkte, daß sie sich am Tische hielt, um nicht zu schwanken. Ich las noch einige Zeilen. Jetzt trat sie schnell hinter mich, und sah mir über die Schulter in den Brief; aber auf einmahl riß sie ihn mir mit einer Hast, die ich lange nicht an ihr gesehen hatte, aus der Hand, und eilte damit aus dem Zimmer. Nach einer star-

ken Viertelstunde, während welcher mich meine Neugierde heftig plagte, und mich mehr als einmahl verführen wollte, hinaus zu gehen und zu sehen, was sie mache, kam sie endlich herein. Ich sah an ihren Augen, daß sie geweint hatte; sonst aber schien sie ruhig. Ich sprang ihr entgegen. „Nun, was sagst du zu dem Briefe, liebe Schwester? ist er nicht ganz allerliebst?" „Wie man's nimmt," antwortete sie mit einer Ruhe und Wehmuth, die mich in Erstaunen setzte. „Der Brief ist freundschaftlich gegen dich, gegen uns alle. Es ist die Erinnerung eines alten Freundes an seine Jugendgefährten, es spricht ein theilnehmend warmes Herz aus jeder Zeile; sonst aber habe ich nichts darin gefunden." Kurz, sie hatte so oft gelesen, erwogen und wieder gelesen, bis sie endlich herausbrachte, daß der Brief gar keinen Bezug auf sie haben könnte, als in so weit er sich um ihre Gesundheit erkundige, daß sie gar keine Ursache fände, nur den geringsten Schein von Hoffnung zu sehen, daß nichts natürlicher sey, als daß Blum, bey Gelegenheit des Geburtstages seines Pathen, sich seiner und unser aller in Freundschaft erinnert habe. Das war es nun alles. Ich mochte ihr sagen, was ich wollte, sie auf den Ton der Rührung und Schwermuth aufmerksam machen, der so

deutlich in diesem Briefe herrschte, ihr die widersprechenden Ausdrücke zeigen, die er enthielt, und die klar beweisen, daß er es nicht zu gestehen wage, was wirklich in seinem Herzen vorgeht: sie glaubt oder scheint wenigstens nichts zu glauben, als daß er auf der Rückreise ist; und das erfüllt sie abwechselnd mit Freude und Trauer. Ich habe ihr den Brief aufgedrungen; denn sie weigerte sich eine Weile, ihn zu nehmen, wie sehr sie auch ihn zu besitzen gewünscht hatte, und wie sichtlich Stolz, Scheu und Verlangen in ihr kämpften. Wohl zwanzig Mahl hatte sie ihn vom Tische genommen, besehen, entfaltet, hineingeblickt, wieder hingelegt u. s. w.; und ich konnte wohl bemerken, daß ihre Blicke nur auf die Seite fielen, wo von ihr die Rede war. Jetzt hat sie ihn; und wie viel Thränen schon darauf geflossen seyn mögen mag ich gar nicht berechnen. Seit dem ist sie ganz sonderbar, bald ruhig, bald heftig; doch redet sie wenig von ihrem Gemüthszustande, und scheint überhaupt heimlich und still, doch im Ganzen heiterer, als sonst. Ich lasse sie gewähren, kann aber auch meinerseits nicht in meine gewohnte Fassung kommen; denn die Gedanken über alle die Möglichkeiten und Wahrscheinlichkeiten, welche nun erfolgen könnten, gehen mir beständig im Kopfe

herum, und der Brief kommt mir vor, wie ein Comet, der plötzlich am Himmel erscheint, und die armen Menschenkinder mit Furcht und Hoffnung, Schrecken und Erwartung der Dinge, die da kommen sollten, erfüllt. Und doch ist nichts anders zu thun, als geduldig zu warten. Aber du würdest mir, und, wie ich glaube, auch Leonoren, die so viel auf dein Urtheil baut, einen großen Gefallen thun, wenn du kämest, und unseren Gedanken, Wünschen und Erwartungen durch deine ruhige Ansicht der Dinge eine bestimmte Richtung gäbest. Leb' wohl!

Sechs und sechzigster Brief.

Leonore v. Brandner an Lisette v. Schöndorf.

Weidenbach den 15. Jänner 1799.

Was soll ich sagen? Lisette! Wie soll ich dir schreiben, was in meinem Innern vorgeht? Ach, es wäre vergeblich, dir ein Bild meiner Seele zu entwerfen, welche alle Augenblicke, wie der Chamäleon, Gestalt und Farbe ändert! Du wirst alles begreifen, wenn ich dir sage, daß Blum geschrieben hat, an meine Schwester, zum Geburtstage seines Pathen. Er erinnert sich seiner alten Freunde mit liebevoller Theilnahme — Lisette! er gedenkt auch meiner. Er hat fast die Hälfte des Briefes von mir und über mich geschrieben, ob ich krank bin? daß es ihn sehr schmerzen würde — doch ich will dir die Stelle wörtlich hersetzen. Nachdem er sich mit warmer kindlicher Herzlichkeit nach allen, auch den kleinsten Familienverhältnissen erkundiget hat, nach dem Befinden aller Kinder, die er nahmentlich nennt, — schreibt

er endlich: „Eine Frage habe ich zu thun, die meinem Her (das war mühsam ausgestrichen, und dafür mir gesetzt) sehr wichtig ist. Ich weiß aus Briefen von ***, daß Fräulein Eleonore jetzt bey Ihnen auf dem Lande lebt, und diese Nachricht hat mir sehr viele Freude gemacht; aber ich habe auch gehört, daß sie kränkelt, daß ihre Gesundheit sichtlich abnehmen soll. O meine Freundinn! geben Sie mir hierüber beruhigende Auskunft! An Sie wende ich mich; denn Sie müssen es am besten wissen, und das Schwesterherz wird nach seinen Gefühlen auf die Gefühle des alten Bekannten und Jugendgespielen schließen und urtheilen können, wie unaussprechlich (dieß war wieder ausgestrichen, und ungemein gesetzt) werth mir eine wahre zuverlässige Nachricht über diesen Punct seyn muß. Schreiben Sie mir aufrichtig — schreiben Sie mir alles! O das Schlimmste, was Sie mir melden können, ist gewiß nicht so arg, als das, was meine düstere Phantasie mir oft in trüben Stunden vormahlt! Lebt sie noch? Haben Sie Hoffnung für ihre Genesung? Was ist eigentlich ihre Krankheit? welchen Arzt hat sie? was braucht sie für Arzneyen? Diese und noch tausend andere Fragen, die ich an Sie hätte, und die Ihnen alle zu schreiben, Ihre Geduld mißbrauchen hieße, möchte ich Ih-

nen gern so angelegentlich, so recht dringend an's Herz legen, und Sie bitten, Sie bey der Freundschaft unserer Kinderjahre und unsers reifern Alters beschwören, mir alle mit der möglichsten Treue und Ausführlichkeit zu beantworten. Meine lange und innige Bekanntschaft mit ihrem Hause, und die vorzügliche Achtung und Theilnahme, welche mich stets an dasselbe band, werden Ihnen Bürge seyn, daß alles, was Sie mir schreiben können und wollen, mir sehr werth, sehr wichtig seyn wird, u. s. w."

Sieh, Liserte, das hat er geschrieben; und ich weiß nicht, woher ich die Ruhe nahm, dir diesen Brief und diese Stelle, die mein ganzes Wesen, so oft ich sie ansehe, im Innersten gewaltsam aufregt, mit Treue und Gelassenheit abzuschreiben. Was soll ich denken? was soll ich fürchten? was soll ich hoffen? Meine Schwester will mich bereden, daß sichtlich aus allem, was er schreibt, und wie er schreibt, warme Liebe heraus blicke, daß er sich aber bemühe, dieß zu verbergen, und bloß freundschaftliche Theilnahme zu zeigen, und daß eben dieser Widerstreit seine Gefühle und seiner Überlegung mir Bürge für die Stärke und Innigkeit seiner Liebe seyn könnte, die nach so langer Trennung, so viel widrigen Schicksalen noch jetzt seiner Überzeugung zum

Trotz in seiner Brust lebe. Lisette! sie behauptet, daß die ausgestrichenen Worte, die wir mit Mühe durch's Fenster lasen, ihrer Meinung viel Gewicht gäben. „Es scheint," sagt sie, „sein Herz habe lauter gesprochen, als seine Vernunft billigen konnte, und so löschte er die verrätherischen Worte aus, und setzte kältere an ihre Stelle." Auch in dem schwermüthigen Tone, der in dem ganzen Briefe herrscht, will Thérese Gründe für ihre Behauptung finden, und vor allem in der Stelle, wo er so ängstliche Zweifel und so viele düstere Besorgnisse über mein Leben äußert.

Ach Lisette! wenn sie mir das alles schmeichelnd vorstellt, mein Herz, das so lange zu hoffen verlernt hat, wieder mit süßen Bildern erfüllt, wenn sie mit zauberischer Hand die schöne Vergangenheit an eine schöne Zukunft bindet, und die kalte düstere Gegenwart verschwinden läßt, dann ist mir oft, als sollte, als könnte ich ihr glauben; meine Brust öffnet sich tausend beruhigenden Gefühlen, es ist mir, als könnte ich noch glücklich werden. Das Leben wird mir wieder lieb. Ich verlange nicht mehr, ja ich fürchte dann zu sterben, und wünsche sehnlich, daß es möglich sey, meine Krankheit zu heilen. Aber diese schönen Augenblicke dauern nicht lange. Wenn ich den Brief übersehe, alle Worte genau erwä-

ge, und mit seinem Charakter, seiner mir so lange bekannten Denkart vergleiche, dann finde ich wenig Tröstliches. Er ist anhänglich; sein Herz liebt und ehrt alte Verhältnisse, selbst wenn sie aufgehört haben, und es ist ihm wohl in alten Gewohnheiten, die eine große Macht über ihn ausüben. Ich habe tausend Mahl gesehen, daß auch leblose Sachen ihm werth wurden, bloß weil er sie lange hatte. Er konnte es nicht wohl leiden, wenn wir in meiner Mutter Haus eine andere Eintheilung der Zimmer oder eine Veränderung mit den Meublen treffen wollten. So wie er die Zimmer, die Plätze im Hause als Kind gesehen hatte, wollte er sie als Jüngling noch haben, und es war, als nähme man ihm eine süße Erinnerung und alte Freunde, wenn man einen Schrank oder Tisch, bey dem er als Kind froh gespielt hatte, wo anders hinsetzte. So ist sein Herz auch gegen Personen gestimmt. Er kennt mich lange, er hat mich einst sehr — ach Lisette! ich kann wohl sagen, sehr geliebt. Das hat nun freylich aufgehört, er liebt mich nicht mehr, er hat mich vernachlässigt, es herrscht vielleicht eine Andere in seiner Seele; aber dennoch erinnert er sich mit Wohlwollen an seine Jugendgespielinn, er nimmt Antheil an ihrem trüben Schicksale, und äußert die freundschaftliche Sorge für ihr Wohl,

die sein Herz wirklich empfindet. Sieh, das ist's alles, und nichts anderes kann ich in dem Briefe finden. Die ausgestrichenen Worte entschlüpften ihm bloß wie Redensarten; man sagt gemeiniglich aus Artigkeit um ein paar Grade mehr, als man fühlt, so wie man unendlich erfreut ist, jemand zu sehen, der einem sehr gleichgültig ist, wie man sich den gehorsamsten Diener von Personen nennt, für die man nicht über die Treppe gehen möchte. Aber er hat auch diese hyperbolischen Ausdrücke zurück genommen, weil sein Zartgefühl ihm sagte, daß sie in dem Verhältnisse, worin wir jetzt stehen, zu unangenehmen Mißverständnissen Anlaß geben könnten; und mein Herz dankt ihm für diese Schonung. Daß er übrigens schwermüthig zu seyn scheint, kann wohl Wirkung der Engländischen Luft auf sein ohne dieß nicht lebhaftes Temperament seyn. So erkläre ich mir den Brief und Ferdinands Stimmung; und so lange mir niemand die Unwahrscheinlichkeit meiner Ansicht beweisen, oder offenbar das Gegentheil zeigen kann, werde ich diese Erklärungsart nicht aufgeben, weil ich sie der Vernunft, den Umständen, Ferdinands Charakter und — meiner Ruhe am angemessensten finde. Ich habe darüber mit Theresen gesprochen, sie ist nicht meiner Meinung, und nun bin

ich meistens stille; denn überzeugen kann ich sie so wenig, als sie mich, und ich habe zu viel mit meinem rebellischen Herzen zu thun, bis ich es wieder in die stille, geduldige Fassung bringe, aus der mich der geliebte, unselige Brief riß, um mich mit Theresen in den schmeichlerischen, verführerischen Streit einzulassen. O meine Lisette! was wird noch aus mir werden, wenn nicht der Tod bald die verschlungenen Knoten meines Schicksales löset? Wenn er zurück kommt, bald, nächstens vielleicht, wenn er wieder in *** seyn wird, in der Nähe von so vielen liebenswürdigen Mädchen, durch keine ältern Ansprüche gestört, reich und unabhängig: was kann, was wird ihn hindern, Einer von ihnen seine Hand zu biethen? Sie wird sie mit tausend Freuden annehmen; ich werde in meiner abgeschiedenen Einsamkeit die Nachricht hören, und ich werde für ihn bethen, daß er recht glücklich seyn möchte, so glücklich, als ich mich bestrebt haben würde, ihn zu machen. Aber ich werde eben so inbrünstig bethen, daß der freundliche Genius dann bald, recht bald die Fackel senken möchte, die doch nur ein Leben voll Jammer beleuchtet. Leb' wohl! mein Herz ist zu beklommen, ich kann nicht mehr schreiben. Leb' wohl!

Sieben und sechzigster Brief.

Ferdinand Blum an Ludwig Seltig.

* * * den 18. Februar 1799.

Wo bin ich gewesen? Ludwig! und was habe ich erfahren? Wird mir Leonore je verzeihen können? Ach, ich habe sie unaussprechlich beleidiget! Meine Schuld steht in Riesengröße vor mir, ich mache mir selbst Vorwürfe; und doch bin ich glücklich, doch ist ein seliges Gefühl über mein ganzes Wesen verbreitet, und ich möchte sagen, daß ich in Wonne schwimme, indeß die Reue mich mit Schlangengeißeln züchtiget. Höre denn die Geschichte dieser letzten Tage! Ich bin bey der Valsin gewesen, Ludwig, und ich bin mit inniger Achtung von dieser Frau geschieden, die ich sonst immer um so mehr verachtete, je mehr ich ihren mannigfaltigen Vorzügen Gerechtigkeit widerfahren lassen mußte. Ist es nicht zu beklagen, wenn mißverstandene Erziehung, ungünstige Umstände und Verführung einem Weibe, das von der Na-

tur bestimmt war, eines der edelsten und liebenswürdigsten Wesen zu werden, eine so falsche Richtung gaben, daß sie zu dem Trosse der eitlen verächtlichen Geschöpfe herabzusinken scheint, und höchstens auf Nachsicht, nie aber auf die Achtung besserer Menschen Anspruch machen darf?

Dein letzter Brief, und noch mehr deine Worte, als ich in L** an deine Brust sank, als du mich so brüderlich, so theilnehmend beruhigtest, und mir die unbesonnenen Ausdrücke meines letzten Briefes so gütig vergabst, hatten bereits Leonorens Unschuld in meinem Geiste verklärt, und mir zugleich meine eigene Strafbarkeit nur zu deutlich bewiesen. Ich war fest entschlossen, zu ihr zu eilen; und hätten nicht unausweichliche Geschäfte mich nach *** gefordert, ich hätte von L** aus an Theresen geschrieben, sie um Erlaubniß gebethen, Leonoren zu sehen, und sie ersucht, ihre Schwester auf meine Reue vorzubereiten. Dann wäre ich meinem Briefe nachgeeilt, und jetzt, Ludwig, jetzt wäre ich vielleicht schon glücklich. Aber ich mußte nach ***. So bald ich konnte, eilte ich zu Schöndorf. Die Mutter empfing mich sehr kalt, darauf war ich vorbereitet, und kümmerte mich nicht darum; denn mein Besuch galt nur Lisetten. Ich fragte nach ihr; sie kam. Ihr Empfang gab mir Hoffnung: sie erröthete,

als sie mich sah, und ihr Betragen verrieth ein Gemisch von Unwillen und Freude, woraus mein Herz sich tausend willkommene Vorstellungen zusammensetzte. Es gelang mir, sie allein zu sprechen. Ich sagte ihr alles, was ich von meiner Schwester wußte, und was mein Herz empfand; ich bath sie, mir mit aller Treue und ohne alle Schonung zu sagen, wie es Leonoren gehe, und wie sie gegen mich gesinnt sey. Sie weigerte sich lange. Endlich erfuhr ich, daß Leonore sich jetzt besser befände, als vor einiger Zeit, daß sie aber, im Ganzen genommen, nie so schlimm gewesen sey, als sie selbst gedacht, oder vielmehr gehofft hatte, daß Therese, bey der Lisette sich ein paar Mahl ohne Leonorens Vorwissen um ihren wahren Zustand erkundiget habe, ihr viel bessere Hoffnungen gegeben habe, und daß sie nicht zweifle, da Leonorens Zustand theils Folge der ungewohnten Lebensart bey Lisettens Ältern, theils Gemüthskrankheit gewesen sey, daß Landluft, Ruhe und Einsamkeit, besonders aber der künftige Frühling viel zu ihrer Wiederherstellung thun würden. Über Leonorens Gesinnungen aber beobachtete sie ein unverletzliches Schweigen; denn ich war nicht so geschickt, wie du, oder nicht unbefangen genug, um ihr etwas abzufragen, bis ich ihr endlich sagte, daß ich nach Weidenbach

wollte, daß ich Leonoren sehen, und entweder ihre Verzeihung oder meine ewige Verbannung aus ihrem Munde hören müßte, daß ich mein Unrecht ganz fühle und bereit sey, alles zu thun und zu leiden, um Leonoren Genugthuung zu geben. Jetzt löste sich die spröde Rinde, welche Liebe zu Leonoren, Unwillen über mich, und Weiblichkeit um das Herz des guten Mädchens gezogen hatten. Die Wärme, die unverstellte Reue, mit der ich sprach, die Thränen, die unwillkürlich meine Augen schwellten, rissen sie hin — die ihrigen fingen an heftig zu fließen. „O lieber Blum!" rief sie aus, „Gottlob, daß Sie so denken! O nun wird meine Leonore wieder glücklich werden! Ich darf es Ihnen sagen, sie liebt Sie, Blum! sie hat nie aufgehört, Sie zu lieben, selbst dann nicht, als sie in Ihren und der ganzen Welt Augen Wallners Geliebte und Braut hieß. Ihr Abschiedsbrief hatte ihr das Herz gebrochen; und seit jenem Augenblicke hat ihre Gesundheit, und ihre Heiterkeit immer mehr abgenommen, bis sie endlich dahin gekommen ist, daß ihre Freunde für ihr Leben zittern mußten." Hier verdoppelten sich Lisettens Thränen. In dem Augenblicke trat Seefeld, Lisettens Bräutigam ein. Er schien erstaunt und sehr betroffen, seine Braut und einen jungen Mann, den er nicht sogleich

erkannte, Hand in Hand (denn ich hielt die ihrigen, seit sie sprach), und beyde in Thränen am Fenster stehen zu sehen. Lisette blickte auf, und sprang auf Seefeld zu. „Es ist Blum," rief sie, „der Jugendfreund meines Lorchens! Das ist mein Bräutigam!" setzte sie mit hoher Röthe hinzu; „doch ich glaube, Sie kennen sich ja schon seit dem vorigen Winter?"

Wir begrüßten uns freundschaftlich; und nun fing Lisette mit einer Geschwätzigkeit und Munterkeit, die mir an dem sonst so stillen, furchtsamen Mädchen eine völlig neue Erscheinung war, an, ihren Bräutigam von allem zu unterrichten, und ich erstaunte über das Zartgefühl, mit dem sie jeden Umstand verschwieg, der mir oder ihrer abwesenden Freundinn eine Schamröthe hätte kosten müssen. Am Ende der Erzählung umarmte mich Seefeld herzlich, und wünschte, daß ich bald eben so glücklich seyn möchte, als er. Der junge Mann gefällt mir außerordentlich, und Lisette hat, seit dem ich sie und den Mann ihrer Wahl kenne, unendlich in meiner Achtung gewonnen. Wir schieden als Freunde von einander.

Am andern Morgen, nähmlich heute, erhielt ich zu meinem größten Erstaunen einen Zettel von der Frau v. Balsin, worin sie mich in sehr artigen

Ausdrücken um halb ein Uhr zu sich beschied, weil sie nothwendig mit mir zu sprechen hätte. Ich konnte nicht begreifen, was sie mir zu sagen haben könnte, oder wie ich zu der Ehre käme, von ihr eingeladen zu werden, und ging voll Gedanken über alle die Möglichkeiten, welche diesen Besuch veranlaßten, zu ihr. Sie empfing mich äußerst artig, und mit einem Ausdrucke von Theilnahme und Achtung, welcher sie noch anziehender machte. Nach einigen gleichgültigen Gesprächen und Entschuldigungen, daß sie mich zu sich genöthigt habe, fing sie an, von meinen Verhältnissen mit Leonoren zu sprechen, und ich erfuhr nun Dinge, die ich noch jetzt kaum begreifen kann.

Leonore hatte ihr bey ihrer ersten Bekanntschaft lebhaftes Interesse eingeflößet, und das Verlangen in ihr erregt, sich innig an diese liebliche und in der großen Welt so seltene Erscheinung anzuschließen. Aber Leonore schien nicht dasselbe für sie zu fühlen; und so sehr sich auch ihr Geist in dem Umgange der Valsin und dem Zirkel, der sich bey ihr versammelte, zu gefallen schien, so blieb doch ihr Herz immer zurückhaltend und kalt. Dieß war die Ursache, warum die Valsin nie den eigentlichen Zustand ihres Gemüthes erfuhr, und sich kein Bedenken mach-

te, Wallners Bewerbungen zu unterstützen, da sie über dieß Wallnern viele Verbindlichkeiten hatte. So ging alles seinen Gang, bis zu der Scene auf dem Balle, die ich durch dich erfuhr. Hier öffnete Leonorens Betragen ihr auf einmahl die Augen über die wahre Denkart des Mädchens; „und so sehr," setzte sie mit der achtungswerthesten Aufrichtigkeit und einer edlen Selbstverläugnung hinzu, „so sehr mich Leonorens Betragen kränkte, da es einen schonungslosen Tadel des meinigen enthielt, so bitter ich mich im Anfange über sie beschwerte, so mußte ich doch später, nachdem ich die Sachen aus einem richtigeren Gesichtspuncte betrachtete, gestehen, daß sie vollkommen Recht hatte. Glauben Sie nicht, lieber Blum," setzte sie mit leichtem Erröthen hinzu, „daß der Ton, der damahls in unserer Gesellschaft herrschte, und der Leonoren so tief empörte, nicht auch mein Gefühl beleidigt hätte; aber es waren Personen zugegen, deren Scherzen Einhalt zu thun, ein eben so vergebliches als thörichtes Unternehmen gewesen seyn würde. Sie wissen, es gibt Lagen, wo man nicht alles kann, was man will, und für Recht hält. Ich habe hierüber bereits mit Leonoren gesprochen, und ich hoffe, sie denkt jetzt von mir, wie ich es wünsche. Aber das ist

noch nicht alles," rief sie lebhaft, als ich in der Meinung, ihre Erzählung sey zu Ende, ihre Hand mit warmer Achtung küßte, und von meinem Danke gegen sie sprechen wollte, „ich habe Ihnen noch mehr und wichtigere Dinge zu sagen. Und das ist die eigentliche Ursache, warum ich Sie zu mir bitten ließ. Es ist nothwendig, daß Sie alles erfahren." Sie erzählte mir nun, daß sie ganz unumstößlich überzeugt worden sey, daß man es darauf angelegt habe, mich und Leonoren zu entzweyen, daß man andere Absichten mit ihr und mit mir gehabt, und alles gethan habe, um jede Erklärung zwischen uns zu verhindern, und Leonoren in meinen, und mich in Leonorens Augen strafbar und treulos scheinen zu machen, daß man deßhalb meine Cousine mit in's Spiel gezogen habe, die aber nichts weiter gewesen sey, als ein blindes Werkzeug in fremder Hand, und selbst durch Hoffnungen getäuscht worden wäre, die man nie im Sinne hatte, zu erfüllen. Ich drang in sie, sich näher zu erklären; aber sie blieb bey der ersten Weigerung, und ich mußte zuletzt fortgehen, ohne irgend etwas Näheres zu erfahren. Doch schied ich mit einer ungleich besseren Meinung von dieser Frau, als die war, mit der ich kam. Zu Mittag war ich bey meiner Schwester gebethen. Du weißt,

ich achte alle ihre guten Eigenſchaften, ihre immer gleiche Laune, ihre Häuslichkeit, ihre Liebe zur Ordnung, die kluge Einſchränkung und Leitung ihrer Wirthſchaft, die es ihr möglich macht, bey ziemlich mäßigen Einkünften ihr Haus auf einen ganz anſtändigen Fuß zu erhalten; aber ſympathiſiret haben wir nie, und ſo iſt es auch noch. Sie empfing mich mit unverſtellter Freude, aber indem ſie mich in ihre Arme ſchloß, und tauſend Fragen an mich zu haben ſchien, riß ſie ſich auf einmahl los und eilte zur Thür hinaus, um der Magd etwas zu ſagen, was ſie am Abende eben ſo gut hätte erfahren können. Der Empfang kühlte mich ein wenig ab; aber ich bin deßgleichen ſchon von ihr gewohnt, und ließ es hingehen. Endlich kam ſie wieder, und nun ging's an ein Erzählen aller Neuigkeiten, Heirathen, Todesfälle, Kindbetten u. ſ. w. in ihrer Bekanntſchaft und beynahe in der ganzen Stadt. Mit unter kam ſie auf eine Geſchichte, die zwiſchen der Valſin und Julianen vorgefallen, und die Veranlaſſung zu einer offenbaren Feindſchaft zwiſchen ihnen geweſen ſeyn ſoll. Es iſt eine lächerliche Geſchichte, die Julianen wenig Ehre macht, aber glücklicher Weiſe Liſettens Glück gründete, indem ihr Vater dadurch vermocht wurde, früher, als er ſelbſt wollte, in

ihre Verbindung mit Seefeld zu willigen. Nachdem ich endlich die Läſterchronik der ganzen Stadt angehöret hatte, kam meine Schweſter auch auf meine Angelegenheiten, und redete ſo lange, ſo neugierig herum, bis ich deutlich ſah, ſie halte mich für verliebt in meine Couſine, und meine unvermuthete Zurückkunft ſey eine Folge meiner großen Sehnſucht nach Babetten. Ich verſicherte meine Schweſter, daß ich nie einen ſolchen Gedanken gehabt hätte; und es entſtand nun ein ziemlich lebhafter Wortwechſel darüber unter uns, beſonders da ſie mich entſchloſſen fand, ohne alle Rückſicht auf dieſe Verhältniſſe, zu Leonoren zu eilen, und meine alten Bande wieder anzuknüpfen. In der Hitze des Streits erfuhr ich Dinge, welche meine Schweſter bey kaltem Blute mir vielleicht nie geſagt hätte, die mir aber eine vollkommen klare Anſicht aller der Intriguen und Ränke geben, welche das vorige Jahr von allen Seiten geſpielt wurden, um Leonoren und mich zu trennen. Ich erfuhr, daß Juliane ſich lebhaft um Babettens Abſichten intereſſirt, daß ſie Wallners Bewerbung um Leonoren unterſtützt habe, um unſere Verbindung deſto gewiſſer zu löſen, daß ſie alles angewandt habe, um mir, wie meine Schweſter ſich ausdrückte, die Augen über Leonorens wahre Stimmung zu

öffnen, um mir ihren Leichtsinn, ihren Wankelmuth recht in's Licht zu setzen u. s. w. Welches Gewebe von Bosheiten, Kunstgriffen und niedern Absichten! Wenn ich nun noch das, was mir die Valsin über die geheimen Plane einer ungenannten Person, von welcher Babette nur ein blindes Werkzeug war, wenn ich gewisse Bemerkungen über Julianens Betragen gegen mich zusammen halte, dann, Ludwig, steht Leonorens Unschuld in ihrem hellsten Lichte vor mir. Aber eben so achtungswerth erscheint die Denkungsart der edlen Valsin, die mit so vielem Zartgefühle sich weigerte, mir Julianen, von der sie so sehr beleidigt war, zu nennen. Ich sehe nun, daß Leonore und ich hintergangen, und zu Fehltritten hingerissen worden sind; nur daß die ihrigen aus allzu großer Güte, aus ihrer sehr verzeihlichen Unbekanntschaft mit den Menschen entsprangen, während ich, der Ältere, der Erfahrnere, der ihr zum Rathgeber, zum Freunde, zur Stütze hätte dienen sollen, von unverzeihlicher Eifersucht verblendet, von rastloser Leidenschaft betäubt, alles vergaß, was ich einst so sehr, und mit so viel Grund an Leonoren geschätzt und geliebt hatte. Ja, ich bin der Strafbare, ich erkenne es, Ludwig! aber doch bin ich selig; denn sie liebt mich noch, und ich werde sie wieder sehen, sie

wird mir verzeihen, die zarte Blüthe wird sich am wärmenden Strahle der Liebe, unter der treuen Pflege der innigsten Zärtlichkeit wieder erhohlen, wir werden glücklich seyn, und dein, dein, theurer Ludwig, ist der größte Antheil an diesem Glücke! Leb' wohl! ich eile Thereſen zu schreiben, um sie auf meinen Besuch vorzubereiten.

Acht und sechzigster Brief.

Die Gräfinn Juliane von Kelm an Madame Hortense Desencay.

*** den 20. Februar 1799

Seit zehn Monathen bin ich vermählt, und dieß ist der erste Brief, den ich an meine einzige Freundinn in der Welt schreibe. Hortense! Sie kennen mich, ich bin nicht fähig zu vergessen, wen ich einst liebte; und daß mein Glück, daß meine Freuden mich nicht zerstreuen konnten, dafür wird Ihnen die Art, wie meine Verbindung mit dem Grafen geschlossen wurde, Bürge seyn. Ich war sehr unglücklich. Diese bodenlose Tiefe des häuslichen Elends hatte ich mir bey allen düstern Vorstellungen davon doch nicht gedacht. Ich war auf dem Puncte mich scheiden zu lassen; ich hätte es auch gethan, wenn nicht eine wohl überlegte Nachgiebigkeit von Seite des Grafen Kelm noch eben zur rechten Zeit mich von der Nothwendigkeit dieses traurigen Schrittes be-

freyet hätte. Seine ökonomischen Umstände waren ganz zerrüttet, und eine feile Creatur, deren Existenz man mir künstlich genug zu verbergen gewußt hatte, während Graf Kelm sich um mich bewarb, und die er, sobald wir vermählt waren, unter dem Titel einer Haushälterinn, eigentlich aber als seine Buhldirne, als meine Aufseherinn, als meine erklärte offenbare Feindinn in's Haus nahm, vollendete das Maß meiner häuslichen Leiden. Daß die Welt nur so viel davon erfuhr, als ich nicht verbergen konnte, werden Sie sich wohl vorstellen können, und es bestand ein großer Theil meiner Beruhigung darin, zu denken, wie schrecklich auch meine Lage ist, so ahndet doch die Welt nicht den zehnten Theil davon.

Die Gläubiger wurden immer dringender, der Übermuth jener Person immer empörender, ihr Aufwand überstieg alle meine gerechten Forderungen; der Verlust unsers Vermögens, meines Ansehens und der Ehre des mir angetrauten Mannes waren unausbleiblich. Nur eine Scheidung oder ein kühn gewagter Schritt konnte mich retten. Ich that diesen, und er gelang über meine Erwartung. All mein Geschmeide wurde das Opfer dieses Entschlusses, und selbst der Credit meines Vaters mußte in Anspruch genommen werden. Endlich waren die Gläubiger befriedigt,

Madame Hellmann aus dem Hause entfernt, (dieß war die unerläßliche Bedingung, unter welcher ich mich zu jenem Opfer verstand) und mir das unumschränkte Regiment in unserm Hauswesen übergeben. Das war's, was ich wollte. Ob der Graf Kelm diese Person noch besucht, ob er sie liebt, ist mir ganz gleichgültig; genug, meine und seine Ehre ist gerettet.

Sonst geht mein Leben so freuden- so gehaltlos hin, wie immer, ewig derselbe ermüdende Zirkel von Besuchen, Gesellschaften und schalem Geschwätze, ewig dieselbe lange Weile, derselbe Ekel und Überdruß, der mich allenthalben verfolgt. Wozu bin ich in der Welt? was ist der Zweck meines Daseyns? So frage ich mich oft, und mit halber Verzweiflung antwortet mir eine Stimme in meinem Innern: Zu nichts und wieder nichts. Das ist der Ausspruch meines eisernen Schicksales! So ist das Loos über mich geworfen. Noch hat nie einer meiner Plane gelungen. Noch ist mir keine Hoffnung erfüllt, kein Wunsch, so lang ich lebe — und mich dünkt, ich lebe lange, sehr lange, ob ich gleich nicht fünf und zwanzig Jahre zähle — befriedigt worden.

Meine Schwester heirathet nun auch. Eine Narren- — eine lächerliche Romanenheirath! Sie werden in einer Hütte leben, und sich alles seyn.

Die Thoren! die Wahnſinnigen! aber dennoch ſind ſie glücklich in ihrem magiſchen Taumel — und ich — ich bin elend, und möchte alle meine bitteren Erkenntniſſe, alle meine theuer erkauften Erfahrungen, alle Stärke meiner Vernunft willig hingeben, um nur Einen Theil dieſer Beſchränktheit zu erkaufen, in der ſie ſich glücklich fühlen, wie die Kinder, mit den armſeligſten Kleinigkeiten vergnügt ſind, wie die Kinder, und harmlos in allem Genuß finden, wie die Kinder! O wo iſt die Macht, die überirdiſche, die alles bezwingende, die aus meiner Seele alles, was ich weiß, was ich erkenne, was ich erfahren habe, mit einem Striche auslöſchen, und mir dieſen Kinderſinn, dieſe Einfalt des Herzens geben könnte?

Blum iſt auch wieder zurück. Er iſt ganz von Leonorens Unſchuld, oder vielmehr von ihrer Kopfloſigkeit, überzeugt, und eilt nun in ihre Arme. Alle Leiden ſind vergeſſen, alle Stürme haben ſich gelegt. Leonore, dieß ſchwache, armſelige Geſchöpf erſcheint ihm wieder, wie eine Gottheit, der er Unrecht gethan, gegen die er Fehler abzubüßen hat, und ſie werden — das weiß ich, das iſt mir unwiderſprechlich gewiß — ſie werden über alle Begriffe glücklich werden. Das ſind auch ein ſolches Paar Kinderſeelen, wie

meine Schweſter und ihr Bräutigam. Unausſteh-liche Menſchen, die man haſſen, und doch benei-den muß! Ich bin nur zu beweinen, mein Da-ſeyn iſt verfehlt, der Zweck meines Lebens zer-ſtört! — Bedauern Sie mich, meine Freundinn, und verzeihen Sie, wenn meine Briefe künftig noch ſeltener werden. Ich mag mit niemand, nicht mit meinen Verwandten, nicht mit Ihnen, ja nicht einmahl mit mir ſelbſt über mein Schick-ſal ſprechen.

Neun und sechzigster Brief.

Thereſe Friedberg an ihren Gemahl.

Weidenbach den 28. Februar 1799.

O mein lieber Mann! wo bleibſt du ſo lange? warum kann ich dich nicht in dieſen glücklichen ſchönen Augenblicken zu mir zaubern? Er iſt hier, er iſt mit Leonoren verſöhnt, meine Schweſter iſt unausſprechlich glücklich. Vor acht Tagen erhielt ich einen zweyten Brief von ihm, worin er mir meldete, daß er in *** angekommen ſey, daß er vor Verlangen glühe, Leonoren zu ſehen, und ihr das Unrecht abzubitten, das ſeine eiferſüchtige Übereilung ihr zugefüget hatte; aber er wage es nicht, unangemeldet zu kommen, weil er bey den ſchwankenden und traurigen Nachrichten über ihre Geſundheit fürchte, daß eine plötzliche Überraſchung ihr ſchädlich werden könnte. Übrigens athmete der Brief die heißeſte Liebe und Sehnſucht. Dir kann ich's geſtehen, Carl! du wirſt es nicht falſch deuten; ich

sprang wie ein Kind vor Freuden, und kaum hat mir in den Zeiten deiner Bewerbung ein Brief von dir so viel Vergnügen gemacht. Ich bezwang mich aber doch so weit, daß ich nicht im ersten Taumel zu Leonoren lief, wie mein Herz mich hieß, sondern daß ich mich zuerst ein wenig faßte, und auf die Art vorbereitete, wie ich ihr die Freudenbothschaft bringen wollte. Endlich ging ich zu ihr, den Brief in der Hand, und ließ ihr zuerst nur die Schrift sehen. Sie erkannte sie sogleich und sprang auf, ihn zu erhaschen; aber ich hielt ihn hoch empor, und neckte sie scherzend eine Weile. Endlich ließ ich sie theils durch die Freude, die aus meinen Blicken leuchtete, theils durch Fragen nach und nach den Inhalt errathen, und nun gab ich ihr den Brief. Ich glaubte sie genugsam vorbereitet; aber ich hatte mich geirrt, ich hatte nicht auf die Empfindlichkeit dieser weichen und so lange gebeugten Seele gerechnet. Sie las — las — und redete nicht. Mir fiel ein kleines Geschäft im Zimmer vor, und ich wandte mich von ihr weg. Ich erwartete, daß sie sprechen würde; aber sie sprach nichts. Endlich drehte ich mich nach ihr. Da saß sie bleich und beynahe ohnmächtig in den Stuhl zurück gesunken. Der Brief lag auf ihrem Schooße. Ich redete sie an;

aber sie antwortete mir nicht. Erschrocken ging ich nun hin zu ihr, und faßte sie beym Arm. Da brach ein Strom von Thränen aus ihren Augen; sie schlang ihre Hände fest um mich, und rief gewaltsam: „Er liebt mich, Thereſe! ich werde ihn sehen!" Sie blieb eine Weile beynahe starr. Endlich fingen ihre Thränen an, milder zu fließen, die Brust schlug in ruhigeren Schlägen, sie ließ die Arme sinken, lehnte sich an mich, weinte sanft, und sprach nur einzelne Worte, die aber wie Blitze die ganze Tiefe ihrer entzückten Seele enthüllten. Als sie sich ein wenig gefaßt hatte, bath sie mich, sie allein zu lassen. Ich ging. Nach einer Stunde ungefähr kam sie zu mir; ich sah, daß sie viel geweinet hatte. Auch glaube ich, daß sie gebethet haben mochte; denn einen solchen Ausdruck von himmlischer reiner Freude sah ich noch nie an einem Menschen. Sie war wie verwandelt. Ich habe dir geschrieben, daß sie schon seit dem ersten Briefe wieder ein wenig aufzuleben anfing, daß ihr Fieber aufgehört hat, und ihre Kräfte sich zu erhohlen beginnen. So wie die Tage länger wurden, und die wenigen lauen Stunden des Februars uns erlaubten, in den Garten zu gehen, sah ich recht deutlich, welche Macht Hoffnung und Frühling auf ein trauern-

des Gemüth haben. Ihr Herz schien zu schwellen und aufzugehen, wie die Knospen der Kornelkirschen und des Steinhollunders. Jetzt nach dem Briefe war sie ein anderes Wesen geworden: es war wieder ganz mein Lorchen, wie in den glücklichen Tagen unserer Jugend, wieder diese stille Heiterkeit ihres reinen Gemüthes, diese zarte Empfänglichkeit für alles Schöne und Gute, diese freundliche Theilnahme, die einst das Glück des kleinen Kreises ausmachte, in welchem sie lebte; nur störte jetzt zuweilen eine gewisse Unruhe, eine Spannung des Erwartens den stillen Frieden, der sie, und durch sie uns alle beseligte.

So ging es bis heute Vormittag. Wohl tausend Mahl hatte sie während dieser Tage aus dem Fenster nach der Straße gesehen, war bey jedem Geräusche von Wagen oder Pferden glühend roth und wieder blaß geworden, und hatte eben so oft bald mich, bald den Brief zu Rathe gezogen, wann Ferdinand wohl kommen könnte. Als bereits sechs Tage nach dem Empfang dieses Briefes und fünf seit der Beantwortung desselben, die ich sogleich absandte, verflossen waren, schienen auf's neue Schwermuth und Zweifel sich ihrer Seele bemächtigen zu wollen.

Heute lockte uns die außerordentliche Schönheit und erquickende Wärme des Tages in den Garten. Ich ging mit Leonoren spatzieren, und suchte sie durch allerley Gespräche zu zerstreuen; ich sprach von den Freuden des nahen Frühlings, von dem Glücke, das ihrer wartete u. s. w. Jetzt kam das Dienstmädchen, und rief mich ab. Ich verließ Leonoren bey der Geißblattlaube auf dem Blumenhügel, von wo sie den Garten und Hof übersehen konnte. Als ich in den Hof trat, flog die Glasthür des Saales auf, und — o du erräthst es schon — Blum stürzte mir entgegen, der mich im Hause vergebens gesucht hatte. Er umfaßte mich, und ich weinte herzlich, als ich ihn nach zwey langen Jahren wieder sah, ihn, den ich von Jugend auf wie meinen theuren Verwandten betrachtet und geliebt, und der so manche Freude, so manchen Kummer über meine Schwester und uns alle gebracht hatte. Er fühlte meine Rührung, und theilte sie. Wir blieben eine Weile stumm. Endlich rief er hastig: „Wo ist sie? ist sie gesund? haben Sie mich nicht getäuscht?" setzte er heftig und wildforschend hinzu; denn er mochte vielleicht mein Schweigen mißverstehen. „Sie ist wohl,' antwortete ich schnell; „sie ist im Garten, wir wollen zu ihr." Ich dachte ihm

einen Vorſprung abzugewinnen, und Leonoren ein wenig vorzubereiten. Aber daß er mir ſo viel Zeit gelaſſen hätte! Wie wir zur Gartenthür kamen, erblickte er Leonoren auf dem Hügel. Sie ſehen, und vor mir vorbey auf ſie zufliegen, war Eins. Ich mochte rufen, reden, was ich wollte, er hörte nicht; und ehe ich mich beſinnen konnte, ſah ich ſie ihm entgegen ſchweben, ihn auf die Kniee ſtürzen, und ſie an ſeine Bruſt ſinken. „O mein Gott!" rief er auf einmahl, „ſie ſtirbt! und ich habe ſie getödtet." Ich erſchrak ſo ſehr, daß ich kaum im Stande war, den Hügel hinaufzuſteigen. Als ich bey ihnen war, ſah ich Leonoren wirklich bleich, und ohne alle Bewegung in ſeinen Armen liegen. Aber ich erkannte wohl, daß da nicht an's Sterben zu denken war. Nichts deſto weniger that ich ernſtlich böſe über ſeine Heftigkeit; und du hätteſt ſehen ſollen, mit welcher Demuth und Zerknirſchung der gute Junge meine Vorwürfe anhörte, wie er mich und Leonoren um Verzeihung bath! Wer hätte ihm länger zürnen können? Er bath ſo rührend und ſo ſchön, daß es mich nicht Wunder nimmt, wenn ihm Leonore auf das erſte Wort alles vergeben hat. Wir trugen indeß Leonoren auf das Kanapeh in der Laube; ich hielt ihr Engliſches Salz vor, und ſie

erhohlte ſich. Sie ſchlug die Augen auf; ihr erſter Blick fiel auf den Wonnetrunkenen, der ihr jetzt auf's neue zu Füßen ſank. Ihr erſtes Wort war: „Ferdinand!" Aber, wie ſie den Nahmen ausſprach, ſo ſpricht ihn nur einſt ſein Schutzgeiſt aus, wenn er ihn in den Auen des Friedens empfängt. Ich merkte, daß ich nun nicht weiter nothwendig ſeyn würde, und ſchlich mich, ohne von den Glücklichen vermißt zu werden, leiſe hinter ihnen weg, dem Hauſe zu, um einige Anſtalten zu machen.

Als ich nach einer ziemlichen Weile wieder in den Garten ging, um ſie zum Speiſen zu hohlen, hüpften die Kinder mit, um den lieben Pathen zu ſehen. Er und Leonore ſaſſen mit verſchlungenen Armen auf dem Kanapeh in der Laube, und ſprachen ſehr eifrig. Die Kinder ſprangen an ihn hinan; er grüßte und küßte ſie alle herzlich, erkundigte ſich um alles ſo freundlich, was ſie betraf, was ſie lernten, ſpielten u. ſ. w., daß es mich innig freute. „Das iſt Leonorens Liebling!" ſagte ich bedeutend, indem ich den kleinen Ferdinand an ihn hinſtellte; „ſie iſt den ganzen Winter ſeine Lehrmeiſterinn und Erzieherinn geweſen." Er drückte den Knaben an ſein Herz, und Leonore erröthete. Dann ſetzte er ihn ihr auf den Schooß, ſie bückte ſich

zu dem Knaben; er sah die Gruppe mit leuchtenden Augen an. „Wir werden sehr glücklich seyn!“ rief er, schlug den einen Arm um Leonorens Schulter, und zog mit der andern Hand die ihrige an seine Lippen. Ich verstand ihn sehr wohl, und auch Leonore fühlte dasselbe; denn sie erröthete noch mehr, sie zog ihre Hand aus der seinen, und verbarg ihre glühenden Wangen an dem Knaben, mit dem sie sehr geschäftig zu schäkern anfing. Nun trieb ich sie endlich fort, weil die Suppe schon eine Weile auf dem Tische stand. Sie stand auf, und jetzt erst sah ich, wie sehr die Freude Leonoren erschüttert hatte. Sie schwankte, und Blum führte oder trug sie vielmehr aus dem Garten in den Speisesaal. Daß die Glücklichen wenig sprachen, und noch weniger aßen, kannst du denken. Ich mochte sie auch nicht viel stören; denn alle Gespräche, worein ich sie hätte verwickeln können, wären nicht so süß, so anziehend gewesen, als die Gefühle, in denen sie schwelgten. Jetzt sind sie in Leonorens Zimmer und spielen Clavier, schwatzen und singen. Mich brauchen sie nicht; und ich benutze die Zeit, um dir alles das zu berichten, woran du sicher den wärmsten Antheil nimmst. Wär's denn nicht möglich, daß du diese Woche zurückkämest? Ferdinand bleibt acht Ta-

ge bey uns, und hätte wegen der Heirath und seines Etablissements nothwendig mit dir zu sprechen. Komm doch, lieber Carl! und genieße den Anblick zweyer unaussprechlich Glücklicher, der deinem schönen Herzen gewiß angenehm seyn wird.

Siebzigster Brief.

Leonore von Brandner an Lisette Seefeld.

Weidenbach den 14. März 1799.

Ich bin wohl ein undankbares Geschöpf, daß ich meiner treuen, liebevollen Freundinn mein Glück so spät bekannt mache! Lisette, gute theure Seele! ich bin glücklich, wir sind wieder vereinigt, und keine Macht der Welt soll uns mehr trennen! In vier Wochen, so bald nähmlich die nöthigsten Anstalten gemacht seyn werden, wird unsere Verbindung vollzogen, und deine Leonore, das unglückliche kummervolle Mädchen, zum glücklichsten Weibe auf Erden werden. Blum war bey uns durch acht Tage. Gestern ist er wieder fort, und heute habe ich so viel Besinnung gesammelt, um dir alles zu schreiben. Zuweilen glaube ich noch, es sey nur ein Traum. O mein Gott! wie oft habe ich mir den Winter hindurch in einsamen Stunden solche Scenen, solche Möglichkeiten gedacht, wie

alles gehen könnte und müßte, wenn ich auf dieser Welt noch ein Mahl recht glücklich werden sollte! Und jetzt ist's geschehen. Ich habe ihn wieder, er ist mein, auf ewig mein! er zweifelt nicht mehr an mir, mein ganzes Herz liegt offen, wie in unserer Kindheit, vor ihm; es ist kein Gedanke, kein Wunsch, kein Gefühl darin, das nicht durch ihn, für ihn entstanden, und ihm ganz bekannt wäre. Wenn er an meiner Seite saß, wenn ich den Ton seiner Stimme hörte, seine Gedanken in seinen Augen las, o dann zweifelte ich nicht, daß ich wirklich glücklich sey! aber in einsamen Stunden, und besonders jetzt, da er wieder fort ist, ist mir's, als könnt' ich's nicht glauben, und ich habe mir schon ein paar Mahl ein lautes Lachen von meiner Schwester und meinem Schwager zugezogen, wenn ich sagte: ich fürchtete, ich hätte die acht Tage über nur geträumt. Doch ich schreibe so lange, und du hast noch nicht den Hergang der Sache erfahren. Ich will versuchen, dir so ordentlich zu erzählen, als ich kann. Vor vierzehn Tagen ungefähr bekam meine Schwester einen zweyten Brief. O Lisette! welch ein Brief! Er schrieb ihr, daß er nicht aufgehört hätte, mich zu lieben, daß er einsehe, er habe Unrecht gegen mich, daß er mich um Verzeihung und

um die Erlaubniß bitten lasse, mich zu sehen. Lisette! kannst du denken, kannst du mir nachfühlen, was ich denken und empfinden mußte, als meine Schwester mir den Brief gab? Ich war im eigentlichen Verstande außer mir; und nur das Zureden meiner Schwester brachte mich wieder zur Besinnung und zum Bewußtseyn meines Glückes. O Gott! nach einem vollen Jahre der Trennung, nach so vielen Mißverständnissen, so vielen Schmerzen, so vielen Thränen mich auf einmahl wieder in die vorige Seligkeit zurückgesetzt zu sehen, das war mehr, als mein schwaches Herz tragen konnte! Ich mußte allein seyn, ich mußte durch Thränen und Gebeth der gepreßten Brust Luft machen. Von dem Augenblicke an erwartete ich Ferdinanden mit jeder Minute, jedes Geräusch zog mich an's Fenster, und brachte eine sieberhafte Erschütterung in mir hervor. Dennoch befand ich mich besser, als seit langer Zeit, und alle diese Stürme griffen mein sonst so schwaches Nervensystem nicht an. Ach, es waren ja Stürme der Freude! Indessen vergingen vier, fünf, sechs schmerzlich lange Tage. Therese hatte sogleich den folgenden Tag geantwortet, durch eine Estaffette den Brief geschickt, und ihn gebethen, so bald als möglich zu kommen; aber mein ungeduldiges Herz glaubte, er

würde die Antwort nicht abwarten, und dem Briefe gleich folgen. Ach, er war zartfühlender, bescheidener, als ich dachte. Er wagte es nicht zu kommen, bis er nicht die Erlaubniß hatte; und so verspätete sich seine Ankunft. Aber so manche Thräne, so manche Herzensangst mich diese Verzögerung kostete, so sehe ich doch jetzt ein, daß sie gut war. Lisette! ich glaube, meine Freude wäre zu unmäßig, zu unbedingt gewesen, ich hätte mein Glück nicht verdient. Durch jene niederschlagenden Gefühle lernte ich mich mit Demuth und Zittern freuen, und nun wurde ich glücklich; denn meine Angst hat die Nemesis versöhnt. Am letzten Hornung — o der Tag wird mir unvergeßlich bleiben! — es war ein ungemein schöner, lauer Frühlingstag; die Natur schien an meiner kommenden Freude Theil zu nehmen, und mich durch frohe Frühlingsgefühle darauf vorzubereiten — ich ging mit Theresen in den Garten. Ein warmer Hauch wehte über die Erde, die Grasspitzen drangen hervor, die Schneeglöckchen und Zeitlosen öffneten sich dem Strahle der Sonne; alles schien von einem freudigen Vorgefühle des nahen Lenzes durchdrungen. Da wurde Therese abgerufen. Ich blieb auf einem Hügel stehen, von wo aus ich den Garten und den Hof übersehen konnte. Wie

sie auf den Hof kam, flog die Thür des Speisesaals auf, und — er — er stürzte meiner Schwester in die Arme. Mir verging Himmel und Erde bey dem Anblicke dieser Gestalt! Ich hatte ihn beym ersten Blicke erkannt, ich wollte ihm entgegengehen; aber meine Füße trugen mich nicht, ich mußte mich an dem Tische, der neben mir stand, halten. Jetzt sah ich ihn zum Garten herein und gerade auf mich zu eilen, er flog mehr, als er ging; ich schwankte ein paar Schritte vorwärts, da sank er mit dem Ausdrucke: „Kannst du mir vergeben, Leonore?" zu meinen Füßen nieder. Ich konnte nicht reden, meine Sinne schwanden; ich sank ohne Bewußtseyn an seine Brust. Als ich zu mir kam, fand ich mich auf dem Sopha in der Laube, meine Schwester um mich beschäftigt, und ihn zu meinen Füßen. Ich wollte ihn aufheben, aber ich mußte das Wort Verzeihung aussprechen, ehe er aufstand. Nun saßen wir beysammen, wir hielten uns umschlungen, und hatten uns so viel zu sagen; aber keines vermochte ordentlich zu erzählen, und dennoch verstanden wir uns.

So ging es uns die ganzen acht Tage. Ich habe ihm noch eine Menge Dinge nicht gesagt, von denen ich so gern gesprochen hätte; und doch waren wir beständig beysammen, und schwatzten

beständig ungestört mit einander. O meine Lisette! was waren das für acht Tage! Sieh, wenn ich jetzt sterben müßte, so könnte ich doch sagen, daß ich Trotz allem, was ich ausgestanden habe, das glücklichste Geschöpf auf Erden war; denn ich habe durch acht Tage die Freuden des Himmels rein und ungestört genossen. Aber ich hoffe, ich werde leben, mit ihm, für ihn, durch ihn leben, und unaussprechlich glücklich seyn.

Es ist mir jetzt alles klar nach dem, was mir Ferdinand erzählt hat, und ich begreife deutlich den Zusammenhang aller Begebenheiten seit dem ersten Eintritte in euer Haus. Juliane, die unglückliche, bedauernswerthe Juliane hat ihn geliebt. Daher ihr glühender Haß gegen mich, ihr Bestreben, mich von ihm zu trennen, und zuletzt ihr verzweifelter Entschluß, dem Grafen ihre Hand zu geben. Wenn sie wüßte, wie herzlich ich ihr vergebe, wie manche Thräne des Mitleids ihrer unglücklichen Leidenschaft geflossen ist, sie würde aufhören, mich zu hassen! Sollte einst ihr stolzes verschlossenes Herz sich gegen dich wieder in schwesterlichen Empfindungen öffnen, so vergilt ihr all ihr Leiden, allen Kummer, den sie dir und mir gemacht hat, mit Wohlwollen und Liebe. Ach, sie ist ja ohne dieß so unglück-

lich, daß wir nichts Heiligeres zu thun haben, als ihr schweres Loos zu erleichtern!

Ferdinand hat einen himmlischen Plan für unser künftiges Leben entworfen. Die Gegend hier herum gefällt ihm so sehr, und es war schon so lange sein Wunsch, auf dem Lande zu leben, daß er begierig diese Gelegenheit ergriffen hat, die sich ihm jetzt darbiethet, dieses Project sogleich auszuführen. Mein Schwager, der vor vier Tagen zurückgekommen ist, um unsere Freude zu theilen und zu erhöhen, hatte längst gewünscht, noch einen Compagnon zu haben, der ihm die Last seiner Geschäfte, die er nicht mehr allein bestreiten kann, zum Theil abnähme, und der zugleich durch eigenes Vermögen sich selbst, und den Schwager in Stand setzte, den Eisenhandel und noch verschiedene andere Geschäfte, die der Schwager sehr glücklich macht, im Grossen zu treiben. Beydes findet er nun an Blum. Dieser ist ganz entschlossen, alles Übrige aufzugeben, und sich mit Friedberg zu associiren. Durch einen glücklichen Zufall ist ein beträchtlicher Freyhof, eine Viertelstunde von hier, zu verkaufen. Dort wollen wir wohnen, und in dieser paradiesischen Gegend, im Schooße der Natur, im Arme der Liebe und Freundschaft sollen die künftigen Tage des glücklichen Lorchens verfließen.

Blum ist jetzt in die Stadt zurück, um die nöthigen Anstalten zu treffen; und wenn wir verheirathet sind, wird er mich auf einige Wochen in die Stadt führen, um dich und deine edle Schwägerinn zu sehen, der ich so viel zu danken, und so viel abzubitten habe.

LIBRARY
MAR 22 1976
UNIVERSITY OF TORONTO

PLEASE DO NOT REMOVE
CARDS OR SLIPS FROM THIS POCKET

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY

PT
2445
P8L4

Pichler, Karoline von
Greiner
Leonore